P.o. germ.
54
3

P. o. germ 54 5

Asbjörnsen

Digitized by Google

<36604750900014

<36604750900014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Ein Märchen-Strauß

von

P. Chr. Asbjörnsen und J. G. Th. Gräße.

Mit vielen Holzschnitten

nach Originalzeichnungen von Emil Sachsse.

Dresden,

Druck und Verlag der Königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhne.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorwort.

Der Unterzeichnete ward bereits schon vor längerer Zeit von dem Herrn Verleger dieses Buches aufgefordert, ihm doch eine Sammlung von in unserem Vaterlande noch wenig oder gar nicht bekannten Märchen zusammenzustellen. Er unterzog sich diesem ehrenvollen Auftrage mit um so größerer Bereitwilligkeit, als ihm bei seiner im Gebiete des Märchens so reichhaltigen Bibliothek hinreichende Mittel zu Gebote standen, nach Kräften dem Wunsche seines Herrn Verlegers zu genügen.

Ich beabsichtigte daher Anfangs nur, eine Anzahl der verschiedensten orientalischen Märchen in einem Gegensatze zu nordischen und englischen mitzutheilen, allein ein gewiß für mein Unternehmen günstiger Umstand ließ mich meinen Plan ändern. Seit zwei Jahren hielt sich nämlich auf der Forstakademie zu Tharandt im Auftrag der königlich norwegischen Regierung mein hochverehrter Freund, der bekannte Naturforscher aus Christiania, Herr P. Chr. Asbjörnsen, auf, um daselbst die forstwissenschaftlichen Einrichtungen zu studiren. Derselbe hat durch seine im Vereine mit dem Herrn Pastor J. Moe in den Jahren 1843—1844 publicirte Sammlung norwegischer

Digitized by Google

Volksmärchen*) nicht blos die eigentliche Kunstform der norwegischen schönwissenschaftlichen Prosa geschaffen, sondern auch durch die Aufschlüsse, welche die von ihm bekannt gemachten Märchen über die Genealogie der ganzen europäischen Märchenliteratur überhaupt geben, durch die Frische und Neuheit ihres Inhalts und durch die vortreffliche Darstellung überhaupt in diesem Felde der Literatur entschieden Epoche gemacht. Ich habe ihn daher aufgefordert, mit mir zusammen vorliegende Märchensammlung zur Herausgabe zu übernehmen und hat derselbe dieser meiner Bitte auf das Bereitwilligste entsprochen. Natürlich konnte er, in so weiter Entfernung von seinem Vaterlande, abgeschnitten von allen seinen handschriftlichen Sammlungen keine ungedruckten Märchen liefern, ebensowenig durfte er, da die erste Ausgabe seiner Märchen bereits in einer deutschen Uebertragung von Bresemann vorlag, solche Märchen auswählen, die bereits in dieser letztern enthalten waren, er zog es also vor, der zweiten Auflage seiner Märchensammlung (v. J. 1852) solche Märchen zu entnehmen, die in der ersten nicht mit begriffen waren, dieselben zu übersetzen, und um so

---

*) Norske Folkeeventyr samlede og fortalte af P. Chr. Asbjørnsen og Jørgen Moe. Christiania 1843—44. 2 Theile in 12. (Deutsch von Bresemann. Berlin 1847. 2 Theile in 12.)

Anden forøgede Udgave. Christiania 1852 in 12.

Andere Märchen desselben Verfassers finden sich in den 3 Jahrgängen seines: Juletræt for 1850—1853. En Samling of norske Folke og Børne Eventyr. Med Illustr. Christiania 1850—53 in 12.

Digitized by Google

eine desto größere Vollständigkeit zu erzielen, auch Märchen anderer Nationen des Nordens hinzuzufügen.

Es bedarf wohl kaum noch der Erwähnung, daß jedem Freunde der Märchenliteratur hiermit eine willkommene Gabe geboten werden wird, und ich füge nur noch hinzu, daß Herr Asbjörnsen so gut, als er es vermochte, die hier mitgetheilten Märchen deutsch niederschrieb und ich dann seine Uebersetzung möglichst stylisirte und redigirte. Läßt nun aber meine Verarbeitung seines Textes sicher Manches zu wünschen übrig, so bitte ich dies damit zu entschuldigen, daß ich so wenig als möglich an der Asbjörnsenschen Darstellungsweise ändern wollte. Jedenfalls aber ist für etwaige Mängel die Schuld nicht meinem verehrten Freunde, sondern mir allein zuzurechnen.

Durch die Theilnahme des Herrn Asbjörnsen mußten natürlich auch meine Beiträge auf ein viel geringeres Maß zurückgeführt werden. Aus diesem Grunde habe ich auch nur ein einziges, allerdings längeres orientalisches Märchen wegen seiner höchst merkwürdigen Moral mitgetheilt, und es vorgezogen, dafür eine Anzahl fast noch ganz unbekannter englischer Märchen zu bearbeiten. Unter diesem steht an Werth das erste von Thomas Däumling jedenfalls oben an, indem es zwar mit bekannten deutschen Märchen, wenn auch nur in einzelnen Zügen, einige Aehnlichkeit hat, sonst aber meines Wissens außer in einem Auszuge bei „Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen," Bd. III. 1856. Seite 318 ꝛc. noch gar nicht in unsere Sprache übergegangen war.

Digitized by Google

Sollte unsere Sammlung Beifall finden, so sind wir entschlossen, eine zweite folgen zu lassen, und in dieser würde ich vorzugsweise ansprechende und noch nicht in die deutsche Sprache übergegangene morgenländische, Herr Asbjörnsen aber noch ungedruckte norwegische Märchen mittheilen.

Ich habe am Schlusse bei jedem Märchen die Quelle mitgetheilt, nach der wir dasselbe bearbeiteten, auf Vergleichungen mit Märchen anderer Nationen konnte ich mich jedoch, des beschränkten Raumes wegen und darum, weil der Zweck unseres Buches kein eigentlich wissenschaftlicher ist, nicht einlassen.

Noch haben wir mit besonderer Dankbarkeit die Bereitwilligkeit der geehrten Verlagshandlung, unser Buch möglichst schön auszustatten, anzuerkennen und hege ich die Hoffnung, daß die geistreichen Zeichnungen des Herrn Malers Sachße nicht wenig zu einer freundlichen Aufnahme desselben im Publikum beitragen werden.

Etwaige Druckfehler, z. B. „tartarisch“ für tatarisch Seite 55, „Lavik“ für Savik, Seite 76, und „Kjoris“ für Kjäris Seite 79, bitten wir nachsichtig verbessern zu wollen.

Dreden, 1. October 1858.

Dr. J. G. Th. Gräße.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

1. Thomas Däumling. Englisches Märchen, bearbeitet von Gräße . . . . . 1—13
2. Die kleinen Leute auf der Sandfläche. Norwegisches Märchen, erzählt von Asbjörnsen . . 13—21
3. Der starke Dummbusel. Englisches Märchen, bearbeitet von Gräße . . . . . 22—38
4. Der Hahn, welcher in die Braupfanne fiel, erzählt von Asbjörnsen . . . . . 39—40
5. Der Bär und der Fuchs. Norwegisches Thiermärchen, erzählt von Asbjörnsen . . . . . 41—44
6. Bauer Wetterwolke. Norwegisches Märchen, erzählt von Asbjörnsen . . . . . 44—54
7. Goldkuckuck. Tatarisches Märchen, erzählt von Asbjörnsen . . . . . 55—58
8. Das blaue Band. Norwegisches Märchen, erzählt von Asbjörnsen . . . . . 58—75
9. Die beiden Zauberer. Samojedisches Märchen, erzählt von Asbjörnsen . . . . . 76—78
10. Der Fuchs und der Bär. Lappländisches Thiermärchen, erzählt von Asbjörnsen . . . . . 79—84
11. Der Riese und Johannes Bläsheim. Norwegisches Märchen, erzählt von Asbjörnsen . . . 85—88

Digitized by Google

	Seite.
12. Guldfäbla. Norwegiſches Märchen, erzählt von Asbjörnſen	89—96
13. Das Bocksmädel. Norwegiſches Märchen, erzählt von Asbjörnſen	97—105
14. Der Zauberring. Aegyptiſches Märchen, erzählt von Gräße	106—144
15. Das Schiff des Trollen. Finniſches Märchen, erzählt von Asbjörnſen	145—154
16. Die redenden Fichten. Finniſches Märchen, erzählt von Asbjörnſen	155—159
17. Das goldene Schloß, welches in der Luft hing. Norwegiſches Märchen, erzählt von Asbjörnſen.	160—178
18. Die drei goldenen Köpfe im Brunnen. Engliſches Märchen, erzählt von Gräße . . .	179—184
19. Der Ochſe von Norwegen. Engliſches Märchen, erzählt von Gräße	185—188
20. Das Mädchen und der Froſch. Engliſches Märchen, erzählt von Gräße	189—192
21. Die Tochter des Wolfskhan. Tatariſches Märchen, erzählt von Asbjörnſen	192—203
22. Die Geſchichte von der kleinen Schipp-Schipp. Engliſches Märchen, erzählt von Gräße	204—206
Anmerkungen	207—208

Thomas Däumling.

Engliſches Märchen.

In den Tagen des guten Königs Arthur von England lebte an deſſen Hofe ein gewaltiger Zauberer, der hieß Merlin. Einſt machte derſelbe eine Reiſe und da es ſehr heiß war und er gewaltigen Durſt empfand, pochte er an die Thür eines Bauerhauſes, an das er auf ſeinem Marſche gekommen war, und bat um eine Erquickung. Die Bauerfrau brachte ihm auch unter

vielen Bücklingen eine reichliche Portion Milch in einer hölzernen Schale und ein Stück Schwarzbrod dazu auf einem hölzernen Teller. Meister Merlin setzte sich also nieder und ließ sich den Imbiß wohl schmecken, während er aber aß, schweiften seine Augen überall herum und so sah er denn bald, daß obwohl Alles in dem Hause nett und blank und ordentlich aussah, gleichwohl der Bauer und seine Frau die traurigsten Gesichter von der Welt machten. Er fragte sie also nach der Ursache ihrer Bekümmerniß und so hörte er denn, sie wären darum so traurig, weil sie keine Kinder hätten. Die arme Frau sagte mit Thränen in den Augen, sie würde das glücklichste Geschöpf auf der Welt sein, wenn sie einen Sohn hätte, und wäre er auch nicht größer als seines Vaters Daumen. Meister Merlin machte nun aber der seltsame Wunsch der Frau, ein Kind zu bekommen, das nicht größer sein sollte, als seines Vaters Daumen, nicht wenig Spaß und da er es auch sonst liebte, einen Jeden beim Worte zu halten, so ließ er, sobald er nach Hause gekommen war, alsbald die Feenkönigin, deren guter Freund er war, zu sich entbieten und theilte ihr den Wunsch des Bauers und seiner Frau mit. Der Fee gefiel dieser Plan außerordentlich und sie erklärte sogleich, der Wunsch solle in Erfüllung gehen.

Dem gemäß bekam die Bauerfrau wirklich einen Knaben, der genau so groß und so dick war, wie seines Vaters Daumen. Wie nun die Mutter eben in ihrem Bette auffaß und den kleinen Kerl bewunderte, kam die Feenkönigin zum Fenster hereingeflogen, küßte das Kind und nannte es Thomas Däumling. Gleichzeitig rief sie aber verschiedene andere Feen aus dem Feenlande herbei und befahl ihnen, ihren kleinen Schützling zu kleiden. Die machten ihm denn einen Hut aus einem schönen Eichblatt, sein Hemdchen von Spinnwebe, Höschen und Wämmschen von Distelflaum, Strümpfchen von der Schale eines rothbäckigen Apfels und die banden sie ihm mit den zwei feinsten Härchen aus seiner Mutter Augenwimpern, endlich gaben sie ihm Schuhe, die aus der Haut eines Mäuschens gemacht waren, und zwar die Härchen nach innen, damit das Kindchen ja einen recht weichen Gang hätte.

Nun ward aber Monsieur Thomas niemals größer als seines Vaters Daumen, und der war auch keiner von den größten, als er aber älter ward, ward er dafür immer listiger und schlauer, so daß ihn seine Mutter gar nicht genug für seine Schelmereien züchtigen konnte. Wenn er zum Beispiel mit andern Knaben um Kirschkerne spielte und alle die seinigen verloren hatte, da kroch er in die Taschen der großen Jungen hinein, holte sich aus ihrem Vorrathe unbemerkt die seinigen voll und kehrte dann wieder zum Spiele zurück. Da wollte es sein Mißgeschick, daß, als er eben wieder einmal einen Angriff auf einen Sack voll Kirschkerne machen wollte, der Knabe, dem dieser gehörte, es gewahr wurde. Aha! mein kleiner Däumling, sagte der Junge, habe ich Dich endlich einmal bei Deinen bösen Streichen erwischt? Na, warte, ich will Dir das Stehlen eintränken! Er zog also den Riemen des Säckchens fest um den Hals Monsieur Däumlings zusammen, so daß dieser aus dem Beutel blos mit dem Kopfe herausschaute, gerade wie der Frosch aus der Buttermilch, dann schüttelte er den Sack aus Leibeskräften und die Kirschkerne zerbläuten die Beine, und Schenkel und den ganzen Leib des kleinen Mannes Gotts jämmerlich, bis er sich aufs Bitten legte, und heilig und theuer versprach, er wolle niemals so etwas wieder thun.

Indeß rächte er sich schon am nächsten Tage für seine Einkerkerung an ihnen. Denn da hing er eine Reihe Gläser an einen Sonnenstrahl auf und als dieß seine Kameraden sahen und es ihm nachthun wollten, aber natürlich nicht die Feengaben Meister Däumlings hatten, so zerbrachen sie alle ihre Gläser und wurden dafür tüchtig von ihren Eltern ausgepeitscht, während der kleine Kobold sich über ihr Mißgeschick halb todt freute und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Die großen Jungen waren aber über den Streich, den er ihnen gespielt hatte, so erbost, daß seine Mutter sich nicht mehr getraute, ihr Früchtchen länger in ihrer Gesellschaft zu lassen. Sie nahm ihn also mit nach Hause und hieß ihn, ihr bei allen den Arbeiten zur Hand gehen, die für einen so kleinen Kerl passend waren.

Als ſie nun eines Tages einen Teig zu einem Pudding einrührte, ſtand Monſieur Thomas an dem Rande des Aſches mit einem Lichte in der Hand und ſchaute hinein, um zu ſehen, was ſie denn da eigentlich mache. Unglücklicherweiſe aber fiel er, als ſie ſich einmal umdrehte, in den Aſch hinein, und da

ſie ihn nicht vermißte, ſo rührte ſie ihn ſtatt eines Stückchen Butters in den Pudding und that denſelben dann in den Keſſel und ihren Thomas mit. Aber die arme Frau mußte ihre Unaufmerkſamkeit theuer bezahlen, denn Meiſter Thomas ſpürte nicht ſobald das heiße Waſſer, als er wie toll darin herumtanzte,

und der Pudding drehte sich natürlich auch herum, bis sie vor Schreck ganz außer sich und seelensfroh war, daß sie ihn an einem Kesselflicker, der zufällig die Straße daher kam, verschenken konnte.

Der war nicht wenig dankbar für ein so annehmbares Geschenk und empfand schon im Voraus den Vorgeschmack eines Schmauses, wie er ihn seit vielen Tagen nicht gehalten hatte. Aber seine Freude war nur von kurzer Dauer, denn als er gerade über einen Zaun stieg, mußte er stark niesen und Thomas, der bis dahin mäuschenstill gewesen war, brüllte auf einmal: Halloh, zur Gesundheit! Da erschrak der Kesselflicker dermaßen, daß er den Pudding ins Feld warf und davonlief, so schnell ihn seine Beine trugen. Durch den Fall aber ging der Pudding in Stücken und Meister Thomas kroch heraus und lief nach Hause zu seiner Frau Mutter, die über seine Abwesenheit bereits untröstlich war.

Eines Tages nahm ihn seine Mutter mit auf's Feld, um ihre Kühe zu melken, und da es sehr windig war, band sie ihn mit einem Faden Zwirn an eine Distel, damit er nicht von dem Winde weggeblasen werden könne. Als aber die Kuh sein Hütchen von Eichenblatt sah, nahm sie ihn sammt der Distel auf einen Bissen ins Maul. Während sie nun aber die Distel kaute, brüllte Thomas voll Schrecken über ihr großes Gebiß, welches bereit zu sein schien, ihn in Kochstückchen zu zermalmen, so laut als er konnte: Mutter, Mutter! Wo bist Du, mein Thomaschen, mein Herzensthomas? antwortete diese. Hier, Mutter, hier in dem Maule Deiner rothen Kuh! Nun begann seine Mutter zu schreien und ihre Hände zu ringen, die Kuh aber, die über den seltsamen Lärm in ihrem Schlunde erschrak, öffnete ihr Maul und ließ ihn herausfallen. Seine Mutter aber steckte ihn in ihre Schürze und lief mit ihm nach Hause.

Nun folgte bald ein Unglück über das andere. Eines Tages nahm ihn sein Vater mit auf's Feld, wo er pflügen wollte, und gab ihm eine Gerstenähre als Peitsche, mit der er die Ochsen antreiben sollte, aber auf einmal versank er in eine tiefe Furche.

Da trug es sich zu, daß ein Rabe, der vorüberflog, ihn mit einem Gerstenkorne aufpickte und mit ihm bis auf einen hohen Felsen

flog, wo die Burg eines Riesen stand, und zwar auf der nach der See zugelegenen Seite derselben, und hier ließ er ihn fallen. Der alte Grumbo aber, so hieß der Riese, der die Gewohnheit hatte, in der Frühe auf seiner Terrasse einen Spaziergang zu machen, verschlang unsern Thomas mit Haut und Haar, Kleidern und Stiefeln wie eine Pille zum Frühstück. Als er aber in seinem Magen war, rumorte er dermaßen darin herum, daß das Ungeheuer froh war, sich seiner wieder entledigen zu können und so spie er den boshaften, kleinen Teufelskerl drei Meilen weit in die See hinein.

Der indeß ertrank nicht, denn kaum war er auf der Oberfläche des Wassers niedergefallen, als ihn ein ungeheuerer Fisch wegschnappte, der jedoch selbst kurz darauf von einem armen Fischer gefangen und als Neujahrsgeschenk von diesem dem König Arthur zugeschickt ward. Als ihm nun der Bauch aufgeschnitten wurde, da freute sich alle Welt über den kleinen Thomas Däum-

ling, der darin ſteckte. Der König machte ihn zu ſeinen Leibzwerg und bald ward er der Günſtling des ganzen Hofes, denn er machte mit ſeinen luſtigen Streichen der Königin und den Rittern der Tafelrunde vielen Spaß. Wenn der König ausritt, nahm er häufig unſern Thomas mit, indem er ihn auf ſeine Hand ſetzte, kam nun aber ein Regenguß, ſo kroch er in ſeine Weſtentaſche und ſchlief darin, bis der Regen vorüber war.

Eines Tages befragte ihn der König über ſeine Eltern, und als Thomas ſeiner Majeſtät geſagt hatte, daß ſie ganz armes Volk ſeien, führte ihn derſelbe in ſeine Schatzkammer und ſagte ihm, er ſolle ſeinen Verwandten einen Beſuch abſtatten und ſoviel Geld mit ſich nehmen, als er fortbringen könne. Meiſter Thomas ſchaffte ſich nun einen kleinen Beutel an, ſteckte einen Silberdreier hinein, nahm ihn mit vieler Mühe und Schwierigkeit auf den Rücken und langte nach einem Marſche von zwei Tagen und zwei Nächten an ſeines Vaters Hauſe an. Seine Mutter kam ihm an der Thür entgegen, wie er eben todtmüde hinſinken wollte, denn er hatte in 48 Stunden beinahe eine halbe Meile gemacht und dabei die ungeheure Laſt eines Silberdreiers auf ſeinem Rücken getragen. Seine Eltern freueten ſich nicht wenig, ihn wiederzuſehen, vorzüglich weil er eine ſo ungeheuere Summe Geldes mitgebracht hatte. Sie ſetzten ihn in eine Wallnußſchale an den Heerd und bewirtheten ihn drei Tage lang mit dem Fleiſche einer Haſelnuß, allein das machte ihn krank, denn gewöhnlich reichte eine ganze Nuß einen Monat lang für ihn aus. Indeß erholte er ſich bald wieder, allein er konnte ſeine Rückreiſe nicht wieder antreten, weil es geregnet hatte. Alſo ſetzte ihn ſeine Mutter auf ihre Hand und blies ihn mit einem tüchtigen Hauch bis an den Hof König Arthurs.

Hier unterhielt Meiſter Thomas den König, ſeine Gemahlin und Ritter mit Lanzenbrechen und Turnieren, ſtrengte ſich aber dabei ſo an, daß ihn eine ſchwere Krankheit überfiel und ſein Leben bald keinen Heller mehr werth war. In dieſem Augenblicke langte aber die Feenkönigin auf ihrem, von geflügelten Mäuſen gezogenen Wagen an, legte unſeren Thomas mit hinein und durch-

eilte die Lüfte, ohne eher anzuhalten, als bis sie bei ihrem Palaste angekommen war. Nachdem sie ihm hier seine Gesundheit wiedergegeben und erlaubt hatte, sich an allen den lustigen Unterhaltungen, die im Feenlande gebräuchlich sind, zu ergötzen, ließ sie einen sanften Wind kommen, stellte den kleinen Thomas vor sich hin

und blies ihn schnurgerade an den Hof König Arthurs. Gerade als er sich aber in dem Hofe des Palastes zur Erde senken wollte, ging der Hofkoch mit einer großen Schüssel Weizenbrei für den König, der diese Speise sehr gern aß, vorüber und der arme Thomas Däumling plumpste mitten hinein und spritzte den heißen Brei dem Koche in die Augen. Natürlich ließ dieser die Schüssel auf die Erde fallen. O mein Lieber! mein Guter! schrie Thomas. Mörder, Mörder! brüllte der Koch und fort lief der schöne Weizenbrei des Königs in die Gosse.

Der Koch war ein roth-gesichtiger, mürrischer Bursche und schwur dem König, daß Thomas dieß aus lauter purer Bosheit gethan habe; er ward also ergriffen, verhört und verurtheilt, geköpft zu werden. Als Thomas diesen furchtbaren Urtheilsspruch hörte und sah, wie gerade ein Müller mit offenem Maule als Zuschauer dabei stand, machte er einen tüchtigen Hoppas und hüpfte in die

Kehle des Müllers hinab, ohne daß irgend Jemand es merkte, selbst der Müller nicht.

Als er nun verschwunden war, brach man auch das Gericht ab und der Müller kehrte nach seiner Mühle zurück. Allein Thomas ließ ihn hier nicht lange in Ruhe, er fing an in seinem Leibe Purzelbäume zu schießen und sich herum zu wälzen, so daß der Müller meinte, er habe den Teufel im Leibe, und nach dem

Doctor schickte. Als dieser kam, fing Thomas an zu tanzen und zu singen. Der Doctor aber fürchtete sich noch weit mehr als der Müller und schickte in großer Eile nach fünf anderen Doctoren und zwanzig Schriftgelehrten.

Während diese sich nun über den Fall stritten, begab es sich, daß der Müller — denn die Unterredung der Herren war sehr langweilig — gähnte und Thomas, der diese Gelegenheit benutzte, machte einen zweiten Satz und stand auf einmal mitten auf dem Tische auf seinen zwei Beinen. Der Müller aber, aufgebracht, daß ihn ein so winziges Geschöpf dermaßen gemartert hatte, gerieth in furchtbare Wuth, packte unsern Thomas und warf ihn mitten durch's Fenster in den Fluß. Eine große Forelle, die gerade vorbeischwamm, schnappte ihn auch in einem Augenblicke weg. Dieselbe wurde aber sehr bald selbst gefangen und auf dem

Markte an den Koch eines vornehmen Herrn verkauft. Dieſer aber, welcher dachte, daß das ein ungewöhnlich großer und ſchöner Fiſch ſei, ſchenkte ihn dem König und dieſer befahl, er ſolle gleich angerichtet werden. Wie nun der Koch die Forelle aufſchnitt, fand er den armen Thomas in ihrem Bauche ſitzen und rannte gleich auf der Stelle mit ihm zum Könige. Allein dieſer, der mit Staatsgeſchäften zu thun hatte, wünſchte, daß er ihn denſelben erſt an einem anderen Tage bringen möchte. Der Koch aber, der ſich vornahm, ihn dieſe Zeit hindurch recht feſt zu halten, da es ihm neulich erſt gelungen war, ihnen zu entſchlüpfen, ſperrte ihn in eine Mäuſefalle und ließ ihn ſich eine volle Woche hindurch damit unterhalten, daß er durch die Drähte guckte. Endlich ſchickte der König nach ihm, verzieh ihm, daß er ihm ſeinen Brei verſchüttet hatte, befahl, ihn neu zu kleiden und ſchlug ihn zum Ritter. Man machte ihm alſo ein Hemd von Schmetterlingsflügeln, Stiefeln von Küchleinshaut, ſein Wamms und Hoſen waren von den Blättern des Steinbrechs, eine Schneidernadel

hing an ſeiner Seite und eine Maus ward ſein Leibroß. Als er nun ſo beritten und gerüſtet war, begab er ſich mit dem König und deſſen Hofſtaat auf die Jagd, und alle lachten herzlich über Herrn Thomas und ſein Paraderoß. Als ſie aber eines Tages

an einem Bauernhauſe vorbeizogen, ſprang eine Katze hinter dem Thore hervor, packte die Maus und den kleinen Thomas und fing an die Maus zu verzehren; Freund Thomas aber zog muthig von Leder und griff die Katze an, welche ihn natürlich fallen ließ. Als nun der König und ſeine Großen unſern Thomas ſtürzen ſahen, eilten ſie zu ſeiner Hilfe herbei und einer der Ritter ſteckte ihn in ſeinen Hut, aber der arme Thomas war furchtbar zerkratzt und ſeine Kleider durch die Krallen der Katze zerriſſen. In dieſem Zuſtande ward er nach Hauſe getragen, wo man ihm ein Daunenbettchen in einem Zimmer von Elfenbein aufſchlug. Da kam aber die Feenkönigin und nahm ihn mit ins Feenland, wo ſie ihn viele Jahre bei ſich behielt und dann, in prächtiges Grün gekleidet, noch einmal auf die Erde herabfliegen ließ. Das geſchah zu der Zeit des Königs Dunſtan. Das Volk aber ſtrömte von Nah und Fern herbei um ihn zu ſehen und der König, vor dem man ihn brachte, fragte ihn, wer er ſei, woher er komme und wo er lebe? Thomas antwortete:

Thomas der Däumling bin ich genannt,
Komme geraden Weges aus Feenland.
Als König Arthur herrſchte hier,
So wohnt ich hinter dieſer Thür';
Weil er an mir Vergnügen fand,
Hat er zum Ritter mich ernannt.
Welch' Wunder, daß Sir Däumling's Nam'
Noch nie zu Euren Ohren kam!

Der König war entzückt über dieſe Anrede, er befahl alſo, ihm einen kleinen Stuhl zu machen und ihn an ſeine Tafel zu ſetzen. Dann ließ er ihm einen goldenen Palaſt bauen, eine Spanne hoch, mit einer Thüre einen Zoll groß, damit klein Thomaschen hierin wohnen ſollte; er gab ihm auch ein Wägelchen, das von ſechs kleinen Mäuſen gezogen ward. Darüber ärgerte ſich aber die Königin ſchwer, denn ſie ſelbſt hatte noch keine neue Kutſche bekommen. Sie beſchloß alſo, Thomas zu ſtürzen und beklagte ſich bei dem König, daß er ſich ungezogen gegen ſie benommen habe. Voller Wuth ließ ihn der König holen. Thomas aber kroch, um ſeinem Zorne zu entgehen, in ein Schneckenhaus und blieb da, bis

er beinahe verhungert war. Wie er aber einmal zu der Oeffnung des Schneckenhauſes herausſchaute, ſah er einen ſchönen Schmetterling ſich auf die Erde niederlaſſen, er wagte ſich alſo heraus und, nachdem er ſich mit etwas geſpreizten Beinen auf denſelben geſetzt hatte, breitete derſelbe ſeine Flügel aus und ſchwang ſich mit dem kleinen Thomas auf dem Rücken dahin in die Lüfte.

So flog er denn von Feld zu Feld, von Baum zu Baum, bis er zuletzt am Hofe des Königs ankam. Der König, die Königin und ihre Edelleute ſuchten alle den Schmetterling zu haſchen, allein es gelang ihnen nicht, endlich aber glitt der arme Thomas, der weder Sattel noch Zaum hatte, von ſeinem Sitz herab und fiel in einen Topf mit Waſſer, worin er halb ertrunken gefunden ward. Die Königin that einen feierlichen Schwur, er ſolle geköpft werden,

allein während die Köpfmaſchine fertig gemacht ward, brachte man ihn in einer Mäuſefalle in Verwahrung. Wie aber die Katze ſah, daß ſich etwas darin bewegte, vermuthete ſie, daß es eine

Maus sei, schmiß also die Falle so lange um und um, bis sie zerbrach, und setzte so den kleinen Kerl in Freiheit. Da erblickte ihn eine Spinne, und weil sie ihn für eine Fliege ansah, so machte sie sich an ihn, Thomas aber zog sein Schwert und focht tapfer mit ihr, allein der giftige Athem der Spinne brachte ihn um und so fiel er, so lang er war, zu Boden und die Spinne saugte ihm das Blut bis auf den letzten Tropfen aus.

König Dunstan und sein ganzer Hof kamen am Morgen zu dem kleinen Thomas Däumling, begruben ihn unter einen Rosenstrauch und setzten auf sein Grab einen schönen Denkstein von weißem Marmor, der folgende Inschrift trug:

Däumling lieget hier, von Arthurs Ritterschaft,
Den einer bösen Spinne Biß so früh hat weggerafft.
Er war an Arthurs Hof bei Jedermann beliebt,
Wo manches artig Spiel er männiglich geübt.
Ein Mäuslein trug ihn oft zum prächtigen Turniere
Und zu der muntern Jagd im grünen Waldreviere.
So lang er weilte hier, sah man nur frohe Leute,
Doch jetzt, welch' tiefer Schmerz bei seinem Grabgeläute!
Nun deckt ein kalter Stein sein tapfres Herze zu;
Steh', frommer Wandrer still und bet' für seine Ruh'.

Theod. Gräße.

Die kleinen Leute auf der Sandfläche.

Norwegisches Märchen.

In ziemlicher Entfernung von der Vogtei Helgeland in Norwegen befindet sich im Meere eine Sandbank, welche den Namen Sandfläche führt: sie ist ausgezeichnet gut zum Fischfang gelegen, und wer dort sein Netz ausgeworfen hat, ist sicher, einen vortrefflichen Fang zu thun. Leider ist aber der Ort schwierig zu finden, da er immer seine Stelle verändert. Wenn man bei klarem und

ruhigem Wetter an jener Stelle dahinfährt und sich ein wenig über den Rand des Bootes nach dem Wasser hinabbückt, erblickt man tief unten auf dem Grunde des Meeres einen Eindruck im Sande, wie wenn da der Kiel eines großen Fahrzeugs aufgefahren wäre, und daneben eine Erhöhung von Stein in Gestalt jener hölzernen Blockhäuser, unter welchen die Fischer an jenen Küsten im Winter ihre Boote unterzubringen pflegen.

Diese Sandbank ist aber nicht immer unter der Oberfläche des Meeres gewesen. Denn vor alten Zeiten hatte ein reicher Landmann aus Helgeland sich hier ein Häuschen erbaut zum Schutz gegen Gewitter und Stürme während der Sommerfischerei, und zwar größer und besser, als dies sonst der Fall zu sein pflegt, so daß man damals diesen Ort mit Recht eine anmuthige Insel nennen konnte, und so soll man noch heute zu gewissen Zeiten dieselbe über dem Meeresspiegel erblicken. Wie dem auch sein mag, schon damals ist es auf jener nackten Insel nicht recht geheuer gewesen, denn Fischer und Reisende erzählten, daß, wenn sie an derselben vorbeikamen, sie Gelächter und Lärm, Musik und Tanz, Hämmern und Donnern mit anderem Geräusch und jenen Weisen gemischt vernahmen, welche die Schiffer, wenn sie ihre Fahrzeuge ans Land ziehen, anzustimmen pflegen. Aus diesem Grunde fuhren sie auch gewöhnlich in einem großen Bogen um die Insel herum, und es gab keinen Einzigen, der sagen konnte, er habe je eine lebendige Seele auf jener Insel erblickt.

Nun hatte jener reiche Bauer aber, von dem wir eben gesprochen haben, zwei Söhne; der eine hieß Hans Niclas und der jüngere Andreas der Glückliche. Aus dem Aelteren konnte Niemand recht klug werden, denn es war ein schlimmer Geselle, mit dem Keiner auskommen konnte, und der sich auf seinen Vortheil noch besser verstand als seine übrigen Landsleute aus Nordlanden, die doch sonst hierin auch nicht die Dümmsten zu sein pflegen. Der Andere, Andreas, war ein wilder und ausgelassener Bursche, aber immer guter Laune, der, es mochte noch so schlimm gehen, doch immer sagte, daß er das Glück auf seiner Seite habe. Das sagte er auch, wenn der Adler mit seinen Klauen ihm das Gesicht

zerkratzte, daß das Blut in Strömen herunterfloß; kam er doch mit einem seiner Jungen nach Hause! Fand man ihn, was nicht selten geschah, mitten auf dem Meere sich an das umgestürzte Boot klammernd und von Nässe, Kälte und Anstrengungen ganz erschöpft, und fragte ihn, wie es ihm gehe, da sagte er: ziemlich gut, ich bin ja gerettet, das Glück ist immer bei mir!

Mittlerweile starb ihr Vater, als sie beide erwachsen waren, und es trug sich zu, daß sie sich auf jene Sandfläche begeben wollten, um einige Fischergeräthe, welche sie im Sommer dort zurückgelassen hatten, zu holen. Indeß hatte Andreas seine Flinte bei sich, die er nie ablegte, er mochte fahren wohin er wollte. Sein Bruder Niclas sprach unterwegs nur wenig, mag aber wohl desto mehr bei sich gedacht haben, und da es Spätherbst war, wo eigentlich die Sommerfischerei bereits zu Ende ist, brach die Dämmerung über sie herein, ehe sie mit ihrer Arbeit fertig waren.

„Andreas, weißt Du was, es wird in der Nacht Sturm und Regen geben," sagte Niclas und schaute gen Himmel, „es wird das Beste sein wir bleiben hier bis Morgen." — „Keineswegs," antwortete Andreas, „denn die sieben Schwestern *) haben ihre Nebelkappe aufgesetzt. Also vorwärts!" Niclas klagte aber über große Ermüdung, und so wurden sie doch zuletzt noch darüber einig, hier die Nacht über zu bleiben.

Als Andreas erwachte, war er allein; er sah weder seinen Bruder, noch ihr Boot, und erst als er den höchsten Punkt auf der Klippe erstiegen hatte, erblickte er es wieder, aber kaum so groß noch wie eine Möve, dem Lande zusegelnd.

Unser Andreas konnte die Absicht seines Bruders nicht begreifen. Er sah, daß eine Kiste mit einigen Nahrungsmitteln, ein Fäßchen mit sauren Molken, seine Flinte und noch einige andere Gegenstände dalagen, und da es nicht seine Gewohnheit war, lange über eine Sache nachzudenken, so dachte er:

---

*) Name eines Gebirgszuges mit sieben von einander getrennten Spitzen. Wenn diese von Nebel umgeben sind, ist dies in jener Gegend ein Zeichen von gutem Wetter.

Niclas wird ſchon bis zum Abend wiederkommen, nahm ſich etwas zu eſſen aus der Kiſte und rief: „ein Schuft, wer den Muth verliert, ſo lange er noch etwas zu beißen hat!“

Aber es kam kein Bruder zur Nacht wieder. Andreas wartete Tag für Tag und Stunde für Stunde, und nun begriff er wohl, daß ihn ſein Bruder abſichtlich auf der öden Klippe zurückgelaſſen hatte, um das väterliche Erbe allein beſitzen zu können. Und ſo war es auch; denn als Niclas auf der Rückfahrt in die Nähe des Landes gekommen war, ließ er das Boot mit Fleiß umſchlagen und ſagte, ſein Bruder Andreas ſei ertrunken!

Gleichwohl ließ Andreas den Muth nicht ſinken, er fiſchte Treibholz an der Küſte auf, ſchoß Seevögel, ſammelte Muſcheln und Angelikawurzeln, machte ſich ein kleines Floß und angelte mit einer Fiſchruthe, die er gefunden hatte.

Eines Tages, als er hiermit beſchäftigt war, erblickte er im Sande eine Vertiefung oder einen Eindruck, wie ihn der Kiel eines großen Fahrzeugs zu machen pflegt, und gewahrte auch die Spuren, welche die Taue, mit welchen man das Schiff von der See ans Land zieht, zurücklaſſen. Nun dachte er, daß es keine Gefahr mehr für ihn habe und daß es wahr ſei, was er oft gehört hatte, daß die kleinen Leute von dieſem Orte aus Schifffahrt zu treiben pflegten. „Gott ſei Dank für eine ſo gute Geſellſchaft: das ſind die richtigen guten Leute. Es iſt doch ſo, wie ich immer geſagt habe, das Glück iſt mit mir!“ So dachte unſer Andreas bei ſich, vielleicht ſagte er es auch, denn es war ein Bedürfniß für ihn, zuweilen ein Wort laut zu reden.

So verging der Herbſt. Nur einmal ſah er ein Boot; er band ein Tuch um eine Stange und winkte damit, allein ſogleich ließ man das Segel herab und die Leute fingen an ſo ſchnell als möglich zu rudern, weil ſie glaubten, es ſeien die kleinen Leute, welche ihnen winkten.

Jetzt kam der Weihnachtsabend, und auf einmal hörte er Violinſpiel und Muſik auf dem Meere und ſah einen Lichtſchimmer, der von einem großen Nordlandfahrer zu kommen ſchien, der nach dem Lande zu hielt. Das Fahrzeug aber war von der Art, wie ein

ſolches wohl noch Niemand jemals geſehen hatte. Es hatte ein einziges ungeheures Segel, und dieſes ſchien von Seide zu ſein, das Tauwerk war nicht dichter als der feinſte Draht, und das ganze übrige Zubehör war ſo prächtig, wie es ſich ein Nordländer nur irgend vorſtellen konnte. Das ganze Schiff war voll von blaugekleideten kleinen Leuten, aber am Steuerruder ſtand ein weibliches Weſen, ganz wie eine Braut angezogen und ſo prächtig anzuſchauen wie eine Königin, denn ſie hatte eine Krone auf dem Haupte und koſtbare Kleider an. Aber man konnte ſehen, daß dieſe nicht zu dem kleinen Volke gehörte, denn ſie war von hohem Wuchſe und ſchöner als alle die Unterirdiſchen, und es ſchien dem Andreas, als habe er niemals ein ſo ſchönes Mädchen geſehen.

Das Schiff ſteuerte ans Land, wo Andreas ſtand, und dieſer, ſchnell entſchloſſen, wie er war, lief in das Haus hinein, nahm ſeine Flinte von der Wand und kletterte zwiſchen die Dachbalken, wo er ſich ſo verſteckte, daß er Alles ſehen konnte, was unten vorging. Hier ſah er, wie es in der Stube bald von den kleinen Unterirdiſchen wimmelte, und obgleich ſchon Alles voll von ihnen war, kamen doch immer noch mehrere herein. Nun begann es in den Wänden zu kniſtern, und die Stube ſchien ſich nach allen Enden hin auszudehnen, und ſie wurde ſo herrlich ausſtaffirt, daß es bei dem reichſten Handelsmann nicht ſchöner ausſehen konnte, ſie ſchien in ein Königsſchloß verwandelt zu ſein. Nun wurden Tiſche gedeckt und mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt, und alle Teller, Schüſſeln und Gefäße waren von purem Silber und Gold. Als man aber geſpeiſt hatte, begann man zu tanzen.

Unterdeſſen kroch Andreas zu dem Rauchfang, der auf der einen Seite des Daches war, hinaus und kletterte hinab. Hierauf lief er nach dem Schiffe, warf ſeinen Feuerſtahl auf daſſelbe hin, und zu größerer Vorſicht ſchnitt er mit ſeinem Meſſer ein Kreuz in das Verdeck. Als er zurückkehrte, war der Tanz noch im beſten Gange, die Tiſche, die Stühle und Bänke und Alles was in der Stube war, tanzte mitten unter den kleinen Leuten herum; nur Eine tanzte nicht, und dieſe war die Braut: ſie ſaß ruhig da und ſah zu, und wenn ſie der Bräutigam zum Tanz

aufforderte, ſtieß ſie ihn von ſich. Aber deshalb war kein Stillſtand; der Spielmann nahm ſich nicht einmal Zeit Athem zu holen oder ſeine Geige zu ſtimmen, ſondern er ſpielte immer mit der Linken fort, bis der Schweiß an ihm herunterfloß und er ſein Inſtrument vor Staub nicht mehr ſehen konnte.

Als Andreas merkte, daß auch ſeine Füße ſich zu bewegen anfingen, ſagte er zu ſich ſelbſt: jetzt iſt es an der Zeit daß ich losbrenne, ſonſt ſpielt er mich noch zum Hauſe hinaus! Er drehte alſo ſein Gewehr um, ſteckte es durch das Fenſter und ſchoß es über den Kopf der Braut ab, aber verkehrt, ſo daß die Kugeln rückwärts gingen. In demſelben Augenblicke, wo der Schuß losging, ſtürzten die kleinen Leute über einander weg zur Thüre hinaus; als ſie aber ſahen, daß das Schiff gebannt war, jammerten ſie laut und krochen durch ein Loch in den Berg hinein. Aber all das Silber- und Goldgeſchirr blieb da und die Braut auch, und es war, als wäre ſie jetzt zu ſich gekommen.

Sie erzählte nun unſerem Andreas, ſie ſei, als ſie noch ein Kind war, von den Unterirdiſchen im Gebirge gefangen worden. Als nämlich ihre Mutter einmal um die Kühe zu melken hinaus auf die Trift gegangen war, hatte ſie ſie mitgenommen, aber als ſie wieder umkehrte um etwas Vergeſſenes zu holen, auf dem Haidekraut unter einem Wachholderbuſch liegen laſſen und ihr geſagt, ſie möge nur indeſſen Beeren pflücken und dazu ſprechen:

Ich eſſe Wachholderbeer blau
Mit Jeſu Kreuz zur Schau;
Ich eſſe Preißelbeer roth
Mit Jeſu Pein und Tod!

Als ihre Mutter weg war, fand ſie ſo viele Beeren, daß ſie den Spruch vergaß, und darum ward ſie von den Unterirdiſchen gefangen. Sie hatte auch ſonſt weiter keinen anderen Schaden dabei, als daß ſie das oberſte Glied an dem linken kleinen Finger verlor, und es ging ihr ganz gut und wohl bei den kleinen Leuten, wie ſie ſagte, aber es kam ihr vor, als wäre es nicht, wie es ſein ſollte, es war ihr immer, als wenn ihr etwas fehle, und ſie hatte

viel von dem kleinen Manne auszuſtehen, der ſie zur Frau haben wollte.

Als Andreas hörte, wer ihre Mutter und wo ſie her war, wußte er auch, daß ſie von ſeinem Stamme war, und ſo wurden ſie bald mit einander vertraut. Nun konnte Andreas der Glückliche mit Recht ſagen, daß das Glück mit ihm ſei. Sie nahmen nun das Schiff und alles Gold und Silber und Koſtbarkeiten, die in dem Hauſe geblieben waren, ſo daß Andreas jetzt viel reicher als ſein Bruder war, und fuhren damit nach Hauſe. —

Niclas aber hatte eine Ahnung, wo der Reichthum her ſei, und er nahm ſich vor, er wollte ebenſo reich werden. Da er nun wußte, daß die Unterirdiſchen und böſen Geiſter um Weihnachten herum draußen ſind, begab er ſich um dieſe Zeit auf die Sandbank. Er ſah auch am heiligen Abend Feuer und Licht, aber es war wie Meeresleuchten: als es näher kam, hörte er ein ſtarkes Plätſchern, fürchterliches Geheul und grauſenerregendes Aufſchreien und es kam ihm ein widerlicher Geruch vom Meeresſtrande entgegen. Voll Angſt lief er in das Haus hinein und ſah von hier aus die Meergeiſter (Drauge) am Ufer. Sie waren kurz und dick wie Heuſchober, trugen lederne Sackpaletots, wie die nordländiſchen Fiſcher Waſſerſtiefeln und große Fauſthandſchuhe, die faſt bis auf die Erde herabhingen; ſtatt Kopf und Haar aber hatten ſie blos einen Klumpen von Seetang. Als ſie den Strand hinaufkrabbelten, leuchtete es hinter ihnen, wie wenn man Birkenrinde anzündet, und wenn ſie ſich ſchüttelten, ſprüheten Feuerfunken aus ihnen hervor. Als ſie näher kamen, kroch Niclas, gerade wie ſein Bruder gethan hatte, unter die Dachbalken. Nun ſchleppten die Geiſter einen ungeheuren Stein in das Haus und begannen ihre Handſchuhe auf demſelben trocken zu ſchlagen, und hin und wieder brüllten ſie dazu, ſo daß es Hans Niclas kalt wie Eis überlief. Darauf nieſte Einer von ihnen auf den Heerd, und plötzlich ſtand dieſer in Brand, während die Uebrigen Haidekraut und Treibholz herzutrugen, das ſo hart und ſo ſchwer wie Blei war. Nun begann aber der Rauch und die Hitze unſerm Niclas, der zwiſchen dem Gebälke ſteckte, ſehr unbequem zu werden; er

verſuchte alſo an die friſche Luft zu kommen und wollte zum Rauchfang hinauskriechen: da er aber beleibter als ſein Bruder war, blieb er darin ſtecken, ſo daß er weder vor- noch rückwärts konnte. In ſeiner großen Angſt fing er an zu ſchreien, aber die Meergeiſter ſchrieen noch mehr und tummelten ſich herum und klopften unter Schreien und Heulen ſowohl in als außer dem Hauſe. Erſt mit dem Hahnſchrei verſchwanden ſie und da kam auch Niclas wieder los.

Als er hierauf von ſeiner Reiſe nach Hauſe zurückkam, war er nicht mehr recht bei Sinnen, und ſeit der Zeit hörte man oft auf dem Boden und in der Scheune, wo er war, daſſelbe düſtere, grauſige Geſchrei, welches man in den Nordlanden den Meergeiſtern zuſchreibt. Indeß kam er vor ſeinem Tode wieder zu Verſtande und ſoll auch in geweihter Erde begraben worden ſein.

Doch hat ſeit dieſer Zeit Niemand wieder die Sandbank betreten, denn ſie iſt ins Meer hinabgeſunken und man glaubt, daß die kleinen Leute von da weg auf die Lekangklippen gezogen ſind.

Andreas dem Glücklichen aber ging es immer gut; kein Nordlandsfahrzeug machte glücklichere Reiſen als die ſeinigen, jedesmal aber, wenn er nach den Lekangklippen kam, entſtand eine Windſtille, denn die kleinen Leute, welche immer ungeſehen mitfuhren, brachten ihre Waaren entweder hier an Bord oder führten, was ſie für dieſe in Bergen eingetauſcht, hier ans Land, und alsbald erhob ſich dann ein günſtiger Wind, der ihn entweder nach Bergen oder nach Hauſe brachte. Er hatte mit ſeiner Frau viele muntere Kinder, aber allen fehlte das letzte Glied am kleinen Finger.

P. Chr. Asbjörnſen.

Der ſtarke Dummduſel.

Engliſches Märchen.

Einſt lebte in dem Königreiche England, lange vor Wilhelm dem Eroberer, in einem Kirchſpiel von Ely in der Grafſchaft Cambridge ein armer Tagelöhner, Namens Thomas Dummduſel, der jedoch ſo ſtark war, daß er in einem Tage ſoviel arbeiten konnte, als ſonſt gewöhnlich nur von zwei Perſonen geleiſtet wird. Dieſer hatte einen einzigen Sohn, der in der Taufe den Namen Thomas wie ſein Vater erhielt. Der alte Mann trieb ihn nun ſtets an, recht fleißig zu lernen, allein derſelbe wollte durchaus nicht, und war, wenn man dieſes Beiwort auf Leute von ſeinem Alter überhaupt anwenden kann, nicht blos keiner der Klügſten, ſondern ſogar ein wenig albern und zeigte für gar nichts Talent. Nachdem nun unſer Herrgott ſeinen guten alten Vater von dieſer Welt abgerufen hatte, erhielt ihn ſeine Mutter, die gar zu zärtlich gegen ihn war, ſo gut ſie konnte, durch ihrer eigenen Hände Arbeit. Das war aber keine leichte Sache, denn Thomas zog es vor, ſtatt ihr in irgend einer Weiſe beizuſtehen, ſich hinter dem Ofen zu pflegen, und ob er gleich zu der Zeit, von der wir ſprechen, erſt zehn Jahre alt war, ſo konnte er doch ſchon mehr als vier oder fünf gewöhnliche Menſchen eſſen, und war bereits 5½ Fuß hoch und 2½ Fuß breit. Seine Fauſt glich mehr einer Hammelsbruſt als einer Kinderhand, und auch ſonſt ſah er wie ein kleines Ungeheuer aus, aber ſeine große Kraft war bis dahin noch von Niemandem gekannt. Endlich kam dieſe aber an den Tag und zwar ging dies ſo zu.

Seine Mutter ſchlief natürlich wie er ſelbſt auf Stroh, wie es in den früheſten Zeiten des fröhlichen Altenglands Sitte war. Dies ſtand im Verhältniß zu den elenden Lehmhütten, welche damals die arbeitende Claſſe bewohnte, und die noch nicht halb ſo gut waren als mancher Sauſtall in unſerer Zeit. Da nun aber die alte Frau ein recht reinliches Geſchöpf war, ſo hielt ſie es für nöthig, ihre Lagerſtätte dann und wann zu erneuern, und als ihr eines Tages nach inſtändigem Bitten von einem benachbarten Bauer eine Schütte Stroh verſprochen worden war, ſo hieß ſie ihren Sohn hingehen und dieſelbe holen. Thomas aber ſagte ihr, ſie möge ſich vor allen Dingen ein langes Zugſeil borgen, ehe er einen Schritt zu dem Manne thue, und ließ ſich durchaus auf keine weitere Erklärung über das, was er damit zu thun gedenke, ein und ſeine arme Mutter, die froh war ſeine Unterſtützung ohne weitere Bedingungen zu erhalten, erfüllte leicht ſein ſonderbares Verlangen. Thomas wickelte ſich das Seil um die Schultern und ging in das Haus des Nachbars, wo er ihn mit zwei ſeiner Leute in einer Scheuer dreſchend fand. Nachdem er den Grund ſeines Kommens vorgebracht hatte, hieß ihn der Bauer unüberlegter Weiſe ſoviel Stroh nehmen, als er fortbringen könne. Auf der Stelle nahm ihn Thomas beim Worte und nachdem er ſich das Seil zurecht gelegt, machte er ſich ein Bund, das bald ſo groß wie eine Wagenlaſt war. Während deſſen verſpotteten ihn aber die Dreſcher über ſeinen Unverſtand, daß er einen ſolchen Haufen fortzubringen gedächte, von dem ſie nicht die die blaſſe Idee hatten, daß ihn ein Menſch tragen könne, und fragten ihn boshafter Weiſe, ob ſein Seil auch lang genug ſei. Ihr Frohlocken war aber nicht von langer Dauer, denn Thomas ſchwang ſich das ungeheuere Bündel auf die Schultern und zog damit ohne ſichtbare Anſtrengung, aber zum Erſtaunen und Aerger des Bauern und ſeiner Leute ab.

Nach dieſer That durfte ſich aber unſer Thomas nicht länger ſeiner Neigung zum Müſſiggange erfreuen. Jedermann bemühte ſich, ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen und man erzählt ſich viele merkwürdige Geſchichten von ſeiner außerordentlichen Kraft,

die noch weit wunderbarer als diejenige waren, die wir oben berichtet haben. Als man ihm einſtmals ſoviel Feuerholz zum Geſchenk angeboten hatte, als er fortbringen könne, kam er auf einmal mit einem der ſtärkſten Bäume im Walde einher geſchritten! Nun war aber unſer Thomas ein großer Freund von Jahrmarktsvergnügungen und im Prügeln, Ringen und Hammerwerfen konnte es ihm Niemand gleichthun. Er ſtand keinen Augenblick an, einen ungeheuern Hammer eine Meile weit bis mitten in einen Fluß zu ſchleudern, und vollbrachte in der That ſo außerordentliche Dinge, daß man ſich in der ganzen Umgegend von ihm erzählte, er habe einen Bund mit dem Böſen geſchloſſen.

Thomas Dummdufel war nun im Ganzen ein wahrer Hans ohne Sorgen, und auf der ganzen Inſel Ely gab es wohl nur wenige Leute, die ſich erkühnt hätten, ihm ein ſcheeles Wort zu ſagen. Dieſe mußten aber ſtets ihre Unverſchämtheit theuer bezahlen und er war in der Wirklichkeit der Gebieter aller ſeiner Kameraden. Indeß bewirkte ſeine große Stärke, daß er ſtets von ſolchen geſucht ward, denen es an tüchtigen Arbeitskräften gebrach,

und zuletzt gelang es einem Brauer zu Lynn, der eines ſtarken, muntern Geſellen bedurfte, um ſein Bier in die Sumpfgegenden und nach Wisbech zu ſchaffen, in Folge vielen Zuredens und nachdem er ihm einen vollſtändigen neuen Anzug und ſoviel zu eſſen und zu trinken, als er wolle, verſprochen hatte, ihn für ſeinen Vorſchlag zu gewinnen. Die Entfernung, die er täglich mit ſeinem Biere zu durchwandern hatte, betrug ohngefähr 20 (engliſche) Meilen. Zwar gab es einen kürzeren Weg, der gerade durch die Sümpfe ſchnitt, allein Niemand wagte es dieſen einzuſchlagen aus Furcht vor einem ungeheuern Rieſen, welcher einen Theil dieſes Diſtricts beherrſchte und einen Jeden, der in ſeine Hände fiel, umbrachte oder zum Sclaven machte.

Im Verlauf der Zeit nun ward Thomas es müde, einen ſolchen Umweg zu machen und beſchloß, ohne jedoch irgend Wem ſeinen Vorſatz mitzutheilen, gerade durch das Gebiet des Rieſen zu paſſiren oder bei der Unternehmung ſein Leben zu laſſen. Dies war allerdings ein kühnes Wagniß, allein gutes Leben hatte die Stärke und den Muth unſeres Thomas dermaßen geſteigert, daß, abgeſehen von ſeiner frühern Verwegenheit, ſeine Kühnheit ſo gewachſen war, daß er auch noch einer weit größern Gefahr ins Auge geſchaut hätte. Demgemäß lenkte er ſeinen Karren nach der verbotenen Richtung und riß dabei die Pforten, mit denen der dahin führende Weg geſperrt war, weit auf, gerade als hätte er die Abſicht, ſeine Verwegenheit nur noch mehr hervortreten zu laſſen. Endlich erſpäete ihn der Rieſe und ward über ſeine Keckheit ſehr zornig, allein er tröſtete ſich ſelbſt mit dem Gedanken, daß Thomas und ſein Bier ſehr bald ſeine Beute werden würden.

„Sirrah“, ſchrie das Ungethüm, „wer hat Euch die Erlaubniß ertheilt, dieſen Weg zu nehmen? Iſt es euch nicht bekannt, daß Jedermann die größte Furcht vor mir hat? Und Ihr unterſteht Euch wie ein unverſchämter Landſtreicher hierher zu kommen und mein Thor nach Eurem Belieben hier ſo offen ſtehen zu laſſen? Wie könnt Ihr Euch unterfangen, ſo etwas zu thun? Iſt Euch Euer Leben ſo wenig lieb oder kümmert Ihr Euch gar nicht darum, was ich Euch dafür anthun will? Aber an Euch will ich ein

Exempel für alle Bummler unter der Sonne ſtatuiren! Habt Ihr nicht geſehen, wie manch' Tauſend Köpfe ſchon an jenem Baume hing, lauter Leute, die gegen meine Geſetze geſündigt hatten? Nun gut, Euer Kopf ſoll zum Beiſpiel für Andere höher als jene alle hängen!"

Darauf gab ihm aber Thomas die unverſchämte Antwort: „Hier iſt ein Scheuerlappen, in den kannſt Du Deine Wuth verbeißen, Du ſollſt bald finden, daß ich ein anderer Kerl bin wie die da!"

„Nein!" brüllte der Rieſe voll Erſtaunen und Zorn, „was für Narr müßt Ihr ſein, daß Ihr hierher kommt um mit einem Manne, wie ich bin, zu kämpfen: Ihr habt ja nicht einmal eine Waffe, um Euch zu vertheidigen!"

Thomas antwortete: „Ich habe hier allerdings eine Waffe, die Dir zeigen ſoll, was für ein verdammter Spitzbube Du biſt."

Dieſe impertinente Rede brachte den Rieſen ſo höchlich auf, daß er ſofort in ſeine Höhle lief um ſeine Keule zu holen, indem er beabſichtigte, Thomas das Gehirn mit einem Hiebe auszuſchlagen. Letzterer war indeſſen etwas um eine Waffe in Verlegenheit, indem er an dieſe für ſeinen Feldzug ſo nothwendige Ausrüſtung bisher ſo gut wie gar nicht gedacht hatte, und begann zu überlegen, wie wenig ihm ſeine Peitſche gegen ein Ungethüm nützen könne, das 12 Fuß in der Höhe und 6 Fuß im Umfange hatte, was allerdings für einen Rieſen eine mäßige Größe war, aber doch immer hinreichte, denſelben furchtbar erſcheinen zu laſſen.

Während nun aber der Rieſe ſeine Keule herbeiholte, hatte Thomas auch ſeinen Entſchluß gefaßt: er ſtürzte ſeinen Wagen um, zog geſchickt die Achſe heraus, die ihm als Spieß dienen ſollte, und riß ein Rad los, welches er ſtatt eines Schildes an ſeinen Arm befeſtigte, fürwahr ausgezeichnete Waffen zu einer unruhigen Zeit und ganz würdig des offenen, ſorgenloſen Charakters unſeres Thomas.

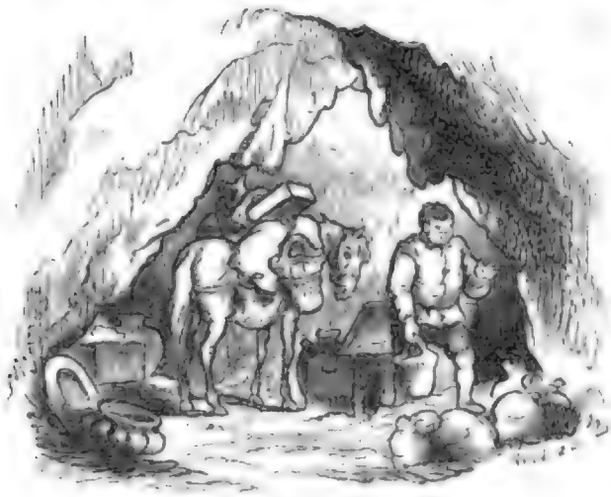
Als nun mittlerweile das Ungethüm mit ſeiner Keule zurückkehrte, war er ganz erſtaunt über die Waffen, mit denen ſich Thomas verſehen hatte, allein nachdem er ihm ein paar Worte

der Herausforderung zugeſchrieen hatte, drang er mit ſo gewichtigen Hieben auf den armen Kerl ein, daß Thomas genug zu thun

hatte, ſich nur mit ſeinem Rade gegen ihn zu decken. Endlich gelang es ihm aber doch, den Rieſen einen tüchtigen Schmiß mit der Achſe auf die eine Seite ſeines Kopfes zu geben, ſo daß er beinahe umpurzelte. „Was“, ſchrie Thomas, „Ihr habt wohl gar ſchon mein ſtarkes Bier im Kopfe?“

Dieſe Bemerkung trug nun aber, wie man ſich denken kann, nicht gerade dazu bei, den Rieſen ſanfter zu ſtimmen, er ließ im Gegentheil ſeine Hiebe ſo ſchnell und ſo ſchwer herniederſauſen, daß Thomas genöthigt ward, zur Defenſive überzugehen. Nach und nach aber, da alles dies gar keinen Eindruck machte, ward der große Lümmel müde und ſah ſich genöthigt, unſern Thomas zu fragen, ob er ihn nicht inzwiſchen einmal trinken laſſen wolle, ſie könnten ja dann wieder weiter kämpfen. „Nein“, ſagte Tho-

mas, „solche Gutmüthigkeit hat mir meine Frau Mutter nicht gelehrt, ich werde kein Narr sein!“ Die Folgen kann man sich leicht vorstellen, denn Thomas, nachdem er den Riesen zu Boden geschlagen und sein Bitten um Gnade unberücksichtigt gelassen hatte, schnitt ihm den Kopf ab und ging in seine Höhle, die er ganz mit Gold und Silber vollgepfropft fand.



Die Nachricht von seinem großen Siege verbreitete sich schnell in der ganzen Umgegend, denn der Riese war ein gemeinsamer Feind aller Bewohner derselben gewesen. Alsbald zündete man große Freudenfeuer an und bezeugte unserem Thomas auf alle nur mögliche Weise seinen Respect.

Einige Tage nachher nahm derselbe nun Besitz von der Höhle des Riesen und von den Schätzen, die sich darin befanden. Er riß das frühere Raubnest nieder und erbaute an dessen Stelle ein prächtiges Haus, in Betracht aber, daß er das Land mit Gewalt dem Riesen abgenommen hatte, gab er einen Theil an die Armen zum gemeinsamen Gebrauch und behielt nur soviel zurück, was hinreichte um ihn und seine gute alte Mutter, Frau Hanna Dummdusel, zu erhalten. Gleichwohl setzte ihn sein Schatz, wie man sich denken kann, in den Stand, sich ganz nobel einzurichten, und dies that er dadurch, daß er sich eine Menge Diener anschaffte und einen prächtigen Thierpark anlegte. Er baute auch eine herrliche Kirche und nannte sie zu St. Jacob, weil er gerade an dem Namenstage dieses Heiligen den Riesen erschlagen hatte. Weil er

aber ſo gut und beſſer als alle Andern war, ſo nannte ihn das Volk nicht länger Thomas Dummduſel, ſondern „Herr Dummduſel“, ein Titel, der einen weit höhern Grad ſeiner bisherigen bürgerlichen Stellung andeutet, als man ſich jetzt wohl denken mag.

Wie viele andere Leute aber, die plötzlich in den Beſitz großen Wohlſtandes kamen, war Thomas ganz bekümmert darüber, daß er nicht wußte, was er mit ſeinem vielen Gelde anfangen ſollte, und unſere herrliche Geſchichte ſoll uns jetzt berichten, auf welche Weiſe er es ausgab.

Es ſcheint nämlich, als habe er ſich nur ſelten beſonders wohl befunden, obgleich er alle Luſtbarkeiten viele Meilen im Umkreiſe beſuchte, manchen Schädel mit ſeinem Prügel einſchlug, Bären hetzte und alle jene Vergnügungen mitmachte, an denen in jenen Tagen ein Edelmann ſein Herz erfreute. Beim Ballſpiel war er ſelten ein gerngeſehener Theilnehmer, denn traf denſelben nur ein einziger Stoß ſeines Fußes in die Mitte, ſo flog der Ball gewiß ſoweit über Bäume und Zäune dahin, daß man ihn niemals wieder zu ſehen bekam.

Eines Abends ward er von vier Räubern angefallen, allein dieſe hatten die Perſon, mit der ſie es zu thun bekamen, gänzlich unterſchätzt, denn er machte ſofort zwei von ihnen kalt und zwang die beiden andern, ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Er nahm ihnen alsdann ſelbſt noch ihre frühere Beute ab, die ſich auf die bedeutende Summe von 200 Pfund Goldes belief. Wohl hätte man glauben können, die Dummduſels wären vorher ſchon reich genug geweſen, allein dieſer neue Anwuchs von Reichthum gewährte doch auf dieſe oder jene Art unſeres Thomas alter Mama viel Freude und Vergnügen.

Es dauerte lange, ehe Herr Thomas einen fand, der es mit ihm aufnehmen konnte; als er aber eines Tages durch ſeine Wälder ging, traf er mit einem luſtigen Keſſelflicker zuſammen, der einen großen Stock in der Hand trug und einen derben Hund mit ſich führte, welcher ſein Felleiſen und ſein Handwerkszeug auf einem kleinen Wagen fuhr.

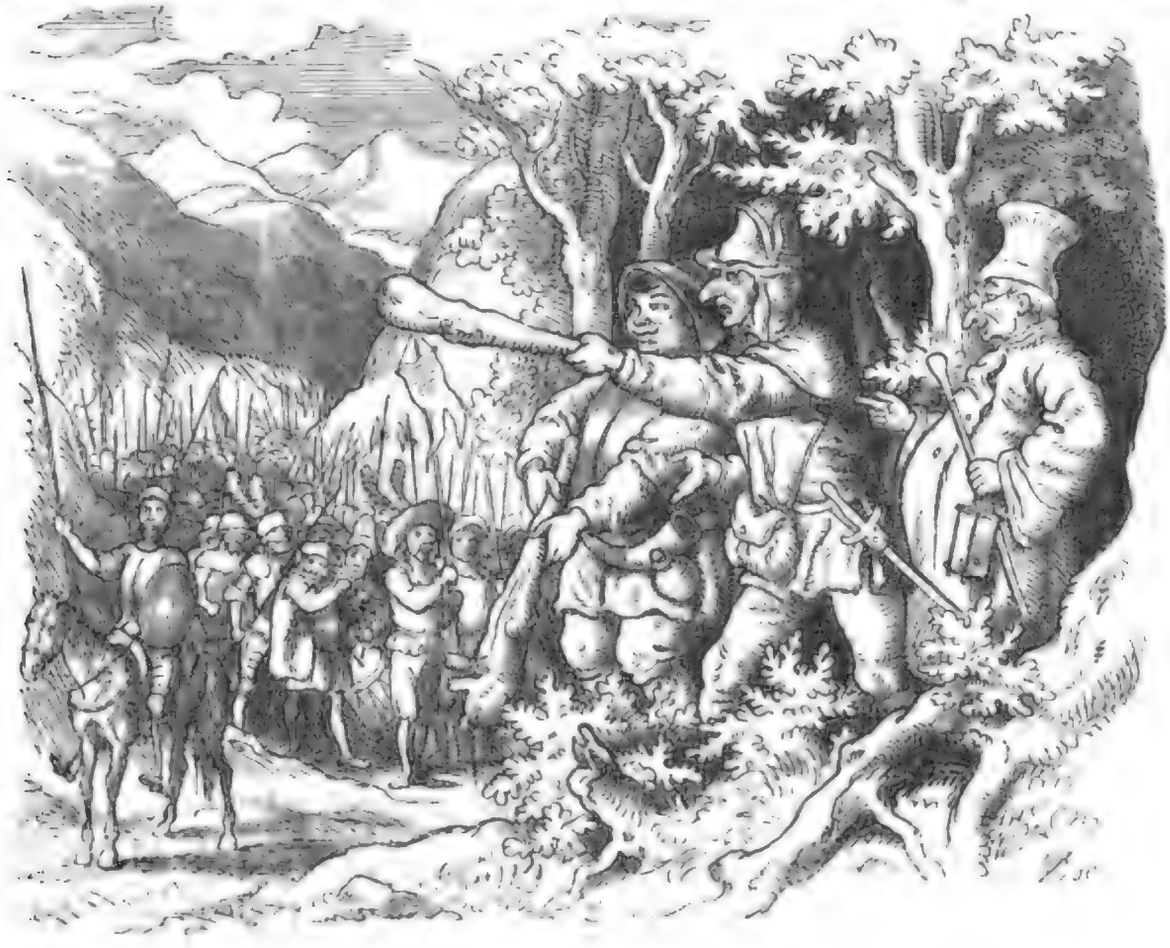
Herr Thomas war an ſich ſchon nicht beſonders höflich, und man kann ſich leicht denken, daß ſeine fortwährenden Siege ihn noch weit anmaßender gemacht hatten. Er fragte alſo den Keſſelflicker auf ziemlich brutale Weiſe, was er für ein Geſchäft treibe. Der Keſſelflicker war aber nicht der Mann ſich etwas bieten zu laſſen und er antwortete ebenſo grob: „Was geht das Euch an? Narren müſſen ſich doch in Alles miſchen!“ Gleich war ein Streit fertig, und die Beiden legten nun in vollem Ernſt Schlag auf Schlag los, daß der Wald von ihren Streichen wiederhallte. Der Ausgang des Streites war lange zweifelhaft, aber der Keſſelflicker ließ nicht eher nach, bis ſich Thomas für völlig beſiegt

erklärte. Dann gingen ſie ſelbander nach Hauſe und waren von da an geſchworene Waffenbrüder und wie die Folge lehrte, war dieſes

Zusammentreffen als ein glückliches Ereigniß für Thomas zu betrachten.

Auf und in der Nähe der Insel Ely hatten sich viele Mißvergnügte, zehn Tausend und mehr an der Zahl, zusammengerottet, indem sie vorgaben, sie wollten für ihre alten Rechte und Freiheiten kämpfen, so daß die Obrigkeit und Bürgerschaft in dieser Gegend in große Gefahr kamen. Diese ward bald so groß, daß der Sheriff genöthigt war, unter dem Schutze der Nacht zu Thomas Dummdusel zu gehen und ihn um Schutz und Schirm anzuflehen, indem er ihm einen vollständigen Bericht über den Aufstand abstattete.

Der Kesselflicker und Thomas versprachen ihm auch sogleich ihre Unterstützung und so zogen sie denn, sobald am andern Tage die Sonne aufgegangen war, mit ihren Keulen bewaffnet aus, indem ihnen der Sheriff den Weg zu dem Versammlungsorte der Aufständigen zeigte. Sobald sie daselbst angelangt waren, gingen Thomas und der Kesselflicker auf die Anführer des Haufens los



und fragten, was sie für eine Ursache hätten, sich gegen ihre vorgesetzte Regierung aufzulehnen. Diese antworteten sofort mit Geschrei: „Unser Wille ist unser Gesetz und nach diesem allein wollen wir regiert sein!“ „Gut“, versetzte Thomas, „wenn das so ist, so sind diese wackern Keulen unsere Waffen und mit diesen allein sollt Ihr Eure Strafe bekommen.“ Diese Worte waren noch nicht ganz ausgesprochen, als sie schon wie rasend über die ungeheure Menge herfielen, alle vor sich hertrieben und mit jedem Schlage zwanzig bis dreißig niederstreckten. Man erzählt aber als etwas besonders Merkwürdiges, daß der Kesselflicker einen langen Kerl mit solcher Gewalt auf's Genick schlug, daß sein Kopf davon abflog und 40 Fuß weit vom Körper mit solcher Kraft fortgeschleudert ward, daß er an einen der Rädelsführer anprallte und diesen auf dem Flecke tödtete. Die Thaten unseres Thomas waren nicht weniger wunderbar, denn nachdem er viele Hunderte getödtet und auf die Letzt seine Keule zerschlagen hatte, packte er einen auffallend magern Müller, und brauchte ihn so lange anstatt der letztern als Angriffswaffe, bis er das Feld ganz rein gefegt hatte.

Natürlich erhielt der König sofort Nachricht von diesen außerordentlichen Thaten und ließ die beiden Helden in seinen Palast holen, wo ein königliches Banquet ihnen zu Ehren bereit stand und beinahe der ganze Adel des Landes zugegen war. Als das Mahl vorüber war, hielt der König eine Rede, die weder zu lang noch zu kurz war, aber das außerordentliche Verdienst hatte, gerade auf ihr Ziel loszugehen. Wir dürfen daher hier eine so merkwürdige Probe einer königlichen Beredtsamkeit nicht mit Stillschweigen übergehen. „Meine lieben Gäste“, sprach der König, „diese hier sind meine treuen und vielgeliebten Unterthanen, Männer von erprobtem Muth und Tapferkeit, sie waren die Männer, welche zehntausend Rebellen, die sich verschworen hatten, den Frieden meines Reiches zu stören, überfielen und besiegten. Soweit ich den Charakter von Thomas Dummdusel und Heinrich Unvergleichlich, meiner zwei hier anwesenden werthen Gäste, kenne, kann es in keinem andern Königreiche der ganzen Welt Niemand wagen, es mit ihnen

aufzunehmen. Wäre es überhaupt möglich, eine Armee von zwanzig Tausend wie diese zusammenzubringen, getraue ich mir zu behaupten, daß ich die Thaten Alexanders des Großen noch einmal verrichten würde. Indessen kniee jetzt nieder, Thomas Dummdusel, und empfange als Beweis meiner königlichen Gunst den alten Orden der edlen Ritterschaft, was aber Heinrich Unvergleichlich anlangt, so will ich ihm als Erkenntlichkeit für seine großen Dienste, die er mir geleistet hat, die Summe von 40 Schillingen jährlich Zeit seines Lebens aussetzen." Nachdem der König diese vortreffliche Rede beendigt hatte, zog er sich zurück und Thomas und Heinrich nahmen sogleich ihren Abtritt, indem sie viele Meilen weit von einem Theile seines Hofes begleitet wurden.

Als Sir Thomas Dummdusel nach Hause zurückkehrte, fand er zu seiner großen Betrübniß, daß seine Mutter während seines Aufenthaltes bei Hofe gestorben war. Man kann wohl kaum sagen, daß er über ihren Verlust untröstlich gewesen wäre, da er aber in einem so großen und weitläufigen Hause allein gelassen war, kam er sich selbst wie fremd und sonderbar vor. Er begann also zu überlegen, ob es nicht rathsam sei, sich nach einer Frau umzusehen, und da er von einer jungen wohlhabenden Wittfrau nicht weit von Cambridge hörte, begab er sich zu ihr und brachte sein Anliegen vor.

Bei seinem ersten Besuche, schien sie seine Bewerbung günstig aufzunehmen, als er ihr aber einen zweiten abstattete, war ihre Neigung von einem elegantern Freier gewonnen worden, den Sir Thomas in der That zu ihren Füßen liegen fand.

Der junge Fant, der ſich auf die Gunſt der Dame verließ, war außerordentlich anzüglich gegen den Ritter, indem er ihn einen Erzlump und einen Brauerknecht nannte, der gänzlich ungeſchickt ſei, einer Dame ſeine Liebe zu bezeigen. Sir Thomas war aber nicht der Mann, der einen ſolchen Schimpf ungeahndet hingehen ließ, er ging alſo mit dem Stutzer hinaus auf den Kirchhof, um ſeine Sache auszumachen, und gab ihm dort einen Fußtritt, der ihn weit über die Spitzen der höchſten Häuſer in einen Teich ſchleuderte, wo er jedenfalls ertrunken wäre, hätte ihn nicht ein armer Schäfer, der gerade vorbeiging, mit ſeinem Hakenſtock herausgefiſcht.

Der Stutzer ſann nun aber auf Mittel und Wege, wie er ſich an dem Ritter rächen könne und dung zu dieſem Zwecke zwei Reiſige, die ſich gegen ihn in Hinterhalt legen mußten, Thomas aber zerquetſchte ſie, wie die Geſchichte ſagt, wie ein paar Gurken. Als er nun gerade mit ſeiner Braut in die Kirche ging, um ſich trauen zu laſſen, ward er von 21 wohl gewappneten Räubern überfallen, nachdem er ſich aber von einem aus der Geſellſchaft einen Hieber geborgt hatte, ließ er dieſen mit ſolcher Geſchicklichkeit um ſich herum ſauſen, daß er — er hatte ſich nämlich vorgenommen, Niemanden zu tödten — bei jedem Hiebe ein Bein oder einen Arm abſchlug, ſo daß bald der Boden ſo mit ihren Ueberreſten bedeckt war, wie nach einem furchtbaren Sturme die Ziegel von den Dächern auf den Straßen herum zu liegen pflegen. Seine Braut und Freunde freuten ſich nicht wenig über alles dies•und die Schöne bemerkte ſcherzhaft: was für eine hübſche Partie Krüppel haſt Du in einem Augenblicke gemacht! Sir Thomas empfing indeß bei dieſer Affaire eine unbedeutende Schmarre und tröſtete ſich für dieſes geringfügige Mißgeſchick mit dem Gedanken, daß er ja für jeden Tropfen Blut ein ganzes Glied abgehauen habe.

Die Vermählungsfeier fand nun auch ohne weitere Abenteuer ſtatt und Sir Thomas gab bei dieſer Gelegenheit ein großes Feſt, zu dem er alle Wittwen viele Meilen in der Runde ſeiner verſtorbenen Mutter zu Ehren einlud; dies dauerte vier Tage zum Gedächtniß an die vier letzten Siege, die er errungen hatte.

Der einzige bemerkenswerthe Vorfall bei dieſem Feſte war aber die Entwendung eines ſilbernen Bechers, der indeß unter den Sachen eines alten Weibes, welches Schlampampe hieß, wieder entdeckt ward. Alle waren ſo entrüſtet über dieſe Undankbarkeit der alten Hexe gegen ihren gütigen Wirth, daß ſie ſie auf dem Flecke hängen wollten, wäre nicht Herr Thomas ſelbſt dazwiſchen getreten und hätte ihre Beſtrafung feſtgeſetzt. Dieſe war übrigens auch nur komiſch, denn ſie ward verurtheilt, durch alle Straßen und Gaſſen von Cambridge auf einem Schiebkarren gefahren zu

werden, während ſie ein großes Placat in der Hand hielt, auf dem geſchrieben ſtand:

Die böſe Schlampampe bin ich genannt,
Die den ſilbernen Becher dort hat entwandt!

Mittlerweile gelangte die Neuigkeit von Sir Thomas' Verheirathung auch nach Hofe und der König, der ſich ſeiner großen Dienſte erinnerte, lud ihn mit ſeiner Dame dorthin ein; ſie nahmen dieſe Einladung auch an und wurden von ihm ſehr gnädig aufgenommen.

Während ſie aber noch da verweilten, kam Botſchaft, daß ein außerordentliches Unglück über die Grafſchaft Kent hereingebrochen

ſei. Ein ungeheurer Rieſe, der auf einem Drachen ritt und von einer großen Maſſe von Bären und Löwen begleitet war, war an der Küſte dieſer unglückſeligen Grafſchaft gelandet und hatte dieſelbe in allen Richtungen verwüſtet. Der König, ſagt die Geſchichte, war ein wenig erſchrocken, und er konnte das auch bei einem ſolchen Beſuche mit Recht ſein, da er aber die für ihn ſo gelegene Gegenwart des Ritters Dummduſel benutzte, ſo half er ſich dadurch aus der Klemme, daß er ihn zum Gouverneur der Inſel Thanet ernannte und ihn ſo für die Beſchützung der daſigen Einwohner gegen dieſes Ungethüm verantwortlich machte.

Nun war aber auf der Inſel eine Burg, von wo aus man die ganze Gegend Meilen weit überſehen konnte, und das war der Sitz des Statthalters. Es dauerte auch gar nicht lange, bis er den Rieſen zu Geſicht bekam, der beſchrieben wird als ein großer Kerl, auf einem furchtbaren Drachen reitend, eine eiſerne Keule über ſeine Schulter, nur mit einem Auge, das gerade mitten auf der Stirne ſtand und wie Feuer glänzte; ſein Geſicht war ſchrecklich anzuſchauen, grimmig und lohfarben, die Haare ſeines Kopfes hingen ihm über

Backen und Schultern wie Schlangen von ungeheurer Länge herab und die Borsten seines Bartes glichen rostigem Drahte! Es ist schwer, sich ein furchtbareres Wesen als dieser Kerl war, vorzustellen, allein unser Thomas war blos verwundert, nicht erschrocken, als er eines Tages den Riesen auf seinem furchtbaren Drachen nach der Burg zu fliegen sah. Nachdem derselbe sich das Schloß mit seinem funkelnden Auge angesehen, band er den Drachen an einen Baum und kam auf die Burg los, als wolle er sie mit seiner Schulter einrennen. Allein auf diese oder jene Weise versah er es, daß er ausglitt und konnte sich nicht selbst wieder aufhelfen, Thomas kam also mit seinem zweihändigen Schwerte herbei, hieb dem Riesen mit einem Hiebe und dem Drachen mit vieren die Köpfe ab, lud sie auf einen Wagen und sandte sie seinem königlichen Herrn nach Hofe.

Die Mär von Thomas' Siegen gelangte bald auch zu den Ohren seines alten Kameraden des Kesselflickers, den es darnach verlangte, an seinem Ruhme Theil zu nehmen, und der sich deshalb zu ihm auf die Burg begab. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt, unterrichtete ihn Thomas von seinem Wunsche, ohne Verzug die Raubthiere zu vertilgen, welche die Insel verwüsteten. Zu diesem Ende beschlossen sie, sich zusammen auf den Weg zu machen, Thomas mit seinem zweihändigen Schwerte, und der Kesselflicker mit seiner langen Pike versehen.

Nachdem sie ohngefähr 4 — 5 Stunden marschirt waren, wollte es ihr Glücksstern, daß sie mit der ganzen Gesellschaft der wilden Bestien zusammentrafen, 14 an der Zahl, 6 Bären und 8 Löwen. Die zwei Helden erwarteten sie, den Rücken gegen einen Baumstamm gelehnt, und als sie in gehörige Distanz zum Zuhauen gekommen waren, hieben sie ihnen die Köpfe ab und tödteten sie alle bis auf einen Löwen, der unglücklicher Weise eine unbedachte Wendung unseres Thomas benutzte und dem armen Kesselflicker die Seele aus dem Leibe drückte. Dann ward das Vieh zuletzt noch von Sir Thomas erschlagen.

Ob dieser gleich nun die Riesen, den Drachen und die Löwen getödtet, und die Rebellen besiegt hatte, so war doch sein Glück

durchaus nicht vollkommen, denn er war untröſtlich über den Verluſt ſeines Freundes. Er kehrte alſo nach Hauſe zu ſeiner Dame zurück und ſtellte hier ein prächtiges Feſt zur Erinnerung an ſeine großen Siege an, die Geſchichte aber hat uns noch die ſchönen Verſe aufbewahrt, die er bei dieſer Gelegenheit geſprochen haben ſoll:

Weil ſtarker Thomas ich werde genannt,
So ſchwör' ich Euch, Freunde, es ſoll'n dieſes Land
Die Löwen, Tiger und Bären bald meiden
Und müßt' ich dabei ſelbſt wohl den Tod erleiden.
D'rauf geb' ich mein Wort, das merket Euch wohl,
Und Keiner je Lügner mich ſchimpfen ſoll;
Denn das iſt Herrn Dummdufels Ehrenhort,
Daß niemals er gebrochen ſein Wort!

Theod. Gräße.

Der Hahn, welcher in die Braupfanne fiel.

Norwegiſches Neckmärchen.

Es war einmal ein Hahn und ein Huhn, welche auf den Feldern Gerſte aufgepickt hatten. Sie machten Malz davon und brauten Bier für Weihnachten. „Ich ſammle Korn, ich mache Malz und braue Bier und das Bier iſt gut!“ gackerte das Huhn. „Es iſt wohl ſtark?“ fragte der Hahn, indem er auf den Rand der Pfanne flog, um das Bier zu koſten. Als er aber des Koſtens wegen ſeinen Kopf zu weit über neigte, fing er mit den Flügeln an zu flattern, fiel in die Wanne hinunter und ertrank. Als das Huhn das ſah, flog es gleich auf und ſetzte ſich auf einen Stuhl, wo es zu weinen und zu jammern anfing.

Dann ſagte der Stuhl: „Warum weinſt Du, Mütterlein?“ „Au weh! Väterchen fiel in die Braupfanne und ertrank, darum weine ich,“ ſagte das Huhn. „Nun, ſo werde ich knarren,“ ſagte der Stuhl und fing an zu knarren und zu ſchnarren. Als die Thüre das hörte, ſo fragte ſie: „Warum knarreſt und ſchnarreſt Du, Stuhl?“ „O weh!“ antwortete der Stuhl, „Väterchen fiel in die Braupfanne und ertrank, Mütterlein ſitzt auf meinem Rücken und weint und heult, darum knarre und ſchnarre ich.“ „O weh! Nun ſo werde ich quitſchen,“ ſagte die Thüre und fing an ſo ſchauderhaft zu quitſchen und zu knirſchen, daß es durch Mark und Bein ging. Das hörte der Korb, welcher an dem Herde voll Spähne, Rinde und Holzabfall ſtand; „warum quitſcheſt und knirſcheſt Du, Thüre?“ fragte der. „Au weh! Väterchen fiel in die Braupfanne und ertrank, Mütterlein ſitzt auf dem Stuhl und weint, der Stuhl knarrt und darum quitſche ich.“ „Nun, ſo werde ich Staub und Qualm machen,“ ſagte der Spahnkorb und fing an zu qualmen und zu ſtäuben, daß die Stube wie in eine Wolke gehüllt ward. Als die Vögelein das ſahen, fragten ſie: „Warum machſt Du denn ſo viel Qualm und Staub, Spahn-

körbchen?" „O weh, Väterchen fiel in die Braupfanne und ertrank, Mütterchen ſitzt auf dem Stuhl und weint, der Stuhl knarrt, die Thüre knirſcht, warum ſollte ich denn nicht Qualm machen?" „Nun, ſo wollen wir uns die Federn ausrupfen," ſagten die Vögelein und fingen an ſich die Federn auszuziehen. Als der Mann die Federn umherfliegen ſah, fragte er: „Warum rupft Ihr Euch die Federn aus, ihr Vögelein?" „O weh! Väterchen fiel in die Braupfanne und ertrank, Mütterlein ſitzt auf dem Stuhl und weint, der Stuhl knarrt, die Thür knirſcht, das Holzkörbchen macht Qualm, warum ſollten wir uns denn nicht die Federn ausrupfen?" antworteten die kleinen Vögelein. „Nun, ſo will ich auch den Kehrbeſen entzwei machen," ſagte der Mann, indem er anfing, den Kehrbeſen ſo gewaltſam auseinander zu raufen und zu zerreißen, daß das Birkenreiſig ſowohl nach Oſten wie nach Weſten flog.

Die Frau ſtand dabei und kochte den Abendgrütze; als ſie ſah, was der Mann machte, fragte ſie: „Warum machſt Du den Kehrbeſen entzwei?" „O weh! Väterchen fiel in die Braupfanne und ertrank, Mütterchen ſitzt auf dem Stuhl und weint, der Stuhl knarrt, die Thüre knirſcht, das Spahnkörbchen macht Qualm, die Vögelein rupfen ſich die Federn aus, darum zerreiße ich den Kehrbeſen." „Nun, ſo werde ich den Grütze über alle Wände ſchmieren," ſagte die Frau, nahm den Löffel und ſchmierte den Grütze an alle Wände ringsherum, ſo daß Niemand ſehen konnte, wovon dieſelben gemacht waren. Willſt Du es mir aber nicht glauben, kannſt Du ſelbſt hingehen und ihn ablecken.

Der Bär und der Fuchs.

Es war einmal ein Bär, der ſaß in einer Waldſchlucht und ſchlief. Als der Fuchs, der dort umherſchlich, an ihm vorbei kam

und ihn ſah, ſagte er: „Da ſitzeſt Du und faulenzeſt! Großpapa, nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht einen Streich ſpiele, da Du ſo faul und duſelig biſt!“ Da fand Reinecke drei todte Feldmäuſe, legte dieſe auf einen Wurzelſtock, gerade unter die Naſe des Bären und ſchrie ihm aus Leibeskräften in's Ohr: „Wach' mal auf, Vater Petz, Peter Schütze liegt hinter dem Stocke und

zielt nach Dir!" Dann ergriff er das Haſenpanier und ſetzte über Stock und Stein in den Wald hinein.

Der Bär erwachte plötzlich und fuhr, wirr im Kopfe, in die Höhe; als er aber die drei Mäuſe auf dem Stocke ſah, wurde er ſo böſe, daß er ſeine Tatze erhob, um auf ſie los zu keulen. Wie er jedoch den Schwanz von Meiſter Reinecke im Gebüſch beim Waldrand ſah, da fuhr er ihm nach, daß es im Unterholz krachte.

Reinecke aber immer voran und der Bär ihm nach, und bald war Petz ſo nahe, daß er Reinecken am rechten Hinterlauf faßte, gerade wie er in ein Loch unter einer Fichtenwurzel ſchlüpfen wollte. Da ſaß Reinecke in der Klemme, er ſann aber nicht lange nach, wie er ſich wieder frei machen ſollte.

„Laß die Fichtenwurzel und faß' den Fuchslauf!" ſchrie er. Der Bär war auch ſo einfältig, daß er ihm glaubte, er ließ alſo den ſchon ergriffenen Lauf los, um die Wurzel zu faſſen. Dann lachte aber Reinecke aus dem tiefen Loch heraus und ſagte:

„Heh, vorhin foppte ich Dich auch, Großpapa!"

„Nu nu, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben," ſagte der Bruummbär bitter und böſe.

„Schönen Dank für heute, Morgen treffen wir uns wieder," antwortete Reinecke.

Früh am Morgen des nächſten Tages kam der Bär mit einem fetten Schweine, das er zerriſſen hatte, einhergewatſchelt und als er damit über's Moor ging, ſaß Reinecke hoch oben auf einem Stein am Ufer und hatte etwas vor ſich liegen.

„Guten Tag, Großvater," ſagte er, „was für einen guten Braten trägſt Du denn da?"

„Speck!" antwortete der Bär. „Ich habe auch was Schönes für ein Leckermaul!" ſagte Reinecke.

„Was denn?" fragte der Bär. „Es iſt das größte und ſüßeſte Hummelbienenneſt, das ich je gefunden habe," ſagte Reinecke. „Ei ſo?" ſagte der Bär ſchmunzelnd und ſich das Maul leckend, denn es dünkte ihm gar zu gut, etwas Honig zu bekommen.

„Wollen wir uns gegenſeitig bewirthen?" fragte der Bär.

„Nein, das thue ich gar nicht," ſagte Reinecke. So gingen ſie aber endlich doch eine Wette ein und machten mit einander aus, daß ſie die Namen von drei Arten Bäumen herſagen ſollten. Wenn Reinecke dieſe ſchneller als Petz herſagen könne, ſolle er Erlaubniß haben einmal in den Speck zu beißen, wenn Petz ſie aber ſchneller ſage, ſolle er ſich ein Maul voll von dem Hummelbienenneſt ſaugen dürfen. Petz dachte aber, daß er den ganzen Honig auf einmal auflecken könne.

„Ja, ja!" ſagte Meiſter Meiſter Fuchs, „das iſt Alles gut und wohl bedacht, das ſage ich aber im Voraus, daß, wenn ich die Wette gewinne, ſo ſollſt Du verpflichtet ſein, dem Schweine, da wo ich hinein beißen will, die Borſten abzuſchaben. „Ja wohl, ich will Dir wohl helfen, da Du es ſelbſt nicht kannſt, Vetter Reinecke," antwortete der Bär.

So wollten ſie denn die Baumnamen herſagen.

„Föhre, Forke, Fichte?" brummte der Bär. — Das waren aber nur zwei Bäume, denn Föhre und Forke ſind alle beide nur Kiefern.

„Eſch', Erl', Eich'!" ſchrie Reinecke, ſo daß es im Walde wiederhallte So hatte er die Wette gewonnen und er lief gleich herunter, riß mit einem Biß dem Schwein das Herz heraus und wollte damit fortlaufen. Das wurmte aber unſern Petz, daß er den beſten Biſſen vom ganzen Schwein genommen hatte, er faßte ihn alſo beim Schwanz und hielt ihn feſt.

„Warte doch ein Bischen!" ſagte Petz. „Ja, ja, das iſt mir einerlei, Vater Petz," ſagte Reinecke, „willſt Du mich aber loslaſſen, bekommſt Du das ganze Neſt mitſammt dem Honig."

Durch dieſes Anerbieten verlockt, ließ der Bär los und Meiſter Reinecke lief nach dem Honig.

„Hier vor dieſes Hummelbienenneſt," ſagte Reinecke, halte ich ein Blatt, unter dem Blatte iſt ein Loch und durch dieſes mußt Du ſaugen," ſetzte er hinzu, indem er dem Bär das Neſt unter die Naſe hielt, das Blatt weg nahm und auf ſeinen Stein hinaufſprang, wo er ganz gewaltig zu lachen und zu ſchmunzeln anfing; denn es war eben ſo wenig ein Hummelbienenneſt wie Honig,

wohl aber ein Wespennest, so groß wie ein Menschenkopf, ganz mit Wespen angefüllt, und die Wespen flogen in ungeheuerer Menge heraus und stachen unsern Petz in die Augen und das Maul, in die Ohren und den Schwanz, und es gab für ihn so viel mit Abkratzen und Abschütteln zu thun, daß er gar nicht Zeit hatte, an Reinecken zu denken.

Von diesem Tage an hat der Bär eine unbändige Furcht vor den Wespen gehabt.

Bauer Wetterwolke.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen einzigen Sohn, Namens Hans. Der Frau schien es an der Zeit, daß dieser ausziehen sollte, um einen Dienst zu suchen, und so sagte sie zu ihrem Mann, daß er mitziehen möchte. „Du sollst mir ihn so gescheidt machen, daß er Meister aller Meister wird!“ sagte sie, und gab ihm etwas Brod und Käse und eine Rolle Kautabak in einem Sacke mit. Sie waren bei vielen Meistern, alle sagten aber, daß sie den Jungen wohl so gelehrt, wie sie selbst wären, machen könnten, aber besser nicht. Als der Mann nach Hause zu seiner Frau zurückkam und erzählte, was die Leute gesagt hatten, antwortete sie:

„Je nun, mir ist es ganz gleich, wo Du ihn hinthust, das sage ich aber, daß Du mir ihn zum Meister aller Meister machen mußt.“ So gab sie ihnen wieder Essen und Kautabak in den Sack, und der Mann mußte wieder mit dem Sohne fortbummeln. Als sie eine Weile gewandert waren,

kamen sie auf Eis (d. h. einen zugefrornen See oder Meerbusen), da begegneten sie Jemand, der mit einem schwarzen Roß fuhr.

„Wohin?" sagte der.

„Oh, ich möchte meinen Sohn in die Lehre bei Jemand bringen, der ihn gut erziehen könnte," antwortete der Mann, „denn meine Frau ist braver Leute Kind und sie möchte ihn zum Meister aller Meister erzogen haben." „Das trifft sich nicht übel," sagte der Fahrende, „denn dazu bin ich der rechte Mann, ich suche eben so einen Lehrjungen! Stelle Dich einmal hinten auf die Schlittenkufen, Du!" sagte er zu dem Jungen und so fuhren sie durch die Wolken dahin. „Warte, halt' ein Bischen!" schrie der Vater des Jungen, „ich muß ja doch wissen, wie Du heißt und wo Du wohnst?" „Oh, ich bin zu Hause sowohl im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen," sagte der Meister, „und mein Name ist Bauer Wetterwolke," fügte er hinzu. „In einem Jahre kannst Du wiederkommen, dann werde ich Dir sagen, ob er so gescheidt geworden ist," setzte er noch hinzu. Damit fuhren sie ab und fort waren sie.

Als der Mann nach Hause kam, fragte die Frau, wohin der Sohn gekommen wäre. „Gott weiß, wo er hingekommen ist," sagte der Mann, „sie fuhren in die Luft hinauf," und so erzählte er, was passirt war. Als die Frau aber hörte, daß der Mann keine rechte Antwort bekommen hatte, weder wenn der Bursche seinen Lehrbrief bekommen sollte oder wo er war, so schickte sie wieder den Mann hinaus und gab ihm einen Brodsack und eine Rolle Kautabak mit. Als er eine Strecke gegangen war, kam er in einen großen Wald, der dauerte, so weit er auch ging, den ganzen Tag hindurch, und als es finster wurde, sah er ein starkes Leuchten, dem ging er nach. Nach langer Zeit erreichte er eine kleine Hütte an einem Berge, vor der Thüre stand ein altes Weibsbild, das Wasser aus dem Brunnen mit ihrer Nase heraufzog.

„Guten Abend, Mutter," sagte der Mann.

„Wieder schönen guten Abend," sagte das Weibsbild. „In hundert Jahren hat Niemand mich Mutter genannt," sagte sie.

„Kann ich hier Quartier für die Nacht haben?“ fragte der Mann.

„Nein!“ ſagte die alte Frau.

Dann aber zog der Mann ſeinen Kautabak hervor, trocknete und röſtete ein Wenig davon und gab der Frau Schnupftabak. Darüber freute ſie ſich ſo, daß ſie zu tanzen anfing und dann erlaubte ſie dem Manne, auch die Nacht da zu bleiben.

Ehe ſie es ſich verſah, fragte er nach dem Bauer Wetterwolke. „Sie wiſſe nichts von ihm zu ſagen,“ antwortete ſie, „da ſie aber über alle vierfüßigen Thiere herrſche, wolle ſie fragen, ob dieſe vielleicht Etwas von ihm wüßten.“ Dann blies ſie ſie mit einer Pfeife, die ſie hatte, zuſammen und verhörte ſie alle, aber keins wußte etwas vom Bauer Wetterwolke.

„Je nun, wir ſind drei Schweſtern," ſagte die Frau, „vielleicht weiß eine von den andern, wo er iſt. Ich werde Dich fahren laſſen, ſo daß Du dahin bis zum Abend kommſt, aber bis zur nächſten ſind es dreihundert Meilen."

Der Mann fuhr ab, und er kam dahin bis zum Abend. Da ſtand auch ein altes Weibsbild vor der Thür und wand Waſſer vom Brunnen mit ihrer Naſe hinauf.

„Guten Abend, Mutter," ſagte der Mann.

„Wieder ſchön' guten Abend!" ſagte die alte Frau, „in hundert Jahren hat Niemand mich Mutter genannt," ſetzte ſie hinzu.

„Kann ich hier für die Nacht Quartier haben?" fragte der Mann. „Nein!" ſagte das Weibsbild. Dann nahm aber der Mann ſeinen Kautabak heraus, trocknete und röſtete ein Wenig davon, und gab der Frau Schnupftabak auf den Handrücken. Darüber freute ſie ſich ſo, daß ſie zu tanzen anfing, und dann wollte ſie auch dem Manne erlauben, die Nacht da zu bleiben. Ehe ſie es ſich verſah, fragte er nach Bauer Wetterwolke. „Nein, ſie wiſſe nichts von ihm zu ſagen; — ſie herrſche aber über alle Fiſche im Meere," ſagte ſie, „und vielleicht könne einer von dieſen Etwas von ihm wiſſen." Alſo blies ſie die Fiſche mit einer Pfeife, die ſie hatte, zuſammen und verhörte ſie; aber Niemand wußte etwas vom Bauer Wetterwolke.

„Je nun, ich habe noch eine Schweſter," ſagte die Alte, „vielleicht kann ſie etwas von ihm wiſſen. Sie wohnt ſechshundert Meilen weit von hier. Du wirſt aber Pferde und Geſchirr von mir bekommen, ſo kommſt Du dahin bis zum Abend."

Der Mann fuhr ab und kam auch gegen Nacht dahin, als das Weibsbild ſo eben im Begriff war, das Feuer zuſammen zu ſchüren, und das that ſie mit ihrer Naſe: ſo eine lange Naſe hatte ſie.

„Guten Abend Mutter!" ſagte der Mann.

„Wieder einen ſchönen guten Abend!" ſagte die Alte. „In hundert Jahren hat Niemand mich Mutter genannt," ſetzte ſie hinzu. „Kann ich hier über Nacht Quartier haben?" fragte der Mann. „Nein!" ſagte das Weibsbild. Dann aber nahm der Mann ſeinen Kautabak heraus, trocknete und röſtete ihn und gab

der Alten den ganzen Handrücken voll Schnupftabak. Darüber freute sie sich so gewaltig, daß sie anfing zu tanzen, und dann

wollte sie dem Manne auch über Nacht Quartier geben. Ehe sie es sich versah, fragte er nach Bauer Wetterwolke. „Sie wisse nichts von ihm zu sagen," antwortete sie, „da sie aber über alle Vögel herrsche, wolle sie diese mit ihrer Pfeife zusammenblasen und befragen."

Als sie alle verhört hatte, vermißte sie noch den Adler; nach einiger Zeit kam der auch, und als die Alte ihn fragte, wo er geblieben sei, antwortete er, daß er eben vom Bauer Wetterwolke komme. Dann befahl sie ihm den Mann dahin zu begleiten. Der Adler mußte aber erst etwas essen und obendrein bis zum nächsten Tag ausruhen, denn er war nach dem weiten Flug so müde, daß er sich kaum von der Erde heben konnte. Als er satt war, und wohl ausgeruhet hatte, rupfte die Alte ihm eine Feder aus dem Schwanze und steckte an ihrer Stelle den Mann hinein; so flog er mit ihm davon. Sie kamen aber bei Bauer Wetterwolke nicht vor Mitternacht an.

Als sie da angelangt waren, sagte der Adler: „Es liegt Aas vor der Thür; darum brauchst Du Dich aber nicht zu kümmern. Die drinnen schlafen alle fest, daß sie nicht wach werden können; Du sollst aber erst gerade hin zum Tische gehen, und drei Brod=

krümchen im Schubladen nehmen und wenn Du hörst, daß Jemand ſchnarcht, ſo ſollſt Du ihm drei Federn vom Kopf ausrupfen, er erwacht darum doch nicht.“ Der Mann that, wie ihm geſagt war. Als er die Brodkrümchen genommen hatte, rupfte er erſt eine Feder aus.

„Au weh!“ ſchrie Bauer Wetterwolke. So rupfte er noch eine aus, und da ſchrie der wieder: „Au weh!“ Als er die dritte ausrupfte, da hat Bauer Wetterwolke ſo geſchrien, daß beinahe Mauern und Wände eingeſtürzt wären, er ſchlief aber fort. Dann ſagte der Adler, wie er weiter thun ſollte und ſo that er auch: er ging zur Stallthüre, da ſtieß er gegen einen Stein an, den nahm er auf; darunter lagen drei Spähne, die er auch aufhob. Nun pochte er an die Stallthüre, die ſich gleich öffnete. Er ließ da die drei Brodkrümchen fallen; dann kam aber ein Haſe hervor und fraß ſie; den nahm er auch mit. Jetzt ſagte der Adler, „daß er ihm drei Federn aus dem Schwanze rupfen möge, und ſtatt dieſer ſolle er den Haſen, den Stein, die Spähne und ſich ſelbſt, an ihre Stelle einſetzen, und ſo wollte er ihn nach Hauſe tragen.“

Als der Adler eine weite Strecke geflogen war, ſetzte er ſich auf einen Stein.

„Siehſt Du Etwas?“ ſagte er.

„Ja, ich ſehe einen Schwarm Krähen mir nachfliegen,“ ſagte der Mann.

„Dann müſſen wir wohl noch eine Weile weiter reiſen,“ ſagte der Adler, und fort flog er.

Nach einer Weile fragte er wieder: „Siehſt Du jetzt Etwas?“

„Ja, jetzt ſind die Krähen uns ganz nahe,“ ſagte der Mann. „Jetzt laſſe die drei Federn, die Du ihm vom Kopfe rupfteſt, herunterfallen,“ ſagte der Adler. Wie geſagt, ſo gethan, und gleich wurde aus den Federn ein Rabenſchwarm, der die Krähen fortjagte. So flog der Adler wieder weit hin mit dem Manne; zuletzt ſetzte er ſich aber auf einen Stein, um auszuruhen.

„Siehſt Du Etwas?“ fragte er. „Ganz gewiß kann ich es nicht ſagen,“ antwortete der Mann, „es dünkt mich aber, daß ich Etwas aus weiter Ferne kommen ſehe.“

„Da möchten wir wohl noch eine Strecke weiter reiſen," ſagte der Adler. „Siehſt Du jetzt Etwas?" fragte der Adler nach einer Weile. „Ja, jetzt iſt er uns auf den Ferſen," ſagte der Mann.

„Dann laſſe die drei Spähne, die Du unter dem Feldſteine an der Stallthüre aufnahmſt, fallen," ſagte der Adler.

Wie geſagt, ſo gethan, und kaum hatte er ſie hinfallen laſſen, als dieſe auch zu ſo einen großen, dichten Wald emporſchoſſen, daß Bauer Wetterwolke umkehren und nach Hauſe fahren mußte, um Aexte zu holen, damit er ſich einen Weg durch den Wald hauen könnte. Dann flog der Adler wieder weiterhin; als er aber müde wurde, ſetzte er ſich auf eine Kiefer. „Siehſt Du Etwas?" fragte er.

„Ja, ganz gewiß kann ich es nicht ſagen," antwortete der Mann, „es ſcheint mir aber, daß ich Etwas in der Ferne wie einen Schatten ſehe." „Dann möchten wir wohl noch eine Strecke weiter reiſen," ſagte der Adler und flog davon. „Siehſt Du jetzt Etwas?" ſagte er nach einer Weile.

„Ja, jetzt iſt er uns auf den Ferſen," ſagte der Mann.

„Laß jetzt den Feldſtein fallen, den Du bei der Stallthür aufnahmſt," ſagte der Adler.

Wie geſagt, ſo gethan, und der Feldſtein wurde zu einem großen hohen Berg, wo Bauer Wetterwolke ſich erſt durchbrechen mußte. Als er aber mitten in den Berg hineingekommen war, da hat er ſich das eine Bein gebrochen und dann mußte er nach Hauſe fahren, um es mit Schienen zu verbinden.

Mittlerweile flog der Adler mit dem Manne und dem Haſen nach Hauſe, und als ſie dorthin gekommen waren, ſo ging der Mann auf den Kirchhof und that geweihte Erde auf den Haſen und ſo wurde der zu ſeinem Sohne Hans.

Als nun dort wieder einmal Jahrmarkt war, verwandelte ſich der Burſche in ein falbes Pferd, und bat den Vater mit ihm auf den Markt zu reiſen. „Wenn Jemand kommt, der mich kaufen will, ſo ſollſt Du hundert Thaler für mich fordern, aber Du mußt nicht vergeſſen den Halfter abzunehmen, ſonſt behält Bauer Wetterwolke mich für immer, denn er iſt es, der kommt und kaufen will," ſagte der Burſche.

So ging es auch, es kam ein Roßtäuſcher, der große Luſt hatte, das Pferd zu kaufen, und der Mann bekam auch hundert Thaler dafür; als der Handel aber gemacht war, und Hanſens Vater das Geld eingeſteckt hatte, wollte der Pferdehändler auch den Halfter haben. „Nein, davon ſteht nichts in unſerm Accord," ſagte der Mann, „den Halfter kriegſt Du nicht, denn ich habe mehrere Pferde, die ich noch zu Markte bringen muß." So gingen ſie jeder ſeinen Weg. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, da verwandelte Hans ſich wieder in ſich ſelbſt, und als ſein Vater nach Hauſe kam, ſaß er ſchon wieder auf der Ofenbank.

Am nächſten Tage machte er ſich zu einem braunen Pferde und ſagte zu ſeinem Vater, er ſolle auf den Markt mit ihm reiſen.

„Wenn Jemand kommt, der mich kaufen will, sollst Du zweihundert Thaler fordern; denn das giebt er, und er beschenkt Dich obendrein mit Schnaps; aber so viel Du auch trinkst und was Du auch thust, so vergiß nicht den Halfter abzunehmen, sonst siehst Du mich nie wieder," sagte Hans.

Je nun, so ging es auch; der Vater bekam zweihundert Thaler für das Pferd und Schnaps obendrein und als sie von einander schieden, fehlte nicht viel, daß er sich nicht daran erinnert hätte, daß er den Halfter abnehmen sollte.

Sie waren aber nicht weit auf den Weg gekommen, so verwandelte der Bursche sich wieder und als der Vater nach Hause kam, saß Hans auf der Ofenbank.

Den dritten Tag ging es ebenfalls so. Der Bursche verwandelte sich nun in ein großes schwarzes Pferd und sagte zu seinem Vater „daß Jemand kommen und dreihundert Thaler für ihn bieten und ihn obendrein recht tüchtig betrunken machen werde; was er aber auch thue und wie viel er auch trinke, so dürfe er nicht vergessen den Halfter abzunehmen, sonst werde er nimmermehr vom Bauer Wetterwolke wieder fortkommen können."

„Nein, das wolle er gar nicht vergessen," sagte der Mann. Als er auf den Markt kam, bekam er die dreihundert Thaler. Bauer Wetterwolke trank ihm aber so zu, daß er den Halfter abzunehmen vergaß und so fuhr Bauer Wetterwolke mit dem Pferde ab.

Als er eine Strecke weit auf seinem Weg gekommen war, wollte er einkehren, um noch einige Schnäpse zu sich zu nehmen; mittlerweile setzte er dem Pferde eine Tonne voll glühender Nägel unter die Nase und eine Hafermulde unter den Schweif, band den Halfterstiel an die Umfriedigung des Hauses und ging in den Gasthof hinein. Das Pferd stand da und stampfte und scharrte und schnaubte. Da kam ein Mädchen vorbei, dem that es leid. „O, Du armes Thier, was hast Du denn für einen Herrn, der Dich so schlecht behandelt?" sagte sie und machte den Halfterstiel von der Stange los, so daß das Pferd sich umkehren und von dem Hafer kosten konnte.

„Ich bin es!“ rief Bauer Wetterwolke und kam zur Thür herausgestürzt. Das Pferd hatte ſich aber vom Halfter losgemacht, warf ſich in eine Entenpfütze und verwandelte ſich gleich in einen kleinen Fiſch. Bauer Wetterwolke machte ſich aber zu einem großen Hecht. Dann verwandelte ſich Hans in eine Taube und Bauer Wetterwolke machte ſich zu einem Habicht, der auf die Taube ſtieß. Nun ſtand aber eine Prinzeſſin am Fenſter des königlichen Schloſſes und ſchaute dieſem Wettkampfe zu.

„Wüßteſt Du, was ich weiß, ſo kämſt Du her zu mir zum Fenſter herein,“ ſagte die Prinzeſſin zur Taube. Die Taube flog auch zum Fenſter hinein, verwandelte ſich wieder in Hans und erzählte der Prinzeſſin, wie Alles zugegangen war.

„Mache Dich zu einem goldenen Ring und ſtecke Dich auf meinen Finger,“ ſagte die Prinzeſſin.

„Das geht nicht,“ ſagte Hans, „denn ſo macht Bauer Wetterwolke den König krank und dann giebt es Niemand, der ihn wieder herſtellt und dann fordert er den goldenen Ring als Lohn.“ „Ich werde ſagen, es iſt ein Erbſtück von meiner ſeligen Mutter,“ ſagte die Prinzeſſin.

So machte Hans ſich denn zu einen goldenen Ring und ſteckte ſich auf den Finger der Prinzeſſin, und da konnte Bauer Wetterwolke ſeiner nicht mehr habhaft werden.

Aber es ging ſo, wie der Burſche vorausgeſagt hatte. Der König wurde krank und es gab keinen Arzt, der ihn heilen konnte, bis Bauer Wetterwolke kam und dafür den Ring verlangte, der auf dem Finger der Prinzeſſin ſaß. Der König ſchickte nach ihr, um den Ring zu bekommen, ſie wollte ihn aber nicht hergeben, weil er ein Erbſtück von ihrer Mutter wäre. Als der König das hörte, wurde er böſe und ſagte, daß er jedenfalls den Ring haben wolle, er ſei nun ein Erbſtück oder nicht.

„Ja, meinetwegen kannſt Du böſe werden," ſagte die Prinzeſſin, „denn der Ring ſitzt feſt und läßt ſich nicht abſtreifen; wenn Du den Ring haben willſt, ſo mußt Du auch den Finger nehmen." „Ich werde helfen; ſo werden wir wohl den Ring herunter bekommen," ſagte Bauer Wetterwolke.

„Danke ſchön, werde ſelbſt probiren," ſagte die Prinzeſſin, ging zum Feuerheerd hin und ſtreute Aſche auf den Finger. Dann fiel der Ring vom Finger ab und verſchwand in der Aſche. Bauer Wetterwolke verwandelte ſich in einen Hahn, der auf dem Heerde nach dem Ring ſcharrte und kratzte, ſo daß Aſche und glühende Kohlen dem König und der Prinzeſſin in die Augen flogen. Hans aber verwandelte ſich in einen Fuchs, biß dem Hahn den Kopf

ab, und wenn auch der Teufel in Bauer Wetterwolke ſteckte, jetzt war er caput.

Goldkuckuck.

Tartariſches Märchen.

In einem Zelte wohnte ein dreijähriger Junge und ein ſiebenjähriges Mädchen ohne Vater und ohne Mutter. Sie wohnten allein in ihrem Zelte, hatten aber viele Pferde und anderes Vieh. Der Junge beſaß ſelbſt ein Pferd, aber weder er noch das Pferd hatten einen Namen.

Eines Morgens als der Junge und das Mädchen eben aufgeſtanden waren, wurde Pferdegetrappel in der Ferne gehört. Die Schweſter machte ein Loch in die Wand des Zeltes und ſah zwei Helden auf zwei Pferden daher reiten kommen. Sie banden ihre Pferde an den goldenen Pfahl und traten in die Jurte. *) Die zwei Helden fingen an ſich vor dem Knaben zu verneigen und ſprachen: „Eine ausgeſchoſſene Kugel fürchtet ſich nicht vor dem Steine, und ein abgeſandter Bote fürchtet ſich ſelbſt vor Fürſten nicht.“ Sie ſetzten ſodann ihre Rede alſo fort: „Wir ſind zu Dir abgeſandt von ſiebzig Chanen, von ſiebzig Helden und von ſieben Göttern. Aus dem Inneren der Erde hat ſich ein böſer Geiſt erhoben, er heißt Ai-Khn (Sonne und Mond); es bitten Dich nun Götter, Fürſten und Helden zu kommen, um mit dem böſen Aina zu ſtreiten. Kein Held iſt im Stande, ihn zu bewältigen. Die ſieben Götter weinen, aber aus der Erde ſind ſieben böſe Geiſter aufgeſtiegen, die ſich freuen und Lieder ſingen.“

Die Schweſter wollte ihren Bruder aber nicht fortlaſſen, indem ſie ſagte, daß er noch zu jung und zu ſchwach für ſolche Kämpfe ſei; der Knabe ſchalt aber ſeine Schweſter und ſprach: „Du biſt eine Thörin, wem ſoll man denn gehorchen, wenn man nicht Göttern, Fürſten und Helden Folge leiſten will?“ Er ſattelte und beſtieg alſo ſein Pferd und war im Begriff fort zu reiten.

*) Eine tartariſche Hütte oder Zelt.

Da faßte die Schweſter das Roß am Halfter und ſagte, daß ſie ihn nicht loslaſſen werde, es ſei denn, daß er ſie auf dem Pferde mitnehme. Der Burſche aber ward ſehr zornig, nahm ſein Schwert, ſchnitt den Halfter durch und ſtieß die Schweſter von ſich weg. Dann peitſchte er ſein Pferd und machte ſich mit den beiden Helden fort. Er kam nun an einen hohen Berg, an einem weißen Meere gelegen. Da ſteht ein Zelt und am Meeresufer wandern Fürſten und Helden umher und auf einer Wolke ſitzen ſieben Götter und ſchauen zur Erde herunter. Auf dem Berge aber liegt Ai-Khn, die Hand unter das Ohr und ſchaut ſich rings um. Wenn er gegen den Himmel ſchaut, brennen die Wolken, wenn er zur Erde blickt, brennt das Gras. Die ſieben böſen Geiſter ſtehen unten am Berge, bis zum Leibe in der Erde, lachen und ſingen.

Als Ai-Khn den Jungen ſieht, fängt er zu lächeln an und ſagt: „Man erzählte mir, daß ein weißes Pferd von einem weißen Berge kommen ſolle, es iſt aber ein Haſe, man ſprach von einem pappelhohen Helden, es iſt aber ein kleiner Junge.“ Der Junge aber wurde bitterböſe in ſeinem Sinn, er ſprang vom Pferde herunter und verſetzte Ai-Khn mit ſeiner geballten Fauſt einen Schlag auf den Backen. Ai-Khn erhob ſich alſo und fing an mit dem Jungen zu ringen. Sie rangen drei Tage und drei Nächte, und Ai-Khn gewann zwar die Oberhand, aber er war doch nicht im Stande den Jungen zu tödten. Den vierten Tag wuchs der Junge ſo an Kräften, daß ſie einander gleich kamen. Der Burſche ſuchte nun den böſen Geiſt den Berg hinauf zu ziehen, dieſer aber wollte ihn in das Meer hinabreißen. Es gelang dem böſen Geiſte auch den Knaben von dem Berge herunter zu bringen und nun ſetzten ſie ihr Ringen am Meeresſtrande fort. Sie rangen ein ganzes Jahr und die ſieben Götter, und die ſieben Aikynen oder böſen Geiſter, die ſiebzig Fürſten und ſiebzig Helden waren bei dem Kampfe Zuſchauer. Während ſie mit einander rangen, erdröhnte die Erde und das Meer wallte auf, ſo daß das Waſſer die Steppe überſchwemmte und das Vieh ertränkte. Menſchen und Vieh flohen den Berg hinauf, der Junge aber und Ai-Khn kämpften in dem Waſſer. Im Meer ſah man roth- und ſchwarzſiedende Ströme

von Blut. Die Götter sprachen: „Das rothe Blut ist das des Knaben, das schwarze aber von Aina.

Als sie so streiten, nimmt plötzlich der Junge Aina auf seine Schulter und trägt ihn den Berg hinauf und indem er so den bösen Geist fortschleppt, bindet er ihm auch Hände und Füße. Auf dem Berge angekommen, nimmt der Junge sein Schwert, schneidet große Stücken Fleisch von Aina ab, und zwingt ihn, sein eignes Fleisch zu verzehren, indem er ihm droht, ihn zu verbrennen, wenn er es nicht thue. Dann fragt der Junge den bösen Geist: „Sage, wo ist Deine Seele, denn wenn Du diese bei Dir gehabt hättest, so hätte ich Dich schon lange umgebracht.“ Aina antwortete: „Auf meinem Pferde ist ein Sack festgebunden, in diesem ist eine Schlange, diese hat zwölf Köpfe und diese Schlange hat meine Seele. Tödtest Du die Schlange, so tödtest Du auch mich.“ Der Junge ging also zu dem Pferde hin, knüpfte den Sack los und schlug mit einem Hiebe der Schlange alle zwölf Köpfe ab, wodurch sowohl Aina als die Schlange um das Leben kamen, das Pferd aber auch. Gleich verschwanden die sieben bösen Geister. Die sieben Götter aber und die 70 Fürsten und Helden verneigten sich vor dem jungen Burschen und bezeugten ihm ihre Verehrung. Dann wurde ihm der Name „Goldkuckuck“ gegeben und die Schwester wurde „Goldtuch“ geheißen. Nachdem Goldkuckuck den bösen Geist besiegt hatte, verneigte er sich vor den sieben Göttern und ersuchte sie, daß eine Botschaft an seine Schwester mit der Nachricht abgesandt werden möchte, daß er noch am Leben sei. Der Bote kehrte zurück und erzählte, daß seine Schwester noch auf derselben Stelle stehe, wo der Bruder sie bei seiner Abreise hingestoßen habe und lebe, aber sehr schwach sei. Als sie indeß Nachricht von ihrem Bruder bekam, hatte sie sich sehr gefreut und sich wieder erholt.

In dem Zeltlager der Wandertartaren war aber ein hübsches Mädchen Ajazen Ko, und die sieben Götter und alle Fürsten und Helden verheiratheten sie mit dem Goldkuckuck. Die sieben Götter gaben Alten Köök (Goldkuckuck) und Ajazen Ko ihren Segen, bei der Hochzeit aber wurde Alten Köök von allen Fürsten und Chanen bedient.

Das Hochzeitfeſt wurde ſieben Tage hindurch gefeiert und zwar nach Verlauf von neun Tagen. Die ſieben Götter ſaßen auf den Wolken als Zuſchauer, dann aber ward Alten Köök von den ſieben Göttern als Ober-Chan über ſämmtliche ſiebzig Chane ausgerufen.

Nachdem die Hochzeit gefeiert war, kehrte Alten Köök nach ſeiner Heimath zurück und die ſieben Götter befahlen, daß auf dem Wege dahin ſieben Helden vor und ſieben hinter ihm reiten ſollten. Der Vater des Mädchens, Alten-Chan, begleitete auch den Goldkuckuck auf ſeinem Wege. Nach ſeiner Ankunft zu Hauſe richtete der Goldkuckuck ein großes Gaſtmahl aus. Während der Feier deſſelben hörte er plötzlich ſein Pferd in der Nacht wiehern. Er ging vor das Zelt hinaus und fand an ſeinem Pferde ein Schreiben folgenden Inhalts angeheftet: „Die ſieben Götter rufen Goldtuch, um bei ihnen zu leben und nicht hier rathen zu helfen.“

Die Schweſter des Goldkuckuck Alten Arljool wuſch ſich mit Ziegenporſt*) und Meerwaſſer, nahm Abſchied von ihrem Bruder und begab ſich in ihrem mit Adlersflügeln beſetzten Kleide zu den ſieben Göttern.

Der Goldkuckuck aber lebte zu Hauſe in Frieden; denn weder Helden noch böſe Geiſter erkühnten ſich je ihn anzugreifen.

P. Chr. Asbjörnſen.

Das blaue Band.

Es war einmal eine arme Frau, die in die Bauerhöfe betteln ging. Sie hatte einen kleinen Buben bei ſich. Als ſie ihren Sack voll hatte, machte ſie ſich auf und ging gegen Norden über das Waldgebirge und wollte wieder nach Hauſe. Als ſie Beide

*) Ledum palustre kommt als ſtärkendes Zaubermittel oft in tartariſchen Sagen vor.

am Abhange hinaufgingen, sahen sie ein kleines blaues Strumpfband, das am Wege lag. Der Bube fragte, ob er es nehmen dürfe.

„Nein," sagte die Mutter, „es kann Zauber daran kleben," und drohte dem Buben, wenn er nicht gleich mitgehe. Als sie weiter hinauf gekommen waren, sagte der Bube, er müsse ein Wenig auf die Seite gehen. Mittlerweile setzte sich die Frau an einen Baumstamm. Der Bube ging aber nicht weit fort; denn als er so tief in den Wald hinein gekommen war, daß die Frau ihn nicht mehr sehen konnte, lief er dahin, wo das Strumpfband lag, nahm es und knüpfte es sich als Gürtel um den Leib. Da fühlte er sich auf einmal so stark, daß es ihm dünkte, er könne den ganzen Berg in die Höhe heben.

Als er zurückkam, war die Frau sehr aufgebracht und fragte, wonach er so lange herum gelaufen sei. „Für Dich scheint es noch recht früh zu sein, obwohl es schon in den Abend geht. Du weißt, wir wollen über die Berge, bevor es finster wird!"

So gingen sie eine Weile, als sie aber über die Mitte des Bergs hinaus waren, da wurde die Frau müde und wollte sich unter einen Busch hinstrecken.

„Meine liebe Mutter," sagte der Junge, „erlaubst Du mir wohl, diesen hohen Berg hier nebenan, während Du ausruhst, zu besteigen, um mich nach einer menschlichen Wohnung umzusehen?" Das wurde ihm erlaubt, und als er den Gipfel erreicht hatte, sah er in der Nähe Feuer nach Norden zu. Der Junge lief zurück und sagte zu seiner Mutter: „Machen wir uns auf den Weg, Mütterchen, es sind nicht weit noch Leute, ich sehe so einen prächtigen Lichtschimmer gen Norden zu gleich in der Nähe."

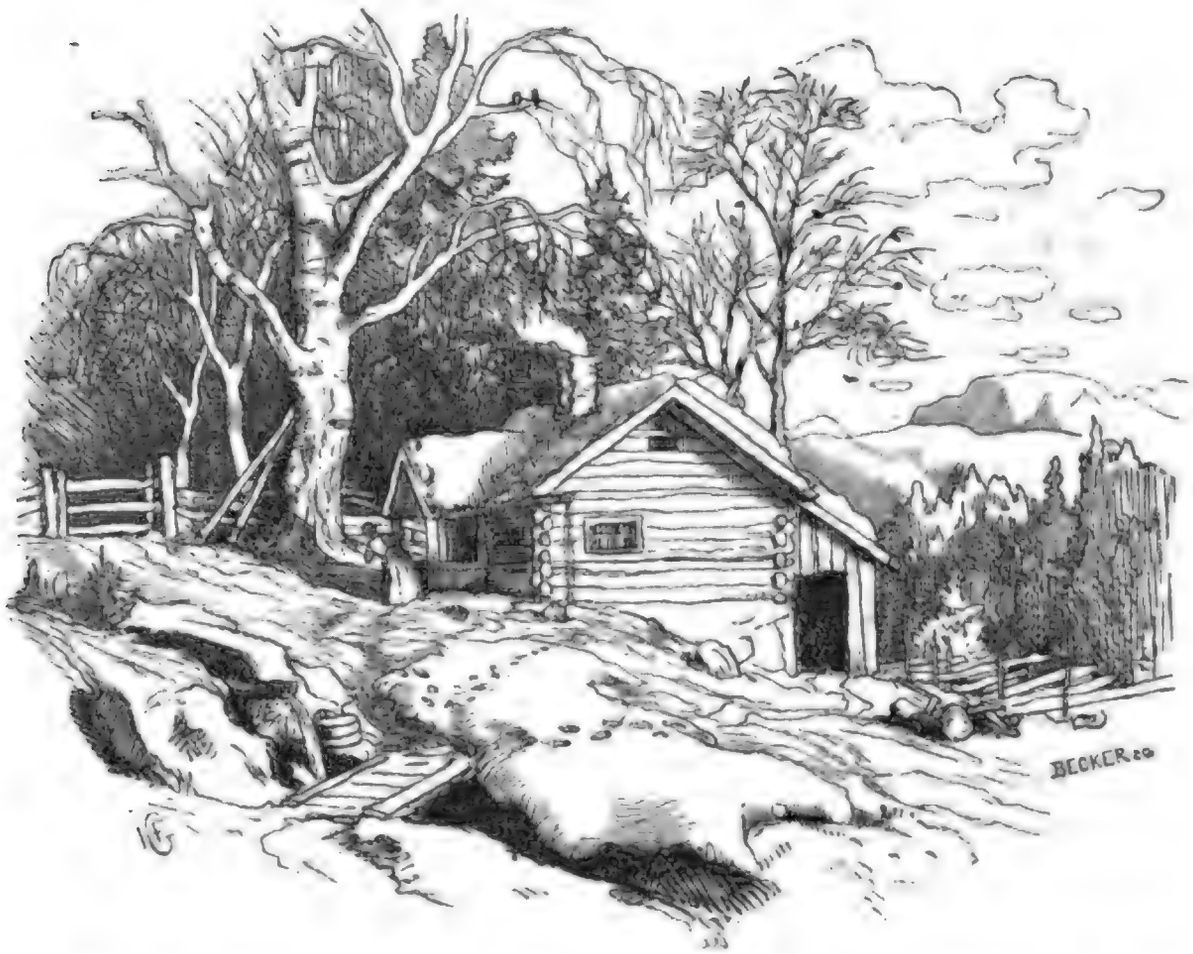
Sie erhob sich, nahm ihren Bettelsack und wollte es auch sehen, sie waren aber noch nicht weit gegangen, als sie auf eine steile Bergwand stießen.

„Das konnte ich mir denken," sagte die Frau, „jetzt können wir nicht weiter; ist es etwa besser, hier liegen zu bleiben, als da, wo wir waren?"

Der Junge nahm den Sack unter den einen Arm und die Frau unter den andern und lief hinauf. „Jetzt kannst Du selbst

ſehen, daß es nicht weit zu den Leuten iſt; ſchau einmal, wie hell es leuchtet!" ſagte der Junge.

Die Frau ſagte aber, das könnten gar nicht Menſchen ſein, die da wären, es wären Gebirgstrollen, denn ſie kenne jeden Fleck in dem ganzen Bärenwalde und wiſſe, daß keine Leute und Wohnungen da wären, bis auf die andere Seite weiter nach Norden zu unter dem Berge.



Als ſie eine kleine Weile gegangen waren, kamen ſie an ein großes rothangeſtrichnes Haus. „Hier dürfen wir nicht hinein," ſagte die Frau, „denn hier wohnen Gebirgstrollen." „Ach ja doch, wir gehen hinein, wir ſehen ja Feuer und Licht, und Leute ſind auch da," ſagte der Junge. Er ging voran und die Frau folgte ihm nach; als er aber die Thür aufthat, fiel ſie in Ohnmacht, denn ſie ſah einen großen Mann auf der Bank ſitzen.

„Guten Abend, Großvater," ſagte der Junge.

„Nun habe ich wohl ſchon 300 Jahre hier geſeſſen, es iſt aber doch noch Niemand gekommen, der mich mit dem Namen Großvater begrüßt hat," ſagte der Mann auf der Bank. Der Junge ſetzte ſich ihm zur Seite und fing an mit ihm zu ſprechen, wie wenn ſie alte Bekannte wären.

„Was macht aber Deine Mutter?" ſagte der Mann, als ſie eine Weile geſchwatzt hatten. Der Junge ging hinaus, faßte ſie und ſchleppte ſie über den Fußboden weg herein; da wurde ſie wieder munter, humpelte herum und verkroch ſich zwiſchen das Holz hinter dem Schornſtein: ſie fürchtete ſich aber ſo, daß ſie nicht wagte hervorzugucken. Nach einer Weile fragte der Junge, ob ſie die Nacht über Quartier haben könnten. „Ja, das habe keinen Anſtand," ſagte der Mann. So ſchwatzten ſie wieder ein Stündchen, dann wurde aber der Junge hungrig und fragte, ob ſie nicht etwas Abendbrod bekommen könnten. „Ja, dazu würde wohl Rath werden," meinte der Mann, erhob ſich nach einer Weile und warf ſechs Fuder trockenes Lagerholz auf das Feuer. Nun wurde es der Frau erſt recht bange. „Jetzt will er uns auch noch verbrennen," ſagte ſie im Winkel, wo ſie ſaß. Als dies zu Kohlen niedergebrannt war, ſtand der Mann auf und ging hinaus.

„Gott ſei bei uns, haſt Du denn gar keine Furcht? Biſt Du denn nicht bei Sinnen, oder ſiehſt Du nicht, daß Du bei den Trollen biſt?" ſagte die Frau. „Ach pfui doch, es hat keine Gefahr," ſagte der Junge.

Kurz darauf führte der Mann einen ſo großen und ſtarken Ochſen herein, daß der Junge noch niemals etwas Aehnliches geſehen hatte, und gab ihm mit der Fauſt eine ſolche Schelle, daß er todt zu Boden fiel. Als er das gethan hatte, packte er das Vieh bei allen vier Beinen, legte es auf den glühenden Kohlenhaufen und drehte und kehrte es um, bis es ſchön braun und gar gebraten war. Dann nahm er aus ſeinem Schranke eine ſilberne Schüſſel, ſo groß, daß nicht einmal der Fuß von dem Ochſen über den Rand hinaus ragte. Als er ſie auf den Tiſch geſtellt hatte, holte er aus dem Keller ein Weinfaß, ſo groß wie

ein Ochſen, ſchlug ihm den Boden aus, ſtellte es auch auf den Tiſch und legte daneben zwei Meſſer von drei Ellen Länge. Dann lud er ſeine Gäſte zu Tiſche ein und ſagte, ſie möchten nur zulangen. Der Junge ging voran und bat die Mutter, nachzufolgen; ſie aber fing an ſtill bei ſich zu jammern und wunderte ſich, wie ſie die Meſſer handhaben ſolle. Der Junge hieb aber gleich ein und ſchnitt große Stücken aus dem Hintertheile, welche er der Mutter vorlegte. Als ſie eine Weile gegeſſen hatten, nahm er das Weinfaß mit beiden Händen vom Tiſche herunter und ſtellte es auf den Boden, lud ſeine Mutter zum Trinken ein, und da das Faß ſo hoch war, daß ſie nicht daraus trinken konnte, hob er ſie bis zum Rande empor, er ſelbſt kletterte hinauf, und hing wie eine Katze über dem Rande, indem er ſich an dem Weine labte. Als er ſeinen Durſt gelöſcht hatte, ſtellte er das Faß wieder auf den Tiſch, bedankte ſich ſchön für das Eſſen und ſagte, die Mutter möge daſſelbe thun. Der Junge ſetzte ſich dann wieder neben den Mann und ſchwatzte immer fort. Nach einer Weile ſagte der Mann: „Jetzt möchte ich wohl auch mein Bischen Abendbrod eſſen," erhob ſich von der Bank, ging zum Tiſch hin, verzehrte den ganzen Ochſen mit Haut und Haar, mit Horn und Bein, nahm das Faß wie ein Maaß, trank davon und ſetzte ſich wieder.

„Ich weiß nicht, wie es ſich mit den Betten machen wird," ſagte der Mann, „ich habe nur eine Wiege, darin könnteſt Du wohl ſchlafen, und Deine Mutter könnte neben mir im Bette liegen."

„Freilich, ſo iſt es mir recht," ſagte der Junge, zog ſich gleich in aller Eile aus, und warf ſich in die Wiege, die ſo groß wie ein Ehebett war, — die Frau mußte zappelnd vor Furcht mit dem Manne zu Bette gehen.

„Hier iſt es nicht geheuer zu ſchlafen, ich werde mich wach erhalten müſſen, um zu horchen, was in der Nacht vorgeht," dachte der Junge. Nach einer Weile fing der Mann an zu der Frau zu ſprechen: „Wir könnten hier recht gut und ganz wohl zuſammen leben, wenn wir nur Deinen Sohn los wären."

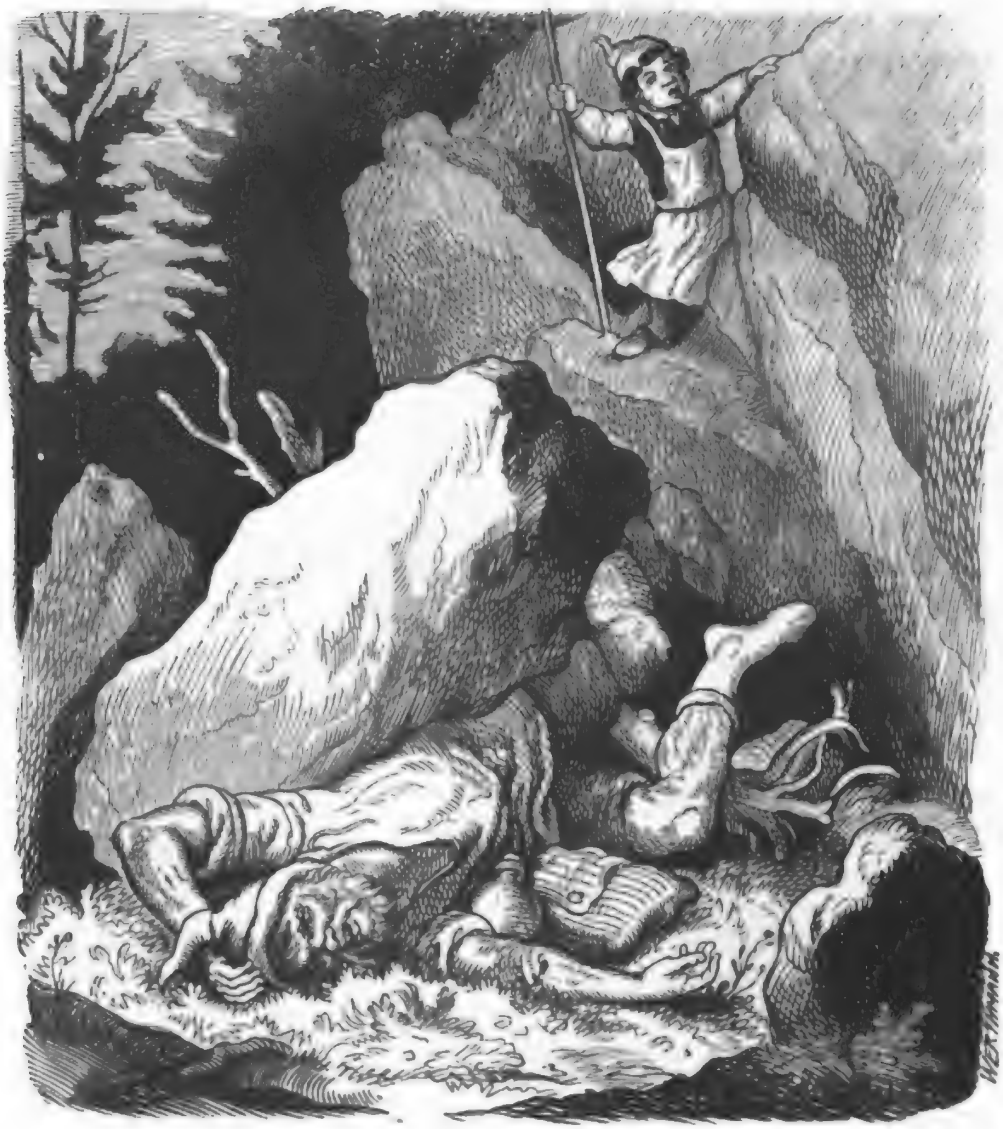
„Weißt Du denn keinen Rath um ihn zu bändigen?" fragte die Frau. „Ach ja, er wolle es verſuchen," ſagte er; „er wolle thun,

als ob er die Frau da für einige Tage als Haushälterin wirthschaften laſſen wolle, mittlerweile wolle er den Jungen mit ins Gebirge nach dem Steinbruch nehmen, um Quaderſteine zu brechen, und einen ganzen Berg auf ihn wälzen." Der Junge aber lag und horchte und hörte das Alles. Den nächſten Tag fragte der Troll — denn ein Troll war es, das war leicht zu merken — ob die Frau für ihn einige Tage wirthſchaften wolle, und als es Tag ward, nahm der Troll einen eiſernen Hebebaum und fragte den Jungen, ob er mit ihm ins Gebirge gehen wolle, um Quaderſteine zu brechen. „Ja, das möchte er gar zu gern," ſagte der, und ging gleich mit.

Als ſie einige Steine gebrochen hatten, ſagte der Troll, der Junge möge herunter gehen, um Sprünge im Gebirge zu ſuchen. Mittlerweile ſtrengte der Troll ſich an und arbeitete aus allen Kräften mit ſeinem eiſernen Hebebaum, bis er einen ganzen Berg losgebrochen hatte, welcher über den Jungen heruntergewälzt kam, der hielt aber den Berg auf, bis er ihm zur Seite gekommen war und ließ ihn dann herunterkollern.

„Nun ſehe ich, wohin Du zielſt," ſagte der Junge zu dem Troll, „Du möchteſt mich todtſchlagen, jetzt kannſt Du aber ſelbſt heruntergehen um Sprünge zu ſuchen, ich werde hier oben bleiben!" Der Troll wagte nicht, ihm ungehorſam zu ſein und jetzt brach der Junge einen gewaltigen Berg los, welcher ſich über den Troll wälzte und ihm das eine Schenkelbein zerbrach.

„O, Du biſt doch ein armer Wicht," ſagte der Junge, indem er herunterging, hob den Berg auf und zog den Mann hervor. Dann warf er ihn auf ſeinen Rücken und trug ihn nach Hauſe. Er lief, wie wenn er einen Haſen auf dem Rücken gehabt hätte, und ſchüttelte ihn recht nach Herzens Luſt, und der Troll ſchrie vor Schmerz, wie wenn ihm ein Meſſer im Leibe ſtecke. Als ſie nach Hauſe kamen, mußten ſie den Troll ins Bett legen, und da lag er mit ſeinem gebrochenen Beine. Als die Nacht herankam, fing der Troll wieder an zu der Frau zu ſprechen und wunderte ſich darüber, wie er den Jungen nicht los werden könne.



„Weißt Du keinen Rath, um ihn los zu werden, ſo weiß ich vollends keinen," ſagte die Frau. Der Troll ſagte, „er habe zwölf Löwen in einem Garten, wenn ſie den Jungen dorthin bringen könne, ſo würden die Löwen ihn zerreißen." Die Frau meinte „es möchte wohl nicht ſo ſchwierig ſein, ihn dahin zu bringen. Sie wolle thun als ob ſie krank wäre, und ſagen, daß ſie ſo ſchwach ſei, daß ſie nicht eher wieder geneſen könne, als bis ſie Löwenmilch bekäme." Der Junge lag aber da und horchte und hörte, was geſagt wurde.

Digitized by Google

Als ſie den nächſten Tag aufgeſtanden waren, jammerte ſie ſehr und ſagte, daß ſie kränker wäre, als Jemand wohl glauben könne, und ſie glaube, ſie könne niemals geneſen, wenn ſie nicht Löwenmilch bekommen könne.

„Da wirſt Du wohl lange krank bleiben, Mutterchen; denn ich weiß nicht, wo Milch von ſolchem Viehzeug zu bekommen iſt," ſagte der Junge. „Es werde doch nicht ſo ſchwierig ſein, Löwenmilch zu erhalten, wenn es nur Jemand gebe, der ſich darnach bemühen wolle," ſagte der Troll. „Seine Brüder hätten einen Garten, wo zwölf Löwen eingeſchloſſen ſeien; den Schlüſſel könne der Junge bekommen, wenn er Luſt habe ſie zu melken," fügte er zu. Der Junge nahm gleich den Schlüſſel und einen Eimer und machte ſich damit auf den Weg. Als er den Garten aufgeſchloſſen hatte, kamen ihm alle zwölf Löwen brüllend auf zwei Beinen entgegen. Der Junge ſuchte ſich den größten aus, faßte ihn bei den Vordertatzen und ſchlug ihn gegen Stock und Stein, bis nichts mehr als die Vorderläufe übrig waren. Da die übrigen das ſahen, bekamen ſie ſo eine Furcht, daß ſie ſich ſchämten und ſich ihm wie kriechende Hunde zu Füßen legten; nachher folgten ſie ihm wo er ging und ſtand, und als er nach Hauſe kam, legten ſie ſich vor die Thüre mit den Vordertatzen auf die Thürſchwelle. „Jetzt wirſt Du wieder geneſen, denn hier iſt Löwenmilch, Mutter," ſagte der Junge als er hineinkam — denn er hatte ein Tröpfchen in den Eimer gemolken. Der Troll lag aber im Bett und ſchwur, daß es eine Lüge ſei. „So leicht ſei es nicht, Löwenmilch zu holen, daß er es habe thun können," ſagte der Troll. Der Junge zwang ihn nun vom Bette aufzuſtehen und riß die Thüre auf. Da machten die Löwen Männchen gegen den Troll und gingen ſo wüthend auf ihn los, daß der Junge ſich einmiſchen mußte, um ihn aus den Krallen der Löwen zu befreien. Als es zur Nacht ging, fing der Troll wieder an mit der Frau zu ſprechen.

„Ich weiß gar nicht, wie wir dem Jungen das Leben nehmen ſollen: der iſt gar zu ſtark; weißt Du keinen Rath und Hülfe?" fragte der Troll.

„Nein, wenn Du keinen Rath weißt, ich weiß gar keinen," ſagte die Frau.

„Nun, ich habe zwei Brüder, welche auf einem Schloß wohnen; die ſind noch zwölfmal ſtärker als ich; darum haben ſie mich auch vertrieben und ich bekam nur das Gehöft hier, ſie wirthſchaften aber auf dem Schloſſe, und da iſt ein Obſtgarten mit Aepfeln, die die Eigenſchaft haben, daß wenn Jemand davon ißt, er dann drei Tage und drei Nächte ſchläft. Wenn wir nur den Jungen nach dieſem Obſte ſchicken könnten! er wäre nicht im Stande ſich des Koſtens zu enthalten, und wenn er erſt einmal eingeſchlafen iſt, dann würden meine Brüder ihn in Kochſtücken zerreißen.

Der Junge lag wieder dabei und horchte und hörte Alles. Den nächſten Tag war die Alte ſo krank, daß ſie in einem Athem Ach und Weh ſchrie, und ſie ſagte, „ſie könne nicht wieder geneſen, wenn ſie nicht Obſt aus dem den Brüdern des Mannes zugehörigen Schloßgarten bekommen könne, ſie habe aber leider Niemanden dahin zu ſchicken."

„Ja, wenn Dir das nur helfen könnte!" ſagte der Junge, und war gleich zum Gehen bereit, die elf Löwen aber machten ſeine Begleitung aus. Als er in den Garten gekommen war, kletterte er an einem Aepfelbaume hinauf und aß ſo viele Aepfel als er nur vermochte, und er war kaum wieder herunter geſtiegen als er auch in Schlaf verſank; die Löwen aber legten ſich in einem Kreiſe um ihn herum. Den dritten Tag kamen die Brüder des Trolls, ſie kamen aber nicht wie vernünftige Menſchen, ſondern brüllend wie wüthende Stiere, und ſie wunderten ſich, was das wohl für ein Menſch ſein möge, der ſich da ſo hingelegt habe, und ſie ſagten, daß ſie ihn in ſo kleine Stücke zerreißen wollten, daß nicht ein Fetzen von ihm übrig bleiben ſolle. Die Löwen ſtürzten aber gleich auf die Trollen los und riſſen ſie in ſo kleine Stücke, daß Niemand ſehen konnte, was früher dageweſen war, denn es ſah gerade aus, wie wenn dort Dünger auf dem Boden herumgeſtreut worden ſei. Als ſie damit fertig waren, legten ſie ſich wieder ruhig als Wachen in einem Kreiſe um den Burſchen. Denſelben Nachmittag hatte der aber erſt ausgeſchlafen, und als er ſich auf die Kniee erhoben und den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, ſo daß er die Spuren der greulichen Balgerei

unterſcheiden konnte, fing er an ſich darüber zu verwundern, was da los geweſen ſein möge. Als er in das Schloß kam, traf er daſelbſt ein ſchönes Fräulein an, die Alles, was ſich da zugetragen,

mit angeſehen hatte, und ſie ſagte: „Du kannſt Deinem Gott dafür danken, daß Du nicht bei der Schlägerei geweſen biſt, ſonſt hätteſt Du Dein Leben laſſen müſſen!“

„Was! das Leben laſſen?“ ſagte der Junge, „das könne gar nicht vorkommen,“ meinte er. Sie bat ihn aber einzutreten, daß ſie mit ihm ſprechen könne; ſie hatte nämlich keinen Chriſtenmenſchen geſehen, ſeitdem ſie in das Schloß gekommen war. Als ſie das Thor aufmachte, wollten die Löwen auch mit hinein, es wurde

ihr aber ſo bange, daß ſie laut aufſchrie; ſo befahl der Junge denn den Löwen, draußen zu bleiben. Sie ſchwatzten nun von mancherlei, und der Junge fragte ſie endlich: „warum ein ſo hübſches Fräulein, wie ſie wäre, bei den garſtigen Trollen wohnen könne.“ „Sie habe auch nie die Trollen haben wollen,“ ſagte ſie, „und ſei auch nicht gutwillig dorthin gekommen, ſondern dieſe hätten ſie dem Könige von Arabien, deſſen Tochter ſie wäre, geraubt.“ Als ſie ſo mit einander ſprachen, fragte die Prinzeſſin, „was ihm lieber ſei, ob ſie nach Hauſe reiſen ſolle oder ob er ſie wohl zur Frau haben möchte.“ „Ja, er möchte gar zu gern heirathen, und nach Hauſe ſolle ſie gar nicht reiſen,“ antwortete der. Sie ſahen ſich nun in dem Schloſſe um, und kamen in einen großen Saal, wo zwei ſchwere Rieſenſchwerter an der Wand hingen. „Wenn Du nur im Stande wäreſt, eines von dieſen zu ſchwingen,“ ſagte die Königstochter.

„Wer, ich?“ ſagte der Junge, „ſollte ich nicht eins von dieſen führen und brauchen können?“ Gleich ſetzte er zwei Stühle aufeinander, ſprang hinauf, nahm das größte Schwert zwiſchen zwei Finger, warf es hoch in die Luft, fing es wieder an dem Griffe auf und ſtieß es dann mit ſolcher Gewalt in den Boden, daß der ganze Saal wankte. Als er vom Stuhle herabgeſtiegen war, zog er es wieder heraus und nahm es unter den Arm.

Als ſie einige Zeit im Schloſſe zuſammen gelebt hatten, ſchien es der Prinzeſſin nothwendig zu ſein, nach Hauſe zu reiſen, und ihren Aeltern zu erzählen, wo ſie hingekommen ſei. Sie beluden alſo ein Schiff und die Prinzeſſin ſegelte von dannen.

Als ſie fort war und der Junge eine Weile allein dort herumgeſchlendert war, fiel es ihm ein, daß er doch einen Auftrag gehabt habe, Medicin für ſeine Mutter zu holen. Er dachte aber bei ſich: „Das Frauenzimmer iſt gar nicht ſo gefährlich krank, daß ſie jetzt nicht längſt wieder munter ſein ſollte!“ Er wollte doch aber wieder heruntergehen und zuſehen, was ſie mache. Der Mann konnte aber wieder gehen, und der Frau ging es auch wieder gut.

„Ach, Ihr Armen, daß Ihr doch hier in dieſer elenden Hütte ſitzen müßt," ſagte der Junge, als er dort ankam; „kommt mit und folgt mir nach meinem Schloſſe, da ſollt Ihr ſehen, daß ich ein anderer Mann bin!" Natürlich gingen ſowohl der Mann als die Frau gleich mit, und unterwegs fragte dieſe ihren Sohn, wie er wohl ſo ſtark und kräftig geworden ſei.

„Das rühre von dem blauen Bande, das er an der Gebirgshöhe gefunden habe, als ſie vom Betteln heimgekehrt ſei, her," ſagte der Junge. „Du haſt es wohl noch?" fragte die Frau. „Freilich habe ich es," ſagte der Junge, „ich trage es unter meinen Hoſenträgern." „Du könnteſt es mir wohl einmal zeigen," ſagte ſie. „Ja wohl!" Er machte gleich ſein Jäckchen und ſeinen Bruſtlatz auf, um es zu zeigen. Sie aber, nicht faul, griff auf der Stelle mit beiden Händen zu, riß es an ſich und wickelte es viele Male um die Hand herum.

„Was ſoll ich wohl mit ſo einem Hundsfott machen, wie Du biſt?" ſagte ſie, „ich möchte Dir den Kopf zerſchlagen, daß das Gehirn herumfliegen ſollte!" „Das wäre doch ein zu leichter Tod für ſo einen Schuft!" ſagte der Troll, „lieber möchten wir ihm die Augen ausbrennen, und ihn dann in einem kleinen Kahne auf dem Meere ausſetzen."

Das thaten ſie auch, und wie ſehr er auch gewinſelt und gejammert hat, es hat ihm doch Alles nichts geholfen; der Kahn wurde von Strom und Wellen fortgetrieben, die Löwen aber ſchwammen nach und zuletzt faßten ſie den Kahn und zogen ihn auf eine Inſel, wo ſie den Jungen unter einer Kiefer niederſetzten. Dann haben ſie allerlei Wildpret gefangen und Vögel gerupft, und machten ihm auch ein Bett von Vogelflaum.

Er war aber blind und das Wildpret mußte er roh eſſen. Eines Tages trug es ſich zu, das der größte von den Löwen einen Haſen jagte, der blind war; ehe er es ſich verſah, rannte dieſer gegen Stock und Stein, und zuletzt lief er gegen einen Kiefernſtock, ſo daß er einen Purzelbaum gerade in eine Waſſerpfütze hinein machte. Als er aber wieder auftauchte, fand er auf einmal ſeinen Weg ſehr gut, ſo daß er ſein Leben rettete. „Hm, hm!"

dachte der Löwe, zog den Jungen zu der Pfütze hin und tauchte ihn hinein. Da derselbe wieder sehen konnte, ging er an den Meeresstrand hinab und machte den Löwen begreiflich, sie müßten sich nebeneinander legen und ein Floß bilden, er stellte sich aber auf den Rücken der Thiere, und mittlerweile schwammen sie mit ihm an das feste Land.

Als er dahin gelangt war, ging er in einen Birkenhain hinein und befahl den Löwen sich da ruhig zu verhalten. Nun schlich er wie ein Dieb um das Schloß, um zu sehen, ob er sein Band nicht wiederbekommen könne. Als er an das Thor gekommen war, guckte er durch das Schlüsselloch, und sah, daß das Band über der Küchenthüre hing; er schlich also leise über den Fußboden, allein es war Niemand da. Als er aber das Band wieder hatte, fing er an mit den Absätzen auf den Boden zu rampeln und machte einen Lärm, wie ein Verrückter. Da kam die Frau gleich herbeigelaufen und sprach: „O mein kleiner lieber süßer Engel, gieb mir doch das Bändchen her!" „Danke schönstens," sagte der Junge. „Jetzt sollst Du dasselbe Urtheil, das Du an mir vollzogen hast, selbst genießen," sagte er, und gleich vollzog er es auch. Als der Troll das hörte, kam er hinein und bettelte ganz demüthig, daß er ihn doch nicht todtschlagen möchte. „Je nun," sagte der Junge, „das Leben magst Du wohl behalten, aber dieselbe Strafe, die Du mir auferlegt hast, sollst Du auch selbst büßen," und so brannte er dem Troll die Augen aus und stieß ihn in einem kleinen Kahne auf das Meer hinaus, aber der Troll hatte freilich keine Löwen zu Begleitern.

Jetzt war der Bursche wieder allein und er ging herum und hatte lange Weile und sehnte sich nach der Prinzessin; zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten, seine Sehnsucht wurde so stark, daß er reisen mußte. Vier Schiffe wurden von ihm bemannt und mit diesen segelte er nach Arabien. Eine Zeit lang hatte er günstiges und angenehmes Wetter, dann wurde es aber ungünstig und sie mußten die Anker bei einem Gebirgsholm fallen lassen. Die Schiffsleute gingen dort ans Land, um sich die lange Weile zu vertreiben, und da fanden sie ein ungeheures Ei, das war beinahe

ſo groß wie ein Häuschen. Sie fingen gleich an darauf mit großen Steinen loszupochen, waren aber nicht im Stande es entzwei zu ſchlagen. Da kam der Burſche mit ſeinem Schwerte und wollte ſehen, was los wäre, und als er daſſelbe betrachtet hatte, meinte er, es ſei eine einfache Sache das Ei entzwei zu ſchlagen, hieb mit ſeinem Schwerte zu, zerſpaltete es und aus dem Ei kam ein Junges, ſo groß wie ein Elephant zum Vorſchein.

„Ei, ei, jetzt haben wir gewiß was ſehr Dummes angerichtet," ſagte der Burſche; „das kann uns das Leben koſten," und dabei fragte er die Seeleute, ob ſie im Stande wären in vier und zwanzig Stunden nach Arabien zu ſegeln, wenn ſie guten Wind bekämen. „Ja, das glaubten ſie allerdings möglich machen zu können." Dann bekamen ſie auch in der That guten Wind, ſegelten gleich ab und waren nach drei und zwanzig Stunden in Arabien. Dann befahl der Junge den Schiffsleuten, alsbald an das Land zu gehen, und ſich tief in einen Sandhügel einzuſcharren, und zwar in einer ſolchen Entfernung, daß ſie das Schiff kaum ſehen konnten.

Der Schiffer und der junge Burſche beſtiegen einen hohen Berg und ſetzten ſich unter eine Kiefer. Nach einer Stunde kam der Vogel mit dem Gebirgsholm zwiſchen ſeinen Klauen einhergeflogen und ließ ihn auf die Flotte herabfallen, ſo daß die Schiffe in das Meer verſanken. Als das gethan war, flog er nach dem Sandhügel und klatſchte ſo mit ſeinen Flügeln, daß er den Seeleuten beinahe die Köpfe abgeſchlagen hätte. Von da flog er ſo ſchnell nach der Kiefer hinauf, daß der junge Burſche, ehe er es ſich verſah, von ihm im Kreiſe herumgedreht wurde; er verlor aber doch ſeine Geiſtesgegenwart nicht, ſondern verſetzte ihm mit ſeinem Schwerte einen ſo nachdrücklichen Streich, daß der Vogel todt zur Erde fiel. Nun ging er nach der Stadt, wo große Freude herrſchte, weil der König ſeine Tochter wiederbekommen hatte. Jetzt hatte er ſie aber wohl aufgehoben und laut verkündigen laſſen „wer ſie aufzufinden vermöge, der könne ſie heirathen."

Wie der Burſche ſich da herumtrieb, begegnete er einem Rauchwaarenhändler, der viele Felle von weißen Bären bei ſich hatte, von dieſen kaufte er eins und zog es an. Der eine Schiffer mußte

ihn an eine eiſerne Kette hängen und ihn daran führen, und nun zog er in der Stadt herum und ſpielte Bärencomödie. Zuletzt erfuhr auch der König, daß noch niemals ſo Etwas geſehen worden ſei; denn der Eisbär tanzte auf alle mögliche Art ganz wie es ihm befohlen wurde. Es ward ihm alſo geſagt, er ſolle vor dem Könige erſcheinen, denn derſelbe wolle ihn ſehen. Als er eintrat, fürchteten ſich Alle, denn ſo ein Thier hatten ſie noch niemals geſehen. Der Schiffer ſagte aber: „er ſei gar nicht gefährlich, nur dürften ſie nicht über ihn lachen; das möchten ſie ja nicht thun, ſonſt ſchlage er ſie todt.“ Als der König das hörte, vermahnte er ſeine Hofbeamten und ſagte ihnen, ſie ſollten ja nicht lachen. Nach einer Weile kam eine Kammerzofe des Königs herein und fing an zu lachen und ſich wichtig zu thun. Der Eisbär aber hieb gleich zu, das die Fetzen herumflogen. Die Hofleute fingen aber natürlich an zu jammern, aber noch mehr jammerte der Schiffer. Der König ſagte aber: „Laßt es nur gut ſein, auf eine Zofe mehr oder weniger kommt es nicht an, das iſt meine Sache und nicht die Euere.

Als die Bärencomödie endlich vorbei war, war es ziemlich ſpät geworden. — „Es iſt nicht der Mühe werth mit dem Thiere jetzt wieder nach Hauſe zu gehen, da es ſo ſpät geworden iſt,“ ſagte der König. „Du kannſt ja die Nacht über hier bleiben und der Bär kann ſich hier hinlegen.“ „Vielleicht kann er hinter dem Ofen liegen?“ fragte der Schiffer. „Nein, er ſoll Unterbetten und Kiſſen bekommen, auf denen er ruhen kann,“ ſagte der König und ließ einen ganzen Berg von Betten aufthürmen. Der Schiffer aber wurde in einem Zimmer nebenan einquartirt.

Um Mitternacht kam der König mit einer Laterne und einem großen Schlüſſelbund, nahm den Eisbär bei der Kette und führte ihn mit ſich fort. Es ging aber durch Gänge und Fluren, durch Thüren und Zimmer, die eine Treppe hinauf, die andere herunter, bis ſie zuletzt an eine Schiffbrücke kamen, die gerade in das Meer hinaus gebaut war. Da fing der König an Pflöcke und Stangen herauszuziehen und an ihnen zu ſchütteln, eine zog er hinauf, eine andere zog er hernuter, bis ein Häuschen aus dem Meere auf-

tauchte; da drinnen hatte er ſein Töchterlein verborgen, denn er hielt ſie ſo lieb und werth, daß er nicht wollte, daß Jemand ſie finden und haben ſollte. Den Eisbär ließ er aber vor der Thüre ſtehen, während er hineinging und von dem Bär, dem Bärentanze und allen den Bärenſtückchen erzählte. Die Prinzeſſin ſagte aber, daß ſie ſich fürchte, und ſich nicht getraue, ihn anzuſehen. Der König überredete ſie aber doch und verſicherte, es ſei gar keine Gefahr dabei, wenn ſie nur nicht lache. So ſchloß er dem Bären die Thüre auf und der tanzte und machte ſeine Poſſen; ehe ſie es ſich verſah, fing aber die Zofe der Prinzeſſin an zu lachen und der Burſche hieb gleich zu, daß die Stücken von ihr herumflogen, die Prinzeſſin aber jammerte und klagte.

„Ei was!“ ſagte der König, „auf eine Zofe kommt es nicht an, ich werde Dir wieder eine ebenſo geſcheidte beſorgen. Jetzt iſt es aber am beſten, daß der Bär hier bleibt,“ ſagte er, „denn es ſcheint mir nicht gut, jetzt ſo ſpät in der Nacht mit dem Vieh über alle Fluren und Treppen zu laufen.“ — „Nein, das gehe nicht, da wage ſie gar nicht hier zu bleiben,“ ſagte die Prinzeſſin. — Der Bär aber ringelte ſich hinter dem Ofen wie eine Katze zuſammen und lag ganz ruhig da, darum beruhigte die Prinzeſſin

ſich auch, ging zu Bett und ließ das Licht brennen. Als der König fort war, kam der Eisbär und bat, daß ſie ihm das Kinnband auflöſen möchte. Der Prinzeſſin wurde ſo Angſt, daß ſie einer Ohnmacht nahe war, ſie tappte und taſtete aber ſo lange umher, bis ſie es fand, und kaum war es aufgelöſt, als er ſich auch den Kopf abriß. Da erkannte ſie ihn wieder, freute ſich über alle Maßen und wollte gleich dem Könige ſagen, daß er ſie gerettet habe. Das erlaubte er ihr aber nicht, erſt wollte er ſie noch einmal verdienen. Als ſie den nächſten Morgen hörten, wie der König die Stangen und Pflöcke zu ziehen anfing, zog der Burſche wieder ſeine Bärenhaut an und kroch hinter den Ofen.

„Nun, hat er ſich hübſch ruhig verhalten?“ fragte der König.

„Ja, er hat nicht einmal die Schnauze hervorgeſtreckt,“ ſagte die Prinzeſſin.

Auf dem Schloſſe wurde der Bär ſodann dem Schiffer wieder übergeben.

Hierauf ging der junge Burſche zu einem Schneider und beſtellte ſich Kleider wie ein Prinz. Als dieſelben fertig waren, ging er zu dem König und ſagte, er wolle die Prinzeſſin finden.

„Ei ja, Viele haben das ſchon gewollt,“ ſagte der König; „ſie ſind aber Alle um das Leben gekommen, denn wer ſie ſuchen will und in 24 Stunden nicht finden kann, der hat ſein Leben verwirkt.“ „Damit habe es keine Gefahr,“ meinte der Burſche, „ſuchen wolle er, und wenn er ſie nicht finde, ſo ſei es dann ſeine Sache.“ Auf dem Schloſſe ſpielten aber gerade Muſikanten auf und es waren recht hübſche Mädchen zum Tanzen da, und der junge Burſche tanzte gar zu gern. Nach zwölf Stunden kam der König und ſagte: „Du kannſt mir eigentlich leid thun, Du biſt doch ein gar zu fauler Sucher, ſo daß Du Dein Leben dabei verlieren wirſt!“

„Nein, mit dem Sterben hat es keine Gefahr, ſo lange man noch athmen kann; es iſt noch immer Zeit genug,“ ſagte der Burſche und tanzte immer fort, bis nicht mehr als eine Stunde übrig war, dann wollte er ſuchen gehen.

„Jetzt nützt es gar nichts mehr," ſagte der König, „die Zeit iſt gleich zu Ende." „Zünde die Laterne an und hole nur Dein großes Schlüſſelbund!" ſagte der Burſche, „dann folgſt Du mir nach, wohin ich vorangehe! Es iſt noch eine ganze Stunde übrig." Der Burſche nahm nun denſelben Weg, welchen der König in der verfloſſenen Nacht gegangen war, und befahl ihm überall aufzuſchließen, bis er auf die in das Meer hinaus gebaute Schiffbrücke gekommen war.

„Jetzt nützt es nichts," ſagte der König, „die Zeit iſt um, hier geht es gerade in das Meer hinaus." „Fünf Minuten ſind noch übrig," ſagte der Burſche, indem er mit Gewalt an den Pflöcken und Stangen zog und riß, ſo daß das Häuschen plötzlich auftauchte.

„Die Zeit iſt um!" ſchrie der König; „komm hierher mein Fechtmeiſter und haue ihm den Kopf ab!" „Halt ein Bischen!" rief der Junge, „drei Minuten ſind noch übrig! Her hier mit dem Schlüſſel, daß ich hineinkommen kann!"

Der König fingerte nach dem Schlüſſel und ſagte, um die Zeit hin zu bringen, daß er ihn nicht finden könne. „Haſt Du keinen Schlüſſel, ſo habe ich ſelbſt einen," ſagte der Burſche und ſtieß die Thüre mit dem Fuße ein. Die Prinzeſſin kam ihm mit lauter Freude entgegen und ſagte, daß er ihr Retter geweſen ſei und daß ſie ihn heirathen möchte. Das wurde denn endlich auch vom König zugeſtanden, und der Burſche feierte ſeine Hochzeit mit der Königs-Tochter von Arabien.

Die beiden Zauberer.

Samojediſches Märchen.

Es war einmal ein ſamojediſches Dorf, in dieſem ſtanden ſiebenhundert Zelte. In dem ſiebenhundertſten aber ſtritten ſich die Kinder untereinander, die ſpielten und zankten ſich. Einige ſagten: „Wir haben einen beſſeren Zauberer.“ Andere ſprachen: „Der unſere iſt der beſſere.“ Während die Kinder ſich ſo zankten, fingen die Zauberer ſelbſt an, ſich im Zelte zu ſtreiten. Sie zankten ſich und ſtritten ſich immerwährend, und jeder behauptete, daß er der beſſere ſei. Zuletzt ſagte einer von ihnen: „Den will ich einen richtigen Zauberer (Tadibe) nennen, der den Mond auf ſeine flache Hand ſtellen kann.“ „Das kann Niemand thun,“ ſagte der andere. „Ich kann es,“ antwortete der erſte. „Zeige, daß Du es kannſt,“ verſetzte der andere. Gleich ſetzte der Zauberer den Mond auf ſeine flache Hand. Da lag nun der Mond, im Zelte ward es aber ſo kalt, ſo kalt, daß die Leute ſich der Kälte gar nicht erwehren konnten. Ein Holzſtoß nach dem andern ward in das Feuer geworfen, ſie zogen doppelte Felle *) an, und doch froren ſie. Der beſiegte Zauberer fing jetzt an den Sieger zu bitten, daß er den Mond wieder an den Himmel hinauf ſtellen möchte. Er that es.

*) Sie tragen die Malitza und den Lavik. Malitza iſt ein hemdähnlicher Pelz von Rennthierfellen mit den Haaren nach einwärts gekehrt. Lavik iſt ein ähnlicher Pelz, welcher mit nach auswärts gekehrter Haarſeite über die Malitza getragen wird. — Dieſer entſpricht der Peski der Lappländer.

Wieder fangen die Zauberer an ſich zu zanken. Der beſiegte Zauberer will, obwohl der andere den Mond auf ſeine Hand hingezaubert und wieder an den Himmel geſtellt hatte, ſich ihm doch gleichſtellen. Der mächtigere Zauberer ſagte nun: „Niemand iſt Zauberer, der nicht die Sonne auf ſeine flache Hand hinſtellen kann.“ „Und kannſt denn Du es?“ fragte der andere. „Das kann ich,“ ſprach der beſſere Zauberer, und gleich ſtellte er die Sonne auf ſeine flache Hand. Nun ward es wieder ſo heiß in dem Zelte, daß die Leute vor Hitze dem Tode nahe waren. Der ſchwächere Zauberer fing nun an, den ſtärkeren zu bitten, daß er die Sonne wieder an den Himmel ſtellen möge. Der Sieger ſtellte ſodann die Sonne auch wieder an den Himmel. Nun ſagte er auf einmal zu ſeinem Collegen: „Wollen wir Gänſe werden und einige Zeit als ſolche leben?“ Geſagt, gethan! Die zwei Zauberer wurden Gänſe und flogen weit, weit bis nach Novaja Zemlja hin. Hier baute jeder ſein Zelt, der beſſere machte ſein Zelt von Tuch, der geringere aber von Rennthierſchädeln.

Der Frühling kam, da ſagte der ſchwächere Zauberer: „Wollen wir uns Weibchen holen, wie andere Gänſe?“ „Das taugt nichts,“ ſagte der ſtärkere, „denn holen wir uns Weibchen, ſo bekommen wir Junge und haben wir Junge, ſo werden wir gefangen. Nein, wir wollen lieber weiter fliegen, denn bald verlieren wir unſere Flügel und dieſer Ort hier iſt überhaupt nicht geheuer.“ So thaten ſie, ſie flogen weit hin und kamen an einen Fluß voll Gänſe. Die Gänſe hielten Tag und Nacht Wache, eine jede mußte nach der Reihe Wache ſtehen. Endlich kam dieſe auch an einen der beiden Zauberer und zwar an den, der ſich ein Zelt von Rennthierſchädeln gebaut hatte.

Als er auf der Wache ſtand, kam ein einäugiger Samojede, um zu jagen; der hatte einen Hund, welcher nur auf drei Füßen lief. Der Hund verfolgte die Gänſe, trieb ſie auseinander und tödtete viele. Der Samojede ging hinterdrein und hob die Gänſe, welche der Hund vorher getödtet hatte, auf. Der Hund wollte nun auch den ſchwächeren Zauberer, den, der ſich ein Zelt von Rennthierſchädeln gemacht hatte, beißen und packte ihn am Schnabel.

Der ſtärkere Zauberer aber, welcher voraus war, kehrte um und rettete ſeinen Kameraden. Dreimal fiel der Hund den ſchwächeren Zauberer an, und dreimal rettete ihn der ſtärkere. Der Hund trieb nun die Gänſe immer weiter und weiter, der Fluß fing an ſchmäler zu werden, und ward endlich ſo ſeicht, daß die Gänſe nicht mehr untertauchen konnten. „Wir ſind verloren," ſprach der ſchwächere Zauberer. „Was iſt zu thun? Hier können wir nicht untertauchen und gehen wir an das Land, können wir nicht um die Wette mit dem Hunde laufen." Der ſtärkere ſprach: „Laß uns den Verſuch machen, das Land iſt nicht breit, bald kommen wir ans Meer und da giebt es eine Inſel, dahin richten wir dann unſern Cours."

Sie fingen alſo an auf das Land zuzulaufen, liefen bald über den Landrücken, ſchwammen über die Meerenge und erreichten die Inſel. Hier fing der ſchwächere Zauberer an, Gras zu freſſen, der ſtärkere fraß aber Moos. Jener ſprach nun zu dieſem: „Du mußt Gras freſſen, daß deine Flügel wachſen und wir von hier fort können. Schau mal, wie groß die meinigen ſchon gewachſen ſind und Du haſt noch gar keine! Bald werde ich fortfliegen und muß Dich hier zurücklaſſen." So ſprach der ſchwächere, der klügere aß aber fortwährend nur Moos. Seine Flügel wuchſen natürlich nicht, der ſchwächere bekam aber vollausgewachſene Flügel und flog auf und davon. Er flog nach einer andern Inſel und ward hier in einen Taucher verwandelt. Da kamen die Kinder und ſchlugen ihn todt. Als der ſchwächere Zauberer weggeflogen war, fing der klügere an Gras zu freſſen und ſeine Flügel wuchſen bald klafterlang. So flog er nach ſeiner Heimath und hier fing er wieder an als Menſch zu leben.

Der Fuchs und der Bär.

Lappländiſches Thiermärchen.

Als der Fuchs einmal auf der Wanderſchaft war und an einen Kjoris-Weg*) kam, fing er an bei ſich zu denken: ob ich mich todt ſtelle? und ſo legte er ſich wie todt hin auf die Schlittenſpur. Da kam ein Gebirgslappländer mit einer Raide (einer Reihe) Rennthiere mit Schlitten, eins hinter das andere angebunden. Der nahm den Fuchs und legte ihn auf den hinterſten Kjoris — und das war ein mit Fiſchen beladener Schlitten — und that ihn unter die Kjorisſchnuren. Der Fuchs ſtellte ſich immer noch todt, ſeine Füße waren von der Kälte erſtarrt; als der Mann aber wieder weiter fuhr, wurde der Fuchs auch wieder lebendig, biß den Zugriemen ab — und damit blieb der Kjoris zurück. Nun machte der Fuchs ein Schneegeſtöber. Da aber der Mann merkte, daß ſein Schlitten verloren war, legte er ſich auf's Suchen. Das Schneegeſtöber hatte aber die Spuren verwiſcht, und deswegen fand er ſeinen Schlitten nicht wieder. Der Fuchs nahm nun die Fiſche und trollte damit ab. Da traf der Bär den die Fiſche auf den Rücken tragenden Fuchs, und als er ihm gerade gegenüber war, fragte er: „Wo haſt Du die her gekriegt?“ — „Ich ſteckte meine Ruthe in den Brunnen rechter**) Leute und die Fiſche blieben hängen,“ antwortete der Fuchs.

„Kannſt Du nicht auch machen, daß Fiſche an meiner Ruthe hängen bleiben?“ fragte der Bär.

„Du kannſt das nicht aushalten, was ich ausgehalten habe!“ „Ach! warum ſollte ich das nicht können?“

---

*) Kjoris wird der mit Rennthieren beſpannte bootähnliche Schlitten der Lappländer genannt, alſo Schlitten.

**) D. h. guter Leute im Gegenſatz zu Unterirdiſchen.

„Nun, ſtecke Du alſo auch Deine Ruthe in den Brunnen rechter Leute!“ Da nahm ihn der Fuchs und führte ihn zu dem Brunnen hin und ſagte: „Hier iſt der Brunnen, aus dem ich die Fiſche gezogen!“ Gleich ſteckte der Bär ſeine Ruthe in den Brunnen hinunter. Mittlerweile wanderte der Fuchs ein Bischen in der Nähe umher, bis die Ruthe des Bären in dem Brunnen feſtfror. Sobald er nun dachte, daß die Ruthe des Bären ganz feſtgefroren ſei, fing er an zu rufen: Kommt, ihr guten Leute mit Euern Büchſen und Spießen, der Bär guckt in Euern Brunnen hinab! Da kamen die Leute mit Büchſen und Spießen, und als der Bär das hörte, erhob er ſich plötzlich und riß in der Eile ſeine Ruthe quer ab. Der Fuchs lief aber dem Walde zu und verbarg ſich unter einen Kiefernſtock. Dort ſprach er zu ſeinem Fuß: „Was willſt du, mein Füßchen thun, wenn ich verrathen werde?“ „Ich will, ſo ſchnell ich kann, laufen!“ — „Was willſt aber du, meine liebe Naſe thun, wenn ich verrathen werde?“ „Ich will weit riechen!“ — „Was willſt du, mein Ohr thun, wenn ich verrathen bin?“ „Weit hin will ich horchen!“ — „Was willſt du, meine Ruthe thun, wenn ich verrathen werde?“ „Ich will deinen Lauf regieren!“ Fort jetzt! Fort!

Jetzt kam der Bär daher und fing an um den Stock zu graben. Zuletzt faßte er den Fuchs an der Ruthe, warf ihn auf ſeinen Rücken und ging mit ihm fort. Als ſie an einem Birkenſtamm vorbeikamen, ſahen ſie einen Specht, der in den Baum hackte. „Da waren noch beſſere Zeiten, als ich hübſche Vögelein bunt färben konnte!“ ſagte der Fuchs wie für ſich. „Was ſagſt Du, alter Fuchs?“ fragte der Bär.

„Trage Du mich nur zum Freßplatz hin, und friß mich!“ ſagte der Fuchs.

Dann gingen ſie weiter und kamen zu einem andern Specht. „Ei damals waren beſſere Zeiten, als ich jene hübſchen kleinen Vögelein bunt machen konnte!“ ſagte der Fuchs wieder. „Kannſt Du denn nicht auch mich bunt machen?“ fragte der Bär. „Du kannſt nicht die damit verknüpften Schmerzen aushalten! Es muß eine Grube gegraben, es müſſen Weiden gedreht, Pfoſten ein-

geſchlagen, Pech in die Grube geſchafft, und Feuer darin angemacht werden.“ „Es hilft nichts, wie groß auch die Mühe ſein mag,“ ſagte der Bär, „ich werde doch alle dieſe Arbeiten ausführen,“ und gleich machte er ſich daran.

Nachdem der Bär Alles vollbracht hatte, band der Fuchs ihn mit den Weiden feſt an dem Rande der Grube an, und als dieſelbe recht in Feuer aufloderte, nagte er die Weiden ab. Der Bär glaubte nun, daß der Fuchs im Begriff ſei, ſeinen Rücken zu verzieren, und ſagte: „Ei! es iſt heiß, ſehr heiß, alter Fuchs!“ „Na, ich wußte es ja, daß Du die Schmerzen nicht ertragen würdeſt, die jene kleinen Vögel ausgehalten haben,“ ſagte der Fuchs. „Ich halte ſie auch aus, ich halte ſie auch aus,“ antwortete der Bär — ſeine Haare fingen ſchon an zu brennen. Da hatte der Fuchs alle Weiden abgenagt, ſtieß den Bär in die Grube hinunter, eilte dann ſelbſt in den Wald und blieb da, bis er ohngefähr denken konnte, daß alles verbrannt und ausgelöſcht war. Dann

Digitized by Google

kehrte er mit einem Sack zurück, sammelte sorgfältig die Knochen und machte sich wieder auf den Weg.

Als er bald darauf einem Manne begegnete, schüttelte er den Sack, daß die Knochen rasselten. Der Mann hörte das und dachte: klang das nicht wie Silber und wie Gold? „Was hast Du da?" fragte der Mann.

„Mein väterliches Erbtheil und auch die Erbschaft meiner Mutter!" „Willst Du mir Dein Erbe nicht verkaufen?" „Nicht eher, bevor Du mir nicht das kleine Zugrennthier da, das zweiwintrige und das dreiwintrige Rennthier da und die kleine Rennthierkuh dort verkauft hast." „Die kannst Du wohl bekommen," versprach der Mann.

„Aber," sagte der Fuchs, „wenn ich Dir diesen Sack abtrete, so darfst Du ihn nicht eher untersuchen, als bis Du hinter jene fünf oder sechs kleinen Berge dort gekommen bist. Wenn Du ihn früher untersuchst, so wird sein Inhalt sich in verbrannte Knochen verwandeln. Also tauschten sie. Der Mann nahm den Sack und der Fuchs die Rennthiere, und so zogen sie jeder seinen Weg, der Fuchs mit den Rennthieren und der Mann mit seinem angeblichen Geldsacke. Der Fuchs suchte sich nun auch Gehilfen, um die Rennthiere zu schlachten; er rief Bären, Wölfe, Vielfraße, Wiesel, Mäuse, Blaufüchse, die Natter, die Schlange und den Frosch zusammen. So fingen sie an ihm zu helfen, die Rennthiere zu schießen und zu tödten. Der Bär schoß in die Kinnlade, darum ist in der Kinnlade eine Stelle, die noch heutigen Tages der Bärenpfeil genannt wird. Der Wolf schoß in den Hinterschenkel, darum hat das Rennthier noch heute da ein Zeichen wie ein Pfeil, welches der Wolfspfeil genannt wird. Der Vielfraß schoß in's Genick, darum hat das Rennthier des Vielfraßes Pfeil-Zeichen in seinem Genick. Das Wiesel schoß in die Wurzel des Kehlkopfes, darum ist das Zeichen des Wiesels da. Der Blaufuchs schoß in die Ohrwurzel, darum findet sich hinter dem Ohr ein einziges Knöchelchen, der Blaufuchs-Pfeil genannt. Die Schlange schoß in das Darmfett, welches den Mastdarm umgiebt, und darum ist noch heute im Darm ein Zeichen, das Schlangen-

pfeil genannt wird. Der Frosch endlich schoß in's Herzfett, darum findet sich noch heute zwischen dem Herzen und dem Herzfette ein Knöchelchen, der Froschpfeil genannt.

So tödteten sie mit Muße alle die Rennthiere. „Jetzt werde ich die Mägen und die Därme reinigen," sagte der Fuchs, indem er einen Magen nahm und hinter einen Stein ging; dort fing er an laut zu jammern, wie wenn er von Menschen gefangen wäre. Als aber die Uebrigen das Wimmern hörten, liefen sie erschreckt alle davon, ein jedes nach einer andern Himmelsgegend zu. Der Fuchs aber blieb allein zurück und kochte. Da kam derselbe Mann, den er betrogen hatte und sagte: „Was hast Du gethan? warum hast Du mich belogen und mir verbrannte Knochen verkauft? und warum hast Du jetzt die Rennthiere geschlachtet?" „Glaube nicht, daß ich das gethan habe, mein Brüderchen; meine Kameraden haben sie abgeschlachtet." In demselben Augenblick bemerkte der Mann ein daher springendes Wiesel mit von Fett glänzender Schnauze, gleich nahm er den Topfquirl und schlug damit nach dem Wiesel und davon wurde dessen Ruthenspitze schwarz.

Der Fuchs lief nun dem Walde zu und kam zu einem Flußufer, wo ein Mann gerade sein Boot zurechtmachte. „Ich wünschte, ich könnte mir auch ein Boot zurechtmachen," sagte der Fuchs. „Wenn Du noch einmal solchen Unsinn schwatzest, so werde ich Dich auf jenen Stein in's Wasser hinaus werfen," sagte der Mann. „Ich wollte, ich könnte mir jetzt auch mein Boot in Stand setzen," sagte der Fuchs wieder. Da nahm ihn der Mann und warf ihn bis auf den Stein in's Wasser hinaus. Der Fuchs fing nun an zu rufen: „Ihr Fische kommt hierher und setzt mich an das andere Ufer über!"

Da kamen die Fische. Der Hecht kam. „Nein, auf Deinen flachen Rücken werde ich mich nicht setzen!" sagte der Fuchs. Da kam die Quappe. „Auf Deine schleimige Haut werde ich mich auch nicht setzen," sagte der Fuchs. Da kam die Aesche. „Deinem höckerigen Rücken werde ich mich noch weniger anvertrauen!" Da kam der Barsch. „Auf Deinen Stachelrücken werde ich mich nicht niederlassen," sagte der Fuchs. Da kam der Saibling. „Ei,

biſt Du da, aber Du taugſt auch nicht.“ Da kam die Forelle. „Nun biſt Du auch da, aber ich kann Dich auch nicht gebrauchen.“ Endlich kam der Lachs. „Ei, ſieh einmal, Du biſt der rechte, komm ein Bischen näher, damit meine Füße nicht naß werden.“ Und als der Lachs nahe an ſeine Seite kam, warf der Fuchs ihn an's Ufer, ſteckte ihn an einen Bratſpieß und machte Feuer. Da fing es an zu kniſtern. „Ei, nun kommen gar die Soldaten!“ ſagte der Fuchs für ſich und ſchaute nach dem Fiſch: „ach gar, es iſt ja nur mein Fiſchchen, das praſſelt!“ Damit nahm er den Fiſch und ſchlug ihn gegen den Stein — allein, dabei verbrannte er ſich die Augen.

Nun machte der Fuchs ſich ohne Augen auf den Weg. Als er an einer Birke vorüber kam, fragte er die Birke: „Haſt Du ein Paar kleine Augen übrig?“ „Nein!“ Dann kam er zu der Kiefer und verſuchte bei der Kiefer zu borgen: „Haſt Du Augen?“ „Nein, ich habe keine.“ Dann kam er zu der Espe und fragte dieſe: „Haſt Du ein Paar kleine Augen übrig?“ „Ja, ich habe welche, ich werde ſie Dir aber nicht auf lange Zeit borgen, ſondern nur ein kleines Stündchen!“ „Du brauchſt ſie mir auch nicht auf lange zu leihen,“ ſagte der Fuchs, „hinter jenem Berge da habe ich ja meine eigenen Augen!“ Da bekam er die Augen und lief fort, und rief: „Für immerdar habe ich die Augen der Espe bekommen.“ Und weil die Espe ihre Augen dem Fuchs geborgt hat, darum ſind ihre Augen wie verbrannt. Die Espe aber wurde bitterböſe, legte ſich nach dem Fuchs aus, konnte ihn aber nicht mehr erreichen, ſondern nur die äußerſte Spitze ſeiner Ruthe. Dieſe traf ſie und darum iſt bis auf den heutigen Tag die Lunten- (oder Schwanz-) Spitze des Fuchſes weiß.

Der Rieſe und Johannes Bläsheim.

Ueber dem Pfarrhof zu Vaage in Gudbrandsthal in Norwegen, erhebt ſich ein mit Kiefern bewachſener Berg voller Schluchten und mit ſchroffen, oft lothrecht aufſteigenden Wänden. Das iſt der Rieſenberg. Durch ein Naturſpiel zeigt ſich an einer dieſer glatten lothrechten Wände eine Art Thorweg. Wenn man auf der Brücke, die über den wilden Gebirgsfluß, den Finnaelv führt, oder auf dem jenſeitigen Ufer auf den Wieſen ſteht und dieſen Thorweg von den ſchwebenden Zweigen der jungen Birken umgeben ſieht, nimmt er ſich wie eine Doppelthüre, die oben durch einen gothiſchen Spitzbogen vereinigt iſt, aus. Alte, aber noch weißſtämmige Birken ſtehen ihm wie Säulen zur Seite, ihre hohen Wipfel erreichen aber kaum den Anfang des Berges, und unter dem Spitzbogen dürfte die Kirche von Vaage mit Dach und Thurm ſtehen können.

Es iſt auch keine gewöhnliche Thüre oder Thorweg, es iſt der Eingang zum Palaſt des Rieſen, der Rieſenthorweg, ein koloſſales Portal, durch welches der größte Rieſe, und wenn er ſelbſt fünfzehn Köpfe hätte, ohne ſeinen Nacken zu beugen, recht bequem hineinſchlüpfen könnte. Wenn Jemand in alten Zeiten, wo noch mehr Verkehr zwiſchen den Göttern und Menſchen ſtattfand, von den Rieſen borgen, oder wenn Jemand mit ihm vielleicht in anderen Geſchäften ſprechen wollte, war es Sitte, einen Stein mit den Worten gegen die Thüre zu werfen:

„Mach auf, Rieſe!“

Vor etlichen Jahren kam ich eines Nachmittags in den Pfarrhof, um die Familie des Predigers zu beſuchen. Dieſelbe war aber auf der Alm, und Niemand war zu Hauſe, außer einem alten gudbrandsthaler Häusler, der mich auf mein Verlangen nach dem Rieſenthor hinauf begleitete. Wir pochten an, wurden

aber nicht eingelaſſen, und es konnte uns auch gar nicht Wunder nehmen, daß der Rieſe unſern Beſuch nicht annehmen wollte, oder daß er überhaupt in ſeinen alten Tagen ſo ſelten Audienz giebt; denn wenn man nach den Spuren unzähliger Steinwürfe an dem Thore urtheilen darf, ſo iſt er ungemein mit Beſuchen beſchwert geweſen.

„Einer von den Letzten, die ihn geſehen haben," erzählte mein Begleiter, „war Johannes Bläsheim, aus dem ſüdlichen Bläsheim, einem benachbarten Hof. Der wünſchte aber gewiß, daß er ihn niemals geſehen hätte. Dieſer Johannes Bläsheim hatte eine Reiſe nach Kopenhagen gemacht, um in einem Proceſſe Gerechtigkeit zu erhalten; denn hier zu Lande gab es in jenen Zeiten gar keine Gerechtigkeit, und wenn Jemand zu ſeinem Rechte kommen wollte, ſo wußte man keinen andern Rath, als da herunter zu ziehen. Das hatte der bläsheimer Bauer auch gethan und das that auch nach ihm ſein Sohn, denn der hatte ebenfalls einen Proceß.

Es war gerade am heiligen Chriſtabend, Johannes hatte mit den großen Herren geſprochen und war mit ſeinen Geſchäften fertig. Während er nun ſo bekümmert, weil er gerade an dieſem Tage große Sehnſucht nach Hauſe hatte, auf der Straße hinging, lief, ehe er es ſich verſah, ein Mann aus Vaage in weißer Jupe, oder einem Rocke mit großen Taſchendeckeln und mit Silberthalern ſtatt der Knöpfe, an ihm vorbei. Es war ein hoher ſtarker Mann, und es kam unſerm Johannes ſo vor, als ob er ihn früher ſchon geſehen hätte.

„Höre einmal, Du läufſt ſehr ſchnell!" ſagte er.

„Ja, ich werde mich wohl ein Bischen beeilen müſſen," antwortete der Mann, „denn ich muß heute Abend noch nach Vaage."

„Ja, ich möchte allerdings auch, daß ich noch dahin könnte," ſagte Johannes. „Du kannſt ja mit mir fahren und Dich auf die Kufen ſtellen," ſagte der Mann, „denn ich habe ein Pferd, das eine Meile in zwölf Schritten macht."

Sie fuhren ab, und der bläsheimer Bauer hatte Mühe, ſich feſt zu halten, damit er nicht von den Schlittenkufen durch den gewaltigen Zugwind heruntergeriſſen wurde, denn es ging ſo

blitzesſchnell durch die Luft, durch Wetter und Wolken dahin, daß er weder Himmel noch Boden ſehen konnte.

Irgendwo waren ſie indeß wieder herunter gekommen, und raſteten eine Weile; wo es war, konnte er nicht unterſcheiden. Ehe ſie jedoch wieder abfuhren, kam es ihm vor, als wenn er einen Todtenkopf auf einem Pfahl ſähe. Als ſie eine Weile unterweges waren, fing es den bläsheimer Bauer an zu frieren.

„O weh, ich habe einen meiner Däumlinge (Fauſthandſchuhe) da, wo wir raſteten, liegen laſſen, und jetzt friert es mich an die Hand!“ ſagte er. „Da mußt Du Dich noch etwas gedulden, Bläsheimbauer,“ ſagte der Mann, „denn jetzt iſt es nicht weit mehr nach Vaage und da, wo wir Raſt hielten, hatten wir ohngefähr den halben Weg zurückgelegt.“

Als ſie über die Brücke, die über den Finnafluß führt, gefahren waren, hielt der Mann an und ließ Johannes abſteigen.

„Nun haſt Du nicht mehr weit nach Hauſe,“ ſagte er, „und jetzt mußt Du mir verſprechen, daß Du Dich nicht umſiehſt, wenn Du es auch ein Bischen donnern hörſt, oder ein Bischen Lichtglanz ſiehſt.“

Das verſprach Johannes und bedankte ſich ſchön für das Fahren. Der Mann ſetzte ſeinen Weg fort, und Johannes ging den Berg hinauf, nach den Bläsheimhöfen zu. Ehe er es ſich verſah, hörte er ein Dröhnen und Donnern im Rieſenberg, und auf dem Wege vor ihm wurde es plötzlich ſo hell, daß er eine Stecknadel dort hätte aufleſen und ſehen können. In dieſem Augenblick erinnerte er ſich jedoch nicht gleich an ſein Verſprechen und drehte ſeinen Kopf, um zu ſehen, was da los war. Das Rieſenthor war angelweit geöffnet, es ſtrömte ein ſtrahlender Lichtglanz, wie von Tauſenden von Kerzen heraus und mitten im Thorweg, von glänzendem Licht umgeben, ſtand der Rieſe, der kein Anderer war, als der Mann, mit dem er gefahren war. Von dieſer Stunde an, ſaß aber der Kopf dem Bläsheimbauer ſchief zwiſchen den Schultern und ſo war und blieb es, ſo lange er am Leben war.

Guldfäbla.

Es war einmal eine Bäuerin auf dem Hof Solheim in Hallingthal, die über alle Maaßen geizig war. Sie ließ ihr Vieh, wie ihre Leute hungern; ihre eigenen Kinder waren vom Hunger ganz graugelb, und wenn sie ein Bischen Brod entweder auf dem Speicher oder bei Fremden stehlen konnten, verschlangen sie es wie Wölfe oder wie wenn sie seit acht Tagen keinen Bissen genossen hätten.

Die Kinder mußten sich indeß doch das Hungern gefallen lassen, sie durften nichts sagen; weinen durften sie auch nicht, wenn sie es sah, sonst bekamen sie die Birkenruthe, die unter dem Deckbalken steckte, zu kosten: wenn sie aber hinaus konnten, liefen sie gleich zu der Häuslerin im Glitterhäuschen herunter, die hieß Rangehild, — da weinten sie sich aus und jammerten über ihre Noth, und die Häuslerfrau theilte ihre paar Brocken zwischen ihnen und ihren eigenen Kindern. Oft hatte sie aber selbst Nichts, dann hungerte sie selbst, die Arme, mitsammt ihren Kindern. Sie hatte nur eine einzige Kuh, die pflegte und hegte sie aber sorgfältig. In der Winterzeit fuhr bald sie und bald ihr Mann mit dem Schneeschuhschlitten*) in das Gebirge hinauf, um eine Fuhre Moos für die Kuh zu holen. Die Kuh hatte auch ein

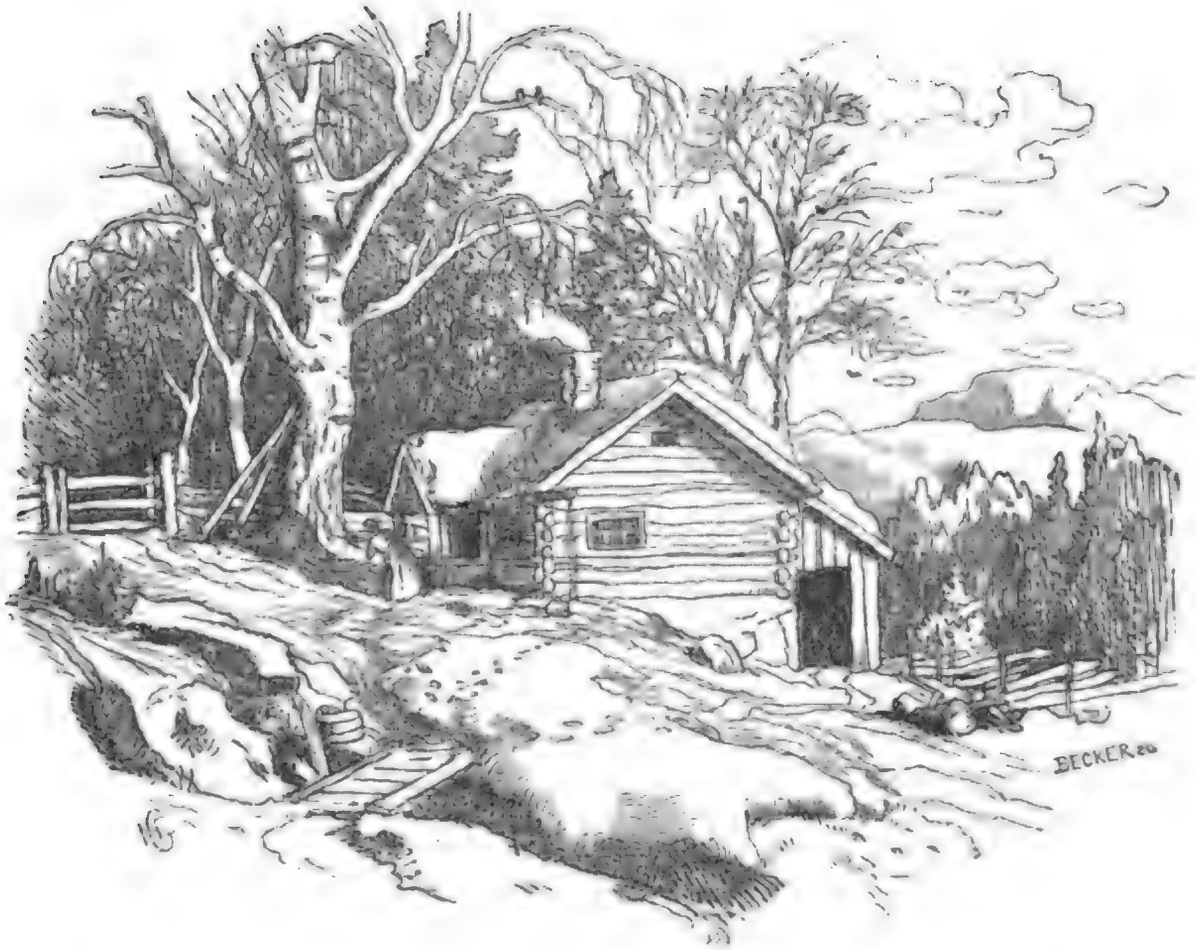
*) Ein Zugschlitten mit flachen und sehr breiten Kufen, zum Gebrauch bei tiefem Schnee.

geſegnetes Gedeihen und ſpendete ſo reichlich Milch, daß nicht ſelten Alle genug hatten. Aber dem Vieh der Mutter Solheim ging es nicht ſo gut und es hatte auch kein gutes Gedeihen; im Winter bekam es kaum andere Fütterung, als Fichtenreißig und Pferdemiſt, und es war wie an einem großen Feiertage, wenn die Kühe einmal ein Körbchen Kuh- oder Rennthiermoos erhielten. Sie bekam aber ihren Lohn dafür im Melkkübel, denn die Milch war ſo dünn und blau, daß ſie kaum Rahm abgab, und taugte zu nichts anderem, als nur um in die Mehlſuppe gemiſcht zu werden und zum Kochen von Biergeſöff (Bierſuppe). Das Vieh konnte freilich nichts zu ihr ſagen, es ſah ſie aber mit ſeinen großen tief ſinnenden Augen an, ſo daß es ihr ans Herz hätte gehen müſſen, wenn ſie ein Herz gehabt hätte, und wenn ſie im Stall zu den Kühen längs der Stände hinaufging, ſo leckten ſie ihr doch mit ihren breiten Zungen die Hände; vielleicht, weil ſie ſie doch nicht ganz verhungern ließ. Im Frühling, wenn ſie wieder auf die Weide getrieben wurden, da hätteſt du das Vieh ſehen ſollen, es war kaum mehr davon übrig als Haut und Knochen, und ſo ſchwach und ausgehungert waren die armen Kühe, daß ihre Füße ſie kaum zu tragen vermochten und ſie oft umfielen. Die friſche Frühlingsluft konnten ſie nicht vertragen, und ſtolperten und taumelten, wie wenn ſie davon einen Rauſch bekämen, wie betrunken umher.

Die Häuslerin ſagte es ihr wohl, wie unverantwortlich es ſei, ihre Kühe und ihr Vieh ſo zu behandeln, das kümmerte ſie aber gar nicht, denn Rangehild war nur eine Häuslerin und „was die ſage," meinte ſie, „darum brauche ſie ſich nicht zu kümmern."

Eines Tages aber wollten ſie eine neue Scheune bauen, denn die alte war halb verfault, offen für Sonnenſchein und Regengüſſe und drohete jeden Augenblick mit Zuſammenſtürzen. Nun gab es da herum einen Zimmermann Namens Peer (Peter), der ſollte ſie bauen.

Zimmermann Peer war geſcheidt und brav; ein tüchtiger Arbeiter, mußte aber auch gute und hinlängliche Koſt haben; er bekam aber nur wenig und das Wenige war obendrein ſchlecht.



Sie gab ihm nichts Andres, als ſchlechte Mehlſuppe und ſaure Häringe. Er ſchonte aber das Weibsbild auch nicht; ſie durfte ihn kaum anreden, ohne daß er ihr mit ſo einer ſpöttiſchen Bitterkeit ſagte, wie ſchlecht und nichtswürdig ſie ſei, ſo daß ſie zuletzt kaum noch mit ihm zu ſprechen wagte. —

Als er nun das Gebälke zuſammengezimmert hatte und hoch oben ſaß, ging die Solheimsfrau eines Tages vorbei: „Du ziehſt Dich ja ganz hinauf, Peer," ſagte ſie. „O ja," antwortete er — verdrießlich war er — „ich verſuche mich wohl immer hinauf zu ziehen, aber die Häringe und die Mehlſuppe ziehen mich wieder herunter." Er meinte wohl damit, wenn er nahrhaftere Koſt bekäme, gehe die Arbeit leichter von der Hand. Eines Sonntags ſaß Peer und blätterte und las im Kalender; „was prophezeiet der Kalender jetzt?" fragte die Frau, ſie dachte wahrſcheinlich an das Wetter. Peer antwortete aber: „Der prophezeiet nichts Anderes, als ſaure Häringe und dünne Mehlſuppe, dünne Mehl-

ſuppe und ſaure Häringe, ſaure Häringe und dünne Mehlſuppe," die Frau ſagte kein Wort, nachher aber geizte ſie nicht mehr ſo ſtark, freilich nicht weil ihr ihr Gebahren recht dünkte, ſie hatte aber gemerkt, daß Peer ein böſes Mundwerk hatte, und fürchtete ſich, daß er, der ſo weit als Zimmermann herum kam, ſie wegen ihrer Schmutzerei in ſchlechten Ruf bringen möchte.

Als der Sommer kam mit ſeinen grünenden Hainen, ſeinen Roſen und Blumen und die Vögelein in jedem Gebüſch zwitſcherten, wanderte die Solheimsfrau nach der Alm, ſie ſog aber nicht den lieblichen Blumengeruch ein, ſie hörte nicht wie die Vögelein zwitſcherten und ſich freuten; denn ſowohl ſie, als der Hirtenhund und die Sennerinnen hatten vollauf zu thun, um die verhungerten Kühe und Kälber bei einander zu halten. Als dieſe auf dem Hofe waren, gingen ſie und nagten an den nahen Weidenhügeln unten im Thale, bis dieſelben ganz kahl abgefreſſen waren, und jedesmal, wenn ſie einen grünen Fleck oder friſches Gras oder grünes Laub an den Rainen ſahen, wollten ſie dahin, um es zu koſten. Die Kälber und die Ferſen (junge Kalben die noch nicht gekalbt haben) liefen umher, ſchlugen mit den Füßen nach Hinten aus und machten ſich ſo luſtig, daß es eine Luſt war, es anzuſchauen, ſie freuten ſich über die reichen Gebirgsweiden, die ſie begingen.

Erſt ſpät erreichten ſie die Alm, und nachdem Alles ſo leidlich in Ordnung gebracht war, kam eine von den Mädchen herein und erzählte: „es laufe eine große fremde Ziege auf der Almwieſe herum, ſie habe goldene Hörner und Haare, die wie Seide glänzten," ſagte die Almerin.

„Sollte wohl Jemand ſo ein Vieh gehören?" fragte die Frau und lief hinaus, um die Ziege zu ſehen, ſie konnte aber nicht ſehen, daß ſie goldene Hörner hatte, und die Haare kamen ihr ganz ſo vor, wie an ihren eigenen ausgehungerten Thieren, dem Ziegenbock und den Zickelchen.

Als ſie ſo daſtand, ſang es aber ſo ſchön vom Berge herab:

„Willſt Du tauſchen
Guldfäbla für ein' Kuh?
Willſt Du tauſchen
Guldfäbla für ein' Kuh?"

Die Frau wurde aber bitterböſe, ſie glaubte, daß Jemand von den Nachbarn ſie foppen oder anführen wolle, weil ſie ſo karg und geizig war. Sie fluchte und ſchrie, daß ſie keine ſo ſchlechte Kuh habe, daß ſie ſie gegen einen ganzen Stall voll ſolches Viehzeug vertauſchen möchte, und damit trieb ſie die Ziege von der Wieſe und ſcheuchte ſie durch das junge Gebüſch hinab.

Da fing es in den Bergen an zu jodeln:

„Komm heim, komm heim,
Du kleine Guldſäbla mein!
Komm heim, komm heim,
Du kleine Guldſäbla mein!
Guldſäbla!“

Und ſo wurde es in weiter Ferne ſo ſchön auf den Hirtenhörnern von Birkenrinde geblaſen, daß es von allen Bergen widerhallte, bis der letzte Ton in dem fernen hohen Schneeberg verklang.

Einige Zeit nachher reiſte die Solheimsfrau wieder herunter nach Hauſe und dann bekam Rangehild aus dem Glitterhäuschen Erlaubniß, mit ihrer ſcheckigen Kuh nach der Alm zu ziehn, wo ſie aber den Sennerinnen beiſtehen ſollte. Dabei war freilich kein Nachtheil für die geizige Bauerfrau, denn Rangehild war hierin wie in Allem ſehr geſchickt. Wenn ſie auf der Alm war, wurde Alles wie von ſelbſt gemacht und niemals bekamen ſie ſchönere und mehr gelbe Butter, als wenn Rangehild butterte, und niemals weißern und beſſern Käſe, als den, den ſie klitſchte.

Als ſie eines Abends mit den Sennerinnen da ſaß und die Kühe molk, da wurde das Vieh auf einmal wie beſeſſen; es ſchlug hinten aus, ſtampfte die Erde und ſtieß die Milcheimer um, wie wenn ſie von Bremſen geſtochen wären. Der große rothgefleckte Ochſe fing an zu brüllen und plötzlich rannte er hochaufbrüllend gegen die Gitterthür im Zaune. Rangehild ſchaute gleich in die

Höhe, es kam ihr ganz deutlich ſo vor, als ſähe ſie, wie Jemand über den Zaun ſetzte. Was es war, konnte ſie aber nicht ſehen,

denn es flog zu ſchnell. Im erſten Augenblick ſah es wie ein Stück Bettdecke von einem Schaaffelle aus; in der nämlichen Minute hatte aber die ſcheckige Kuh der Frau Rangehild ein Band um den Hals bekommen: man löſte es ihr wohl gleich ab, Alle glaubten aber, daß Frau Holle es gemacht habe und ſie dachten ganz gewiß, daß die Rangehild ſie geſehen habe, als ſie über den Zaun ſprang.

Während die Mädchen die Milch hereintrugen, hörte Rangehild Jemand leiſe rufen: „Rangehild!“ „Hier bin ich,“ antwortete Rangehild.

„Willſt Du tauſchen
Eine Ziege für ein' Kuh?
Willſt Du tauſchen
Eine Ziege für ein' Kuh?“

ſang es von den Bergwänden her.

Rangehild dachte, „meine Kuh werde ich doch wohl ſo ſchon verlieren, da du ſie ſchon angebunden haſt, darum iſt es gewiß am beſten, daß ich zuſage und tauſche.“

„O ja,“ antwortete ſie, „ich will tauſchen!“

Früh Morgens am nächſten Tag, ehe die Sonne aufgegangen war, kam Rangehild auf die Almwieſe hinan. Da lag Guldfäbla mit ihren goldenen Hörnern, hoch oben auf einem Steine, in dem klaren Morgenhimmel, und ſie war ſo fein und ſo hübſch, daß ſie ihres Gleichen im ganzen Hallingthal nicht hatte, und ſo groß, daß ſie beinahe einer Ferſe ähnlich war, und es fehlte gar nicht viel, daß ſie eben ſo viel Milch wie eine kleine Kuh milchte. Als Rangehild von der Alm wieder nach Hauſe zog, nahm ſie die Ziege mit den goldenen Hörnern mit zu ihren Kindern herunter, und die freuten ſich wie die Schneekönige, weil ſie Ziegenmilchſuppe bekommen ſollten. Aber noch viel mehr freuten ſie ſich über die Ziege mit den goldenen Hörnern und den ſeidengleichen Haaren. Die Kinder bauten der Ziege ein kleines Häuschen, pflückten ihr Futter, ſowohl Laub als Rinde, Fichtenreißig und Moos, auf daß ſie Futtervorrath für den Winter hätten.

Als es gegen Weihnachten ging, warf Guldfäbla zwei Zicklein, worüber die Kinder ſich noch mehr freuten. Sie nahmen dieſelben

zu ſich in die Stube hinein, putzten ſie ſo gut, wie ſie konnten heraus, und wenn die Zicklein über Tiſche und Bänke kletterten oder mit allen vier Füßen auf einer Bettſtelle ſtanden, lachten ſie hell auf und klatſchten vor Freuden in die Hände. Zuletzt warf die Ziege ſo viel Zicklein, daß Rangehild ſie verkaufen und ſich Kühe und Pferde anſchaffen konnte; denn es war der beſte Ziegenſchlag der jemals im Hallingthal geweſen. Die Kinder lebten herrlich und in Freuden, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch. Der Bauerfrau zu Solheim ging es aber ſchlecht.

Einſtmals kamen Zigeuner aus weiter Ferne zu ihr und verlangten viele Dinge von ihr; ſie bekamen aber nichts zu eſſen und als ſie mit Schimpf und Schande hinausgeworfen wurden, ſo drohten ſie ihr, daß Rinderpeſt und der rothe Hahn ihr Hab' und Gut verzehren ſollte. Das ging auch gar zu bald in Erfüllung und nun mußte die Großbäuerin und ihre Kinder mit den Bettelſack ſelbſt in die weite Welt ziehen.

Das Bocksmädel.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die keine Kinder hatten, und deswegen war die Königin so betrübt, daß sie beinahe niemals eine frohe Stunde hatte. Sie klagte immer, daß es so öde und ruhig im Königshof wäre: „Wenn wir nur Kinder hätten, so würde es bald lebendig werden," sagte sie. Wohin sie in ihrem ganzen Reiche reiste, da war selbst in den ärmsten Hütten Gottes Segen von Kindern, und wohin sie nur kam, da hörte sie die Hausfrau über ihre Jungen schelten und sagen: „jetzt eben hätten sie wieder Unsinn getrieben." Darüber freute die Königin sich aber so, daß sie Lust bekam, dasselbe zu thun. Zuletzt nahmen der König und die Königin ein fremdes kleines Mädchen an, das sie in ihrem Königshof erzogen und ganz wie ihr eigenes Kind hielten.

Eines Tages hüpfte das kleine Fräulein, das sie angenommen hatten, im Schloßhof herum und spielte mit einem gold'nen Apfel, als ein armes Weib dahin kam; die hatte auch ein kleines Mädchen bei sich und es dauerte nicht lange, so wurden das Mägdlein und das kleine Fräulein guter Dinge und fingen an zu spielen, und den goldenen Apfel zwischen sich hin und her zu kollern. Als die Königin das sah, pochte sie ans Fenster, daß die Pflegetochter hinauf kommen solle. Das that diese auch, aber das arme Mägdlein ging mit, und als sie in den Saal zur Königin heraufkamen, hielten sie einander bei den Händen. Die Königin schalt aber das kleine Fräulein: „Es schickt sich nicht für Dich, mit einem schmutzigen Bettelmädchen herumzuspringen und zu spielen," sagte sie und wollte das Mädchen hinausjagen. „Wenn die Königin wüßte, was meine Mutter thun kann, so triebe sie mich gewiß nicht zur Thüre hinaus," sagte die Kleine, und als die Königin fragte, was das sei, erzählte sie, daß ihre

Mutter der Königin ein Kind verschaffen könne. Das wollte die Königin gar nicht glauben, das Mädchen aber beharrte bei ihrer Behauptung und sagte, es sei kein unwahres Wort in ihr, und daß die Königin nur versuchen möchte, ihre Mutter dahin zu bringen. Dann hieß die Königin dem Mädchen, ihre Mutter heraufzurufen. „Weißt Du was Deine Tochter gesagt hat?" fragte sie das Weib, als es zur Thüre hereintrat; „nein, das wisse sie gar nicht," antwortete diese. „Sie sagt, daß Du mir ein Kind verschaffen kannst, wenn Du nur willst," sagte die Königin.

„Es schickt sich nicht für eine Königin, auf das zu hören, was ein Bettelmädchen erfinden kann," sagte die Frau und eilte wieder hinaus. Die Königin ward darüber sehr zornig, und wollte wiederum das kleine Mädchen hinausjagen, dieses beharrte aber dabei, daß sie kein unwahres Wort gesagt hätte: „Das möchte die Königin nur versuchen." Das Bettelweib wurde wieder hinaufgerufen, mit Wein und Meth, so viel sie nur wünschen mochte, bewirthet, und ehe man es sich versah, schwatzte sie wie eine Elster. Dann fragte die Königin wieder, wie vorher.

„Ein Mittel wüßte ich wohl," sagte das Bettelweib; „die Königin mag am Abend beim Zubettegehen zwei Eimer Wasser in ihr Schlafgemach tragen lassen, darin soll sie sich waschen und hierauf das Wasser unter das Bett gießen. Wenn sie dann Morgens früh unter dasselbe schauen wird, wird sie sehen, daß zwei Blumen emporgeschossen sind, eine schöne und eine garstige. Die schöne soll sie essen, die garstige aber stehen lassen. Vergeßt aber ja nicht das Letzte!" sagte das Bettelweib.

Die Königin machte es so, wie die Bettelfrau angerathen hatte; sie ließ Wasser in zwei Eimern hinauftragen, wusch sich darin, goß es unter das Bett aus, und als sie den nächsten Morgen früh nachschaute, standen zwei Blumen da, die eine war häßlich und garstig, mit schwarzen Blättern, die andere aber war so schön und strahlend, daß sie niemals was Aehnliches gesehen hatte, und die aß sie gleich. Die hübsche Blume schmeckte aber so gut, daß sie sich nicht enthalten konnte, auch die andere zu essen. „Es kann wohl nichts schaden," dachte sie.

Nach einer Weile kam die Königin in die Wochen. Zuerst gebar sie ein Mädchen, welches auf einem Bocke ritt und einen Kochlöffel in der Hand führte; es war gar zu häßlich, und garstig, und als es zur Welt kam, rief es gleich: „Mama!" „Bin ich Deine Mama, dann stehe mir Gott bei!" sagte die Königin.

„Sei getrost, es kommt bald noch eine nach, die hübscher ist," sagte die Kleine, die auf dem Bocke ritt. Nach kurzer Zeit gebar die Königin in der That ein zweites Menschenkind, das war so hübsch und freundlich, daß so ein Prachtmädchen noch niemals zuvor gesehen worden war, und darüber freute sich die Königin gar sehr, wie man wohl denken kann. Das älteste nannte sie das Bocksmädel und Struwelköpfchen; denn sie war gar garstig und struppig und hatte eine förmliche Haarhaube auf, die ihr in ordentlichen Zodeln um den Kopf hing. Die Königin mochte sie nicht gern ansehen, und die Hausmädchen suchten sie immer in ein anderes Zimmer einzusperren, aber das war unnütz, denn da wo das jüngste Kind war, da wollte sie auch sein, und die Kinder mochten überhaupt gar nicht von einander getrennt werden.

Als sie Beide im sogenannten Backfischalter waren, entstand einmal am Weihnachtsabend ein gefährlicher Lärm und Gepolter auf der Flur.

Das Bocksmädel fragte, was denn da draußen auf der Flur poche und poltere.

„Es ist nicht der Mühe werth, darnach zu fragen," sagte die Königin; das Bocksmädel ließ aber nicht nach, sie mußte wissen,

was da los war, und ſo erzählte die Königin denn, daß die Hexen und Trollen im Begriff wären da draußen ihre Weihnachtsſpiele zu halten.

Das Bocksmädel ſagte, ſie wolle hinaus um die Hexen zu verſcheuchen, und obwohl man ſie bat, daß ſie das laſſen möge, ſo half das Alles nichts, ſie wollte und mußte hinaus, um die Hexen zu vertreiben, bat aber die Königin, alle Thüren wohl geſchloſſen halten zu laſſen. Dann fuhr ſie mit ihrem Kochlöffel hinaus, und trieb und paukte die Hexen, daß ſolch ein Lärm und Gepolter auf der Flur entſtand, wie man wohl nie zuvor gehört hatte; es krachte und praſſelte, wie wenn alle Balken des Hauſes aus ihren Fugen geriſſen würden. Aber wie dem auch ſein mochte, es wurde doch eine Thür ein Bischen geöffnet, die Schweſter wollte hinaus nach dem Bocksmädel gucken, und auf einmal kam eine Hexe, riß ihr den Kopf ab und ſetzte ihr ſtatt deſſen einen Kalbs-

kopf auf. Gleich lief die Prinzeſſin in der Stube umher und fing an zu blöken. Als nun das Bocksmädel wieder hineinkam und ihre Schweſter ſah, zankte ſie und ward ſehr böſe, weil ſie nicht beſſer aufgepaßt und ihre Schweſter gehütet hätten. „Ob ſie wohl glaubten, daß es jetzt beſſer mit ihr ſtehe, nachdem ſie in ein Kalb verwandelt worden ſei? Nun, ich muß wohl verſuchen, ſie zu retten," ſetzte ſie hinzu.

Sie bat ſich alſo von dem König ein wohlausgerüſtetes Schiff aus, Steuermann und Matroſen mochte ſie aber nicht dazu haben, ſie wollte mit ihrer Schweſter allein abſegeln. Und zu guter Letzt mußte ſie auch hierin ihren Willen haben.

Das Bocksmädel ſegelte alſo ab und ſteuerte gerade nach dem Lande zu, wo die Trollenweiber wohnten, und als ſie an die Schiffbrücke kam, ſagte ſie ihrer Schweſter, daß ſie auf dem Schiffe bleiben und ſich ganz ruhig verhalten ſolle. Das Bocksmädel ſelbſt ritt auf ihrem Bock hinauf zum Hexenſchloß.

Als ſie dahin kam, ſtand ein Fenſter des Saales offen, da ſah ſie den Kopf ihrer Schweſter ſtehen. So ritt ſie ſpornſtreichs in die Hausflur hinein, ergriff ſchnell den Kopf und fuhr damit ab, die Hexen aber ihr nach und wollten den Kopf zurück haben; ſie kamen ſo dicht hinter ihr her und in einer ſolchen Menge, daß es von ihnen wimmelte wie die Ameiſen in ihren Haufen, der Bock aber ſtieß und puffte ſie mit ſeinen Hörnern und ſie ſelbſt ſchlug und hieb ſie mit ihrem Kochlöffel ſo, daß das Hexengeſindel weichen und ablaſſen mußte. Das Bocksmädel aber kam auf das Schiff herab, ſetzte der Schweſter ſtatt den Kalbskopf ihren eigenen wieder auf, ſo daß ſie, wie früher, wieder Menſch wurde, und ſo ſegelten ſie weit, weit hin nach einem fremden Königreiche.

Der König dieſes Landes war ein Wittwer und hatte nur einen einzigen Sohn. Als er das fremde Schiff ſah, ſchickte er zum Meeresufer hinunter, um zu erfahren, woher es käme, und wer der Herr deſſelben wäre. Als aber die Leute des Königs hinab kamen, ſahen ſie keine andere lebendige Menſchenſeele auf dem Schiffe, als das Bocksmädel; ſie ritt aber auf ihrem Bocke auf dem Verdecke umher, ſo daß ihre ſtruppigen Haare ihr wild um den Kopf flogen. Das kam den Leuten gar zu wunderlich vor, und ſie fragten, ob nicht noch andere Perſonen darauf wären.

„Ei ja doch, ich habe noch eine Schweſter mit," ſagte das Bocksmädel. Die Leute wünſchten ſie zu ſehen, das Bocksmädel aber ſagte: „Nein, Niemand anders als der König ſelbſt ſoll ſie ſchauen, wenn der kommt, kann er ſie ſehen," und ſprengte auf dem Bock umher, daß das ganze Verdeck donnerte.

Als die Bedienten zum Schloß zurückkamen und was ſie auf dem Schiffe gehört und geſehen hatten erzählten, wollte der König gleich herunter, um das Bocksmädel zu ſehen. Als er kam, ſtellte das Bocksmädel ihm ihre Schweſter vor, und dieſe war ſo hübſch und ſo freundlich, daß der König auf der Stelle in ſie verliebt wurde. Er führte ſie beide in das Schloß, und wollte die Schweſter zu ſeiner Königin machen. Das Bocksmädel ſagte aber: „Nein, das könne gar nicht geſchehen, wenn der Königſohn nicht ſie ſelbſt zur Frau nehmen wolle.“ Nun kann man ſich leicht denken, daß der Königſohn gar keine Luſt hatte, ſo ein garſtiges Scheuſal, wie das Bocksmädel war, zu heirathen. Der König aber und Alle die im königlichen Schloß waren, die ſprachen ſo lange in ihn hinein und redeten ihm ſo viel Schönes vor, daß

er ſich zuletzt fügte und verſprach, daß er ſie zu ſeiner Königin machen wolle. Es hielt aber ſchwer, und er freute ſich gar nicht dabei.

Nun wurden Vorbereitungen zur Hochzeit gemacht; es wurde gebraut und gebacken, und als Alles fertig war, da wollten ſie zur Kirche gehen; dem Königſohne dünkte das aber die ſchwerſte Kirchfahrt, die er je in ſeinem Leben gemacht hatte. Voran fuhr der König mit ſeiner Braut, die war ſo ſchön und ſtrahlend,

daß alle Menſchen auf der Straße ſtehen blieben und ſich nach ihr umſchauten, ſo lange ſie ſie ſehen konnten; darnach kam der Prinz zu Pferde und neben ihm das Bocksmädel, das auf ihrem Bock dahertrabte, wie immer, einen Kochlöffel in der Hand. Jener ſah aber eher aus wie Einer, der eine Leiche zu ihrem Grabe begleitete, als wie Einer, der zu ſeiner eigenen Trauung ritt. Natürlich ſprach er kein Wort.

„Warum ſprichſt Du nicht?“ ſagte das Bocksmädel, als ſie eine Weile ſo geritten waren. „Wovon ſoll ich wohl ſprechen?“

antwortete der Königsohn. „Du kannſt ja fragen, warum ich auf dem garſtigen Bock reite?“ ſagte das Bocksmädel.

„Warum reiteſt Du auf dem garſtigen Bock?“ fragte der Königsohn.

„Iſt das ein garſtiger Bock? Das iſt ja das ſchönſte Pferd, auf dem eine Braut nur reiten kann,“ antwortete das Bocksmädel, und gleich wurde der Bock zu einem Pferde, und zwar zu dem ſchönſten, das der Königsohn jemals in ſeinem Leben geſehen hatte.

Nun ritten ſie wieder eine Strecke, der Königsohn war aber immer noch ſehr betrübt und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Dann fragte das Bocksmädel auf's Neue, warum er gar nicht ſpreche, und als der Königsohn antwortete, daß er nicht wiſſe, wovon er ſprechen ſolle, ſagte das Bocksmädel:

„Du kannſt ja fragen, warum ich dieſen garſtigen Kochlöffel in der Hand trage.“

„Warum trägſt Du den garſtigen Kochlöffel in der Hand?“ fragte der Königsohn.

Iſt das ein garſtiger Kochlöffel? Das iſt ja der ſchönſte ſilberne Fächer, den eine Braut nur zu ihrer Hochzeit tragen kann,“ ſagte das Bocksmädel, und gleich wurde der Kochlöffel zu einem glänzenden ſilbernen Fächer.

Nun ritten ſie noch eine Strecke weiter, der Königsohn war aber immer betrübt und niedergeſchlagen und ſprach kein Wort. Nach einer Weile fragte das Bocksmädel ihn wieder, warum er nichts ſpreche, und jetzt bat ſie, daß er fragen wolle, warum ſie das graue, garſtige Haarkäppchen auf dem Kopfe trüge?

„Warum trägſt Du das garſtige graue Käppchen auf Deinem Kopfe?“ fragte der Königsohn.

„Iſt das ein garſtiges Käppchen? Das iſt ja die ſtrahlendſte Krone von rothem Gold, die eine Braut nur tragen kann,“ antwortete das Bocksmädel, und gleich war es ſo.

Nun ritten ſie wieder eine Zeit lang, und der Königsohn war immer noch betrübt, daß er da ſaß, wortlos und lautlos wie vorher; aber die Braut fragte wieder, warum er nicht ſpreche, und

jetzt bat ſie, daß er fragen wolle, warum ſie ſo grau und garſtig im Geſicht ausſehe.

„Ja, warum biſt Du ſo grau und garſtig im Geſicht?“ fragte der Königſohn.

„Bin ich garſtig? Meine Schweſter ſcheint Dir wohl hübſch zu ſein, ich bin aber zehnmal ſchöner!“ ſagte die Braut, und als der Königſohn ſie anſchaute, war ſie ſo hübſch und ſchön, daß es ihm däuchte, es könne ſo ein wunderſchönes Mädchen auf der Welt nicht weiter ſein. Da war es wohl kein Wunder, daß der Prinz ſeine Mundwerkzeuge gehen, und nicht weiter die Ohren hängen ließ. So tranken ſie denn auf ihrer Hochzeit wohl eine gute Zeit lang mit einander und nachher reiſte ſowohl der König, wie der Königſohn, jeder mit ſeiner Braut zu dem Vater der Prinzeſſinnen, und da machten ſie wieder Hochzeit, ſo daß es gar kein Ende nahm.

Machſt Du Dich aber bald auf den Weg nach ihrem Schloß, ſo iſt es möglich, das noch ein Tröpfchen vom Hochzeitsbiere für Dich übrig iſt.

P. Chr. Asbjörnſen.

Der Zauberring.

Aegyptiſches Märchen.

In der Hauptſtadt von Aegypten, Kairo, ſteht noch heute, nicht weit von der prächtigen Moſchee Haſſans in dem Quartier, welches den Namen Beyn el Quaſſeyn (d. h. zwiſchen den beiden Schlöſſern)

führt, ein ungeheueres Gebäude, welches man Moriſtan nennt und ums Jahr 1294 von dem Kalifen Mohamed Ebn Qualaun erbaut ward.

Einſt beſuchten Reiſende dieſes freilich in neuerer Zeit nur noch ſchwache Spuren ſeiner frühern Herrlichkeit verrathende Bauwerk, um ſich ſeine Bewohner — es ſind nämlich wirkliche und eingebildete Verrückte — zu betrachten und da fiel ihnen beſonders ein kleiner Bucklicher auf, der ihnen ebenſo vernünftig zu ſein ſchien, als ſie ſelbſt. Sie knüpften mit ihm ein Geſpräch an und befragten ihn um ſeine Schickſale. Er antwortete ihnen, daß er nur durch eine furchtbare Kette von wunderbaren Begebenheiten, die ſeinen Geiſt dermaßen aufgeregt hätten, daß er in gewiſſen Zwiſchenräumen Anfälle von Geiſtesabweſenheit habe, in dieſes Haus verſchlagen worden ſei und daſſelbe auch nunmehr nicht wieder zu verlaſſen gedenke, da es ihm trotz der unheimlichen Geſellſchaft, die ihn hier umgebe, gewiſſermaßen als ein ſicherer Zufluchtsort vor den Stürmen des Lebens erſchienen ſei. Er fragte ſie, ob ſie Zeit und Luſt hätten, ſeine Abenteuer anzuhören und als ſie es bejaheten, fing er folgende Geſchichte an, die an die Märchen in „Tauſend und Einer Nacht“ erinnerte.

Alles Unglück, was mir begegnet iſt, iſt dadurch entſtanden, daß das Schickſal ſich von jeher beſtrebt hat, jeden meiner Wünſche zu befriedigen und mir Alles zu bewilligen, was zu erreichen ſelbſt meinen kühnſten Erwartungen unmöglich erſchienen war. Man ſagt, „unſer höchſtes Glück beſteht darin, Alles zu bekommen, was man ſich wünſcht.“ Nun wohl, je glücklicher ich war, deſto unglücklicher ward ich, und wenn ich mich mit Recht über das Schickſal beklagen darf, ſo iſt es darum, daß daſſelbe mir niemals auch nur das kleinſte Ungemach in den Weg gelegt hat, welches jenen unaufhaltſamen Strom von Glücksgaben, von welchem ich ſo zu ſagen fortgeriſſen ward, auch nur eine kleine Weile aufgehalten hätte.

Mein Geburtsort iſt das Dorf Myt Rahineh, welches nicht weit von den Ufern des Nil, ohngefähr eine Tagereiſe von Kairo und Gizeh, entfernt liegt. Mein Vater war ein einfacher Fellah

(Bauer) in demſelben und hieß Fath Allah, genannt El Mogreby, denn er ſtammte nicht aus Aegypten, ſondern er war mit ſeinem Vater Ismael Ibn El Maded von den Wohnſitzen eines jener unabhängigen Beduinenſtämme, welche das Atlas-Gebirge bewohnen, hierher gekommen, um in Aegypten ſein Glück zu verſuchen, allein er hatte ſeinem Sohne nichts als den Beinamen El Mogreby, der Africaner, den ihm ſeine neuen Landsleute beigelegt hatten, und das ungebändigte Verlangen hinterlaſſen, reich zu werden. Er hatte ſich nämlich feſt in den Kopf geſetzt, Aegypten ſei ein wahres Meer von verborgenen Schätzen und es komme nur darauf an, den Ort zu entdecken, wo dergleichen verborgen lägen. Gleichwohl hatte das Gewerbe, das er ſich ſelbſt gewählt, ihm bis jetzt noch gar nichts eingebracht, denn wo er auch nach Schätzen geſucht hatte, gefunden hatte er keine, und doch gleichwohl hatte er niemals die Hoffnung aufgegeben, ſein Ziel zu erreichen, und war überzeugt, daß es ihm doch endlich früher oder ſpäter gelingen müſſe. Als aber der Tod ſeinen Anſtrengungen ein plötzliches Ziel ſteckte, da beklagte er ſich nur darum über das neidiſche Schickſal, weil es in demſelben Augenblicke, wo es nur noch geringer Anſtrengungen bedurft hätte, ſeinen mit ſo beharrlichem Eifer und Geduld verfolgten Zweck zu erreichen, ihn aus dieſer Welt abriefe.

Mein Vater, der aus der Schatzgräberei, wie mein Großvater eine förmliche Profeſſion machte, fuhr fort, die Wüſte, die Ebene Sahara und die Sandſteppen und Felſen, welche die großen Pyramiden umgeben, auf gut Glück hin zu durchſuchen. Trotz aller ſeiner Bemühungen fand er jedoch niemals einen Schatz, allein der Zufall ſpielte ihm doch zuweilen ein Stück edles Metall, ein oder das andere Juwel oder irgend ein kleines Götzenbild der alten Unterthanen der Pharaonen in die Hände. Dieſe kleinen Erfolge ermuthigten ihn aber immer wieder zu neuen Forſchungen und ſchienen ihm Vorboten eines größern Glücksfalles zu ſein, und da er ſo glücklich war, ſeine Funde gewöhnlich recht gut, theils an Fremde, die dieſe Gegenden beſuchten, oder an Franken zu Kairo, welche mit ſolchen Gegenſtänden Handel trieben, zu

verkaufen, ſo bekam er zuweilen ſogar recht anſehnliche Summen für dieſelben in die Hände.

Mein Vater beſtimmte mich zu denſelben Arbeiten, denen er ſich täglich unterzog und dereinſt ſollte ich dieſelben Hoffnungen und Erfahrungen, die ihm ſein Vater verlaſſen hatte, erben. Allein das Schickſal, welches alle unſere Berechnungen und Projecte zu Schanden macht, hatte es ſich vorgeſetzt, mich ohne Arbeit und Mühe zum Beſitzer eines Schatzes zu machen, der einen unſchätzbaren Werth hatte, freilich aber dabei von einer ganz eigenthümlichen Art war, denn von ihm rührt jene lange Reihe von Mißgeſchick her, welches mich faſt durch alle Theile der weiten Welt verfolgt hat.

Bis zu jenem Zeitpunkte nun, wo ich die Arbeiten meines Vaters theilen konnte, unterhielt ich mich damit, mit den Dorfkindern zu ſpielen und ſo war ich nach und nach ſechszehn Jahre alt geworden, ein Alter, welches mein Vater für hinreichend hielt, um ihn auf ſeinen Wanderungen, die ihn zuweilen weit von ſeiner Behauſung entführten, begleiten zu können.

In der Nähe von Myt Rahineh befindet ſich ein großer Teich, oder beſſer ein See, in Form eines Dreiecks, der von allen Seiten von einer Hügelkette begrenzt wird, die man als das Product einer Anhäufung von Sand auf den Trümmern einer großen Stadt des Alterthums, die durch die zerſtörende Zeit unter ihm begraben ward, betrachtet; ein Palmenwald bedeckt dieſe Höhen und umgiebt alſo den See mit einem grünen Gürtel von hohen Bäumen, deren Wipfel ſich anmuthig über dem klaren Gewäſſer bewegen und ihr hin und her ſchaukelndes Bild auf ſeiner Oberfläche abſpiegeln. Dieſes Gehölz war der Ort, wo ich und meine Geſpielen am liebſten unſere Spiele und unſere Wettläufe anſtellten, dabei badeten wir uns jeden Tag in dem Waſſer des See's und lernten ſo ſpielend ſchwimmen.

Als ich eines Tages an der öſtlichen Spitze des See's untertauchte, traf ich unwillkürlich und zufällig auf einen harten Gegenſtand und meine Hand griff mechaniſch nach jenem Etwas im Schlamme, was ſie berührt hatte. Ans Ufer zurückgekehrt,

wuſch ich den dicken Seetang, von dem der von mir entdeckte Gegenſtand wie von einer Kruſte umgeben war, ab und ſah bald, daß das, was ich gefunden hatte, nichts weiter als ein ziemlich grob gearbeiteter Ring war. Der Reif war von Bronze und der Kaſten ſchloß einen ſchwärzlichen Stein in Geſtalt eines Petſchafts in ſich, der beinahe roh und unpolirt ausſah, aber doch noch einige auf ſeiner Oberfläche eingeſchnittene Charaktere zeigte. Ich empfand eine kindiſche Freude über meinen Fund, dem ich jedoch weit entfernt war, den Werth zuzuſchreiben, den er in der That beſaß, ich ſteckte ihn ſogleich an meinen Finger und ſetzte dann das Spiel, welches meine tägliche Beſchäftigung ausmachte, wieder fort. Einige Zeit nachher kam der Tag, wo mein Vater mich das erſte Mal an ſeinen Wanderungen Theil nehmen laſſen wollte, ehe ich aber Myt Rahineh verließ, beſchloß er, mich zuerſt einem Bruder meiner Mutter vorzuſtellen, den ich noch nicht geſehen hatte und der zu Kairo wohnte.

Dieſer Onkel, deſſen Name Achmed El Gyzauy war, diente bei dem Prinzen Zulfykar, einem der vornehmſten Beys von Kairo, als Stallknecht, und da dieſer ſein Herr Gouverneur der reichen Provinz Scherkyeh war, ſo hoffte mein Vater, daß, wenn ich die Gunſt dieſes Onkels erlangen könne, dies für mich auch in der Zukunft von großem Nutzen ſein werde. Er brachte mich alſo nach Kairo und ſtellte mich ſeinem Schwager vor. Damals war ich noch jung, ſtrotzte von Kraft und Geſundheit, hatte regelmäßige und angenehme Züge und einen ſchlanken und wohlgebildeten Körper, war weder, wie jetzt, buckelig, noch taub, noch engbrüſtig, noch ſtotterte ich, und noch nicht hatte jener verfluchte Säbelhieb, deſſen Urheber Allah und die Propheten in alle Ewigkeit verdammen mögen, mein Geſicht auf eine ſo häßliche Weiſe in zwei Theile geſpalten.

Ich gefiel alſo meinem Onkel, er bat, mich einige Zeit bei ſich behalten zu dürfen, mein Vater gab ſeine Einwilligung und ich war außer mir vor Freude, daß ich unſere elende Hütte und die mühſeligen Arbeiten, zu denen ich verurtheilt war, mit den prächtigen Gebäuden der großen herrlichen Stadt und dem Nichtsthun

und den Annehmlichkeiten des Palaſtes, den ich mit meinem Onkel bewohnen ſollte, vertauſchen durfte. Ich hatte in der That den ganzen Tag ſo gut wie nichts zu thun, höchſtens daß ich meinem Onkel ein wenig bei ſeinen Geſchäften half, für die er mich ſelbſt abzurichten dachte, weil er hoffte, eines Tages in dem Hauſe ſeines Herrn für mich eine weniger mühſame und dabei doch einträglichere Beſchäftigung zu finden, als ich mir bei der Rückkehr in meines Vaters Hauſe verſprechen durfte. Allein das Schickſal hatte beſchloſſen, ich ſolle weder die Laufbahn meines Vaters Fath Allah, noch die meines Oheims Achmed El Gyzauy einſchlagen: es ſtand in den Sternen geſchrieben, ich ſolle weder ein Schatzgräber, noch der Reitknecht eines Bey's werden, wohl aber war es mir beſtimmt, taub, engbrüſtig, ſtammelnd, bucklig zu werden und als Narr in das Moriſtan zu kommen, und ohne es zu wiſſen, trug ich an meinem Finger bereits den unwiderruflichen Beſchluß meines Schickſals.

Eines Tages, es war gerade ein hoher Feſttag und wie ich mich vollkommen erinnere, der Jahrestag der Geburt des Propheten, waren alle Diener und Sclaven des Hauſes, gegen welche ihr Herr ſich auf Anlaß des Feſtes ſehr freigebig bewieſen hatte, zuſammengekommen und überließen ſich einer unbegrenzten Fröhlichkeit. Ich war auch unter ihnen, denn ich war bei Jedermann im Hauſe beliebt, ſei es wegen der natürlichen Liebenswürdigkeit, welche die Jugend immer mit ſich bringt, ſei es, weil der Bey meinen Oheim beſonders begünſtigte. Auch der koptiſche Schreiber, der das Geſchäft hatte, Buch und Rechnung über die Steuern der Dörfer, welche dem Bey unterthan waren, zu führen, war zufällig bei unſerem geſelligen Vereine gegenwärtig.

Ich lehnte mich gerade nachläſſig gegen die Einfriedigung des innern Hofes und drehte, ohne mir dabei etwas zu denken, den Ring, den ich auf ſo ſonderbare Art gefunden und den mir mein Vater, weil er ihn für werthlos hielt, gelaſſen hatte, um meinen Finger vorwärts und rückwärts, als Mallem Abyſanyus, ſo hieß der Kopte, zufällig ſeine Augen auf dieſen Ring warf und ihn in der Nähe zu ſehen verlangte. Ich konnte oder wollte ihn nicht

vom Finger ziehen, näherte mich ihm alſo und hielt ihm meine Hand hin, damit er denſelben genauer anſehen konnte. Seine Unterſuchung dauerte lange: „Dieſe Charaktere," ſprach er, „ſind weder arabiſch, noch perſiſch, noch koptiſch, noch griechiſch, noch hebräiſch. Die Inſchrift iſt in Khatt Asfury, d. h. in der Form von Vögeln, alſo in der alten Hieroglyphenſchrift dieſes Landes ausgedrückt. Ich ſelbſt vermag ſie nicht zu erklären und in ganz Aegypten lebt nur ein einziger alter Greis, der ſie leſen kann, und dieſer bewohnt eins unſerer Klöſter in der Wüſte von Behr Belamah (d. h. Thal des waſſerloſen Fluſſes). Willſt Du mir dieſen Ring anvertrauen, ſo werde ich im Stande ſein, da ich übermorgen meine gewöhnliche Rundreiſe zur Erhebung der rückſtändigen Steuern antreten muß und mein Weg mich an den Ort führt den jener gelehrte Greis bewohnt, bei meiner Rückkunft mit Deinem Ringe Dir auch die Erklärung der Inſchrift, welche er enthält, mitzubringen."

Ich konnte mich nicht dazu entſchließen, mich von dem Ringe zu trennen; ſei es, daß derſelbe ohne mein Wiſſen auf mich einen verborgenen Einfluß ausübte, der mich durch einen unwillkürlichen und unerklärlichen Inſtinct an ſeinen Beſitz feſſelte, ſei es, daß mein unſtätes und neugieriges Temperament mich antrieb, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um ſo eine Reiſe machen zu können, von der ich mir viel Vergnügen verſprach: kurz, ich gab vor, ich könne den Ring durchaus nicht mehr abziehen, weil mein Finger, ſeitdem ich ihn das erſte Mal angeſteckt, größer und dicker geworden ſei, bot aber Mallem Abyſſanyus an, ihn auf ſeiner Reiſe begleiten zu wollen, wenn es mein Onkel geſtatte. Dieſe Erlaubniß ward bald gegeben und ich machte mich fröhlich und guter Dinge mit dem gefälligen Schreiber auf den Weg, ohne jedoch in der That ein großes Gewicht auf die Erklärung der Inſchrift meines Ringes zu legen, wenngleich dies der eigentliche Zweck meiner Reiſe war.

Bis über Terraneh hinaus gefiel mir der Weg außerordentlich, dort aber verließen wir die fruchtbaren und lachenden Ufer des Nils um unſern Weg nach links zu nehmen und die Wüſte zu

betreten. Der Kopte ritt auf einem kräftigen Esel, einige Reiter dienten uns zum Geleite, was mich aber anlangte, so ging ich ebenso wie einige niedere Diener und Sclaven zu Fuß. Ich hatte zuviel auf meine Kräfte gezählt und gedacht, ich werde leicht eine geringe Ermüdung, auf die ich mich allein gefaßt gemacht hatte, überwinden können, allein dem war nicht so.

Wir kamen nur mühsam vorwärts, bald schritten wir über Flugsand, bald über felsigen Boden, bald über Kieselsteine, die wie absichtlich aufgehäuft zu sein schienen, unter unsern Füßen ausrutschten und dieselben mit ihren scharfen Spitzen zerrissen. Wir versanken bis an die Kniee in den Sand, und die Versuche, die wir machten, um herauszukommen, schienen uns bei jedem Schritt nur noch mehr in denselben zu versenken oder gar uns rückwärts zu bringen. Oefters sprangen Felssteine aus dem Boden und verwundeten uns schmerzhaft, und indem sie mit ihren scharfen Kanten immer an uns anflogen, hielten sie unseren Marsch auf, der schmerzvoller und mühsamer ward. Zudem gab es mitten in der Wüste keine Station, keinen Ort, wo man einen Augenblick hätte ausruhen und seine Kräfte wieder erfrischen können; ein Aufenthalt wäre aber noch schlechter als das Weitergehen gewesen, denn eine wolkenlose Sonne versengte uns mit ihren glühenden Strahlen und weit gefehlt, daß ein Baum uns seinen erquickenden Schatten gegeben hätte, in dem unermeßlichen Horizont, der sich vor uns aufthat, keimte auch nicht ein einziges Grashälmchen aus diesem Sand- und Felsenmeere, das ein Reich des Todes und der Verzweiflung im strengsten Sinne des Wortes war, hervor.

Glücklicherweise brachte uns die Nacht mit ihrem erfrischenden Schatten wenigstens einige Erleichterung. Wir gelangten endlich, nachdem wir einen Tag und eine Nacht marschirt waren, auf einen niedrigen Hügel, von dessen Gipfel wir das tiefe Thal Behar Belamah, welches man auch den leeren Fluß genannt hat, weil der Anblick dieser ungeheuern Schlucht bei dem, der sie erblickt, den Gedanken an das tiefe Bett eines großen Flusses, dem die mächtige Hand Gottes plötzlich sein Wasser entzogen und ihn ausgetrocknet hat, erweckt, erblickten. Indessen waren nicht alle

Stellen dieſes verſteinerten Fluſſes trocken, wir bemerkten vor uns einige Seen, die mit einem röthlichen und ſalzigen Waſſer angefüllt waren und an deren mit einigen Binſen und Schilf bewachſenen Ufern eine Art weißlicher, trockener Schaum ſich abgelagert hatte. Man ſagte mir, daß dieſe Schaumkruſte nichts weiter als das Natrumſalz ſei, welches man zu gewiſſen Zeiten des Jahres ſammelt, und daß die Steuern für dieſe Ernte einen Theil der Einkünfte des Beys, unſeres Herrn, ausmachten.

Vor uns, auf der andern Seite der Schlucht, erhoben ſich drei chriſtliche Mönchsklöſter, das eine von dieſen hieß Enbah Bichay, und nach dieſem zu lenkten wir unſere Schritte. Man nahm uns ohne Schwierigkeit in demſelben, daß mir wie eine halbe Feſtung vorkam, auf, denn nach der dort herrſchenden Sitte war ein großer Korb, der an einer Seite von einem Krahn herabhing, der ſonderbare Weg, der dazu diente, uns durch ein hoch über der Erde angebrachtes Fenſter in das Gebäude hineinzubringen.

Da der Tag ſchon zu weit vorgerückt war, um mich dem gelehrten Greiſe, den man Prieſter Makarius nannte, vorzuſtellen, ſo ward dieſe Ceremonie bis auf den kommenden Morgen verſchoben und der Schreiber Abyſſynus verließ mich, nachdem er mich einigen Mönchen empfohlen hatte, deren Aeußeres ſehr ſchmutzig und deren Kleider alt und zerriſſen waren. Ohne Zweifel ward der Schreiber, weil er Chriſt war, weit beſſer von meinen Wirthen bewirthet, als ich, der Muſelmann. Man führte mich in einen kleinen, ganz verdorrten Garten, der zum Theil mit großen Steinen getäfelt und von allen Seiten von hohen Mauern eingeſchloſſen war. Kaum verriethen einige verkümmerte und faſt blätterloſe Bäume einen Anſchein von Vegetation. Man ſetzte vor mich auf den Boden einige grob gearbeitete hölzerne Schüſſeln, die nichts als gewöhnliche Bohnen und Erbſen enthielten, welche halb gar in einem ſchmutzigen Waſſer herumſchwammen. Das Waſſer ſogar, welches man mir zu trinken gab, hatte einen ſalzigen und bittern Geſchmack, der meinen Gaumen angriff und in meinem Magen ein unerträgliches Uebelſein erregte.

Nachdem ich gegeſſen hatte, ließ man mich in einen niedrigen, dunkeln, feuchten, zum größten Theil in Felſen gehauenen Saal treten, der nur durch die Thüre Licht bekam. Die Steine des natürlichen Felſens, welche den Boden dieſer Art Höhle bildeten, waren das einzige Ruhekiſſen, welches meinen müden Gliedmaßen zu Theil ward.

Trotz meiner Müdigkeit konnte ich die ganze Nacht hindurch auch nicht ein Auge zuthun. Während die Rauheit meines allzu einfachen Lagers meine ſchmerzhaft durch die Strapatzen meines langen Marſches geſchwollenen Glieder verwundete, fielen mich unzählige Schwärme von verhungerten Moskito's mit ihren ſcharfen Stichen an, ohne daß ich ein Mittel hatte, mich vor ihnen zu ſchützen. Jeden Augenblick fühlte ich, wie jene bösartigen Eidechſen, die man Burſah nennt, mir über alle Theile des Körpers und vorzüglich über das Geſicht hinliefen, und ich zitterte vor Furcht, daß ihre Berührung mir den Ausſatz zuziehen möchte.

Am andern Morgen fühlte ich mich noch mehr zerbrochen, wie bei meiner Ankunft, mein Kopf war ſo geſchwollen, daß ich buchſtäblich nicht mehr zu erkennen war. Meine entflammten und in bittere Thränen gebadeten Augen vermochten ſich kaum durch die aufgeſchwollenen Fleiſchſäcke hindurch zu öffnen, die über und um dieſelben herabhingen. Nachdem man mir ganz dieſelben Speiſen, wie den Abend zuvor, vorgeſetzt hatte, führte man mich vor den hochwürdigen Makarius.

Dieſer Mann mußte einſt von hoher Statur geweſen ſein, jetzt aber ging er durch die Laſt ſeiner Jahre gebückt; ſeine kahle Stirn glich an Glätte und Glanz einer Marmorplatte. Sein ganz weißer Bart war geflochten und hing in mehreren langen Zöpfen bis auf ſeinen Gürtel herab; er trug ein braunes Gewand und ein Krückſtock ſtand neben ihm, um ſeinen unſichern Gang zu unterſtützen; ſeine Füße waren ebenſo nackt wie ſein Kopf, wie aber Alles an ihm ein hohes Alter anzeigte, ſo bewieß die Lebhaftigkeit ſeiner Augen, die man unter dem Vorhange dichter, ſtruppiger und weißer Augenbraunen, die ſie bedeckten, hervorblitzen

ſah, daß die Jahre ihm nichts von ſeinen geiſtigen Fähigkeiten geraubt hatten.

Er betrachtete meinen Ring ſehr aufmerkſam und bezeigte große Verwunderung, als er die Inſchrift, welche er trug, entzifferte. „Mein Sohn," ſprach er, „dieſe Inſchrift iſt in Schriftzügen abgefaßt, die älter ſind, als alle Menſchenwerke, die bis auf uns gekommen ſind. Folgendes iſt ihr Sinn: Was verlangt Murad? er ſage oder er denke nur die Worte: Murad wünſcht es, und Alles was Murad wünſchen wird, wird in Erfüllung gehen." „Ich weiß nicht," fügte er hinzu, „ob derjenige, dem dieſer Ring einſt gehörte und der den Namen Murad, deſſen eigentliche Bedeutung Wunſch iſt, wie du weißt, getragen zu haben ſcheint, dieſe Art von Macht beſeſſen hat, welche dieſe Inſchrift verkündigt; allein, wenn er ſie auch wirklich gehabt hat, ſo zweifele ich, daß ſie je zu ſeinem Glück beigetragen hat. „Unſer irdiſches Glück, mein Sohn, beſteht nicht in der Macht, alle unſere Wünſche zu befriedigen, ſondern in dem Muthe, ſie zu unterdrücken und in richtige Grenzen einzuſchränken. Denn das menſchliche Herz iſt unerſättlich, ein erfüllter Wunſch ruft ſtets tauſend andere, die Urſachen unſeres Unglücks ſind, hervor, und wie der kleinſte Kern in einem kaum bemerkbaren Raum den ungeheuern Baum in ſich ſchließt, der ſich bald bis zu den Wolken erheben und durch ſeinen Schatten alle Vegetation, die ihn umgiebt, vernichten ſoll, ſo werden eines Tages ſeine Aeſte die Söhne deſſen zermalmen, der ihn gepflanzt hat. Mäßigkeit in unſern Wünſchen, Zufriedenheit mit dem, was man beſitzt, dieſes iſt der wahre und einzige Reichthum . . ." Ich unterbrach den Greis. „Ehrwürdiger Vater," ſprach ich, „in Euerem Alter ſind dergleichen Gedanken ohne Zweifel an ihrem Orte, allein was mich betrifft, ſo bin ich weit entfernt, eine Neigung zu ſpüren, Eure Lehre befolgen zu wollen. Ich heiße ebenfalls Murad, und wenn dieſer Ring die Kraft beſäße, ſeinem Beſitzer die Macht zu verleihen, alle ſeine Wünſche zu befriedigen, ſo bin ich ſo ermüdet von der langen Reiſe, die ich bis hierher zu Euch gemacht habe, vorzüglich aber ſo ſatt von der gaſtlichen Aufnahme, die mir hier geworden iſt, daß mein aller-

erſtes Bedürfniß ſein würde, gleichviel auf welche Art und auf welchem Wege, in das prächtige Haus zurückzukehren, welches ich auf dem Marktplatze El Ezbekyeh zu Kairo bewohnte; das iſt es, was Murad wünſcht, und ich . . ."

Noch ſprach ich, als meine Rede auf einmal unterbrochen ward: ich fühlte mich plötzlich aufgehoben und durch die Luft getragen, ohne zu wiſſen, durch wen und ſah mich in demſelben Augenblick in einen niedrigen Saal des Palaſtes des Zulfykar Bey, den ich zwei Tage vorher verlaſſen hatte, herabſtürzen. Ich fiel gleichſam durch den Wirbel eines Orkan fortgeſchleudert mitten auf eine große kupferne Platte, um welche meine alten Tiſchgenoſſen zum Eſſen verſammelt waren. Meine ſobaldige Rückkehr hatte Niemand erwartet, mein ſonderbarer und für mich ebenſo wie für ſie unvorhergeſehener Sturz hatte Alles, was ſich auf der Platte befand umgeſtürzt und zerbrochen. Die erſte Regung ſämmtlicher Tiſchgäſte beſtand darin, durch einen Hagel von Schlägen die Beleidigung zu rächen, die ihr Appetit unerfreulicher Weiſe durch

mich empfangen hatte. Glücklicherweiſe hörte mein Onkel mich ſchreien und ſchlug ſich bei meinen Angreifern für mich ins Mittel, ſo daß ſie auf ſeine Vorſtellungen ſich geneigt zeigten, ihren Mißhandlungen Einhalt zu thun. Ich erzählte aufrichtig, was mir widerfahren war, allein kein Menſch wollte mir glauben, Einige behaupteten ſogar, ſie hätten geſehen, wie ich mir boshafter Weiſe von der Thüre aus einen Schwung nach der Tafel mit den Speiſen, auf die ich darnieder fiel, gegeben hätte, was ich, wie ſie ſagten, lediglich zu meiner, allerdings in jeder Art tadelnswerthen Beluſtigung gethan hätte. Indeſſen ſtellte man den Schaden, den meine übernatürliche und unvorhergeſehene Ankunft verurſacht hatte, wieder her, und ohne darum meiner Geſchichte Glauben beizumeſſen, ergriff man die Gelegenheit, ſich fabelhafte Geſchichten aus „Tauſend und Einer Nacht," wo Genien, Div's und Afrid' eine ſo bedeutende Rolle unter der Regierung des berühmten Kalifen von Bagdad, Harun al Raſchid, ſpielen, zu erzählen. So brachte man den Reſt des Tages hin, und nachdem ich ein Mahl zu mir genommen, das mir weit vortrefflicher zu ſein ſchien als das, was mir die mehr als frugale Tafel des chriſtlichen Kloſters dargeboten hatte, ſuchte ich auf Kiſſen, die doch weit bequemer waren als die harten Steine des Kloſters, jene Ruhe, deren ich auf ſo unangenehme Weiſe während der letzten Nacht beraubt worden war, und ward ſehr bald eines ſüßen Schlummers theilhaftig. Derſelbe war zwar tief, allein durch tolle Träume und phantaſtiſche Erſcheinungen geſtört. Mochte es nun die Ermüdung von der Reiſe oder die Wirkung der abenteuerlichen Geſchichte, die ich den ganzen Abend über hatte erzählen hören, ſein: der Zuſtand, in welchem ich mich befand, war weder ein eigentliches Schlafen noch Wachen, es war vielmehr eine Art Alpdrücken, in welchem ſich vor meiner aufgeregten Phantaſie tauſend Erſcheinungen ohne beſtimmte Geſtalt und eben ſo viele Nebelbilder, die ſich jeder Erinnerung und Beſchreibung eben ſo ſchnell als ſie gekommen waren, wieder entzogen, auf- und abrollten.

Von meiner Kindheit an hatte mir mein Vater fortwährend von seit langen Jahrhunderten vergrabenen Schätzen, von unermeßlichen, in den Eingeweiden der Erde begrabenen Reichthümern erzählt, die nur darum denen, welche sie aufsuchten, verborgen blieben, weil sie von wunderbaren Talismans oder von jenen Afriden gehütet wurden, deren Bosheit es sich einmal fest vorgenommen hatte, das Geschlecht der Kinder Adams ihrer für immer zu berauben. Diese Erinnerungen waren in meiner Seele durch die Erzählungen, welche ein Jeder den Abend über vorgebracht hatte, wieder erweckt worden, ich träumte in der Nacht nur von Genien, Schätzen, Reichthümern und prächtigen Palästen, ich sah in den Bildern, welche mir ein trügerischer Schlummer vorgaukelte, den ganzen Hofstaat der alten Kalifen. Diese Bilder waren noch im Augenblick meines Erwachens fest in meinen gänzlich gestörten Geist eingeprägt und beschäftigten mich immer noch, als ich mich mit dem halben Leibe auf den Teppich, der mir während meines unruhigen Schlummers zur Lagerstätte gedient hatte, aufsetzte und die Begebenheiten des verflossenen Abends, bei welchen ich so sonderbarer Weise selbst betheiligt gewesen war, überdachte. Ich überzeugte mich sehr bald, daß Alles, was mir passirt war, nur ein langer Traum gewesen sei, indem ich meine in der Nacht gehabten Erscheinungen mit den wirklichen Ereignissen am verflossenen Tage zusammenwarf; allein meine Gedanken kamen immer wieder mit einem besondern Vergnügen auf das entzückende Schauspiel des Hofes der Kalifen zurück und unwillkürlich rief ich aus: „Ach, wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich noch einmal diesen bezaubernden Anblick genießen könnte! Warum bin ich nicht in der Stadt jener prächtigen Paläste? Ja, der heißeste Wunsch Murad's ist in diesem Augenblick, sich an jenem Orte zu befinden, der Zeuge so vieler Wunder war, d. h. mitten in der großen Stadt Bagdad!"

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ich in der That auch an jenem Orte war, ich fand mich mitten in den Lüften hoch oben in den Wolken und zwar gerade über den Fluß Tigris, durch die unbekannte Kraft eines mächtigen Armes, den ich nicht

ſehen konnte, emporgehoben und dann plötzlich mit furchtbarer Gewalt mitten in die Wellen des Stromes herabgeworfen. Indem dieſe dem Gewicht meines Körpers nachgegeben, öffneten ſie wirbelnd demſelben einen freien Durchgang bis auf das ſandige Bett des Stromes, allein der Gegenſtoß, den ich erfuhr, als ich den Boden berührte, ſchleuderte mich eben ſo ſchnell wieder auf die Oberfläche des Waſſers, ich zertheilte mit kräftigen Armen die Wogen des Fluſſes und gelangte ſehr bald an das Ufer. Bald hatten die Sonne und die Bewegung meine Kleider getrocknet, ich durchlief die Stadt und ſo erfuhr ich denn, daß ich wirklich in Bagdad war, allein gleichzeitig hörte ich auch, daß es ſeit langer Zeit hier keinen Kalifen mehr gab, und daß die Stadt gegenwärtig von einem türkiſchen Paſcha regiert werde. Mein Herumlaufen hatte meinen Appetit gereizt, ich gewahrte mit Betrübniß, daß ich auch nicht die kleinſte Münze beſaß, um mir einige Nahrungsmittel zu kaufen. Indeſſen gaben mir einige mitleidige Muſelmänner etwas Speiſe, die jedoch für die Bedürfniſſe meines Magens unzureichend war. Die Nacht brach herein und ich hatte keinen Zufluchtsort; ich ſetzte mich in einer Vorſtadt traurig unter einige Bäume, die mir Schutz verſprachen. Dieſelben ſtanden auf einer kleinen Anhöhe, von wo aus ich einen großen Theil der Stadt überſehen konnte. Gerade mir gegenüber und in wenig Entfernung befand ſich ein großes, von lachenden Gärten umgebenes Gebäude: dies war der Palaſt des Paſchas. Dort glänzten aus allen Fenſtern Lichter, Töne von muſikaliſchen Inſtrumenten, die ſich von dort her hören ließen, verkündeten Freude und Luſtbarkeit, und zahlreiche Diener und Sclaven liefen in reichen Kleidern durch die weiten, von meinen Augen vollſtändig überſchauten Höfe hin und wieder.

Dieſes Schauſpiel vermehrte noch das unangenehme Gefühl meiner Lage. „Wie unglücklich bin ich doch," rief ich aus, „warum hat Gott erlaubt, daß in dem Looſe ſeiner Kreaturen ein derartiger Unterſchied herrſcht? Ich befinde mich ohne einen ſichern Ort zu haben, wo ich mein Haupt niederlegen kann, hungrig im Finſtern, während dort der Paſcha mitten unter wohlriechenden

Fackeln und den Tönen einer zauberischen Musik, unter vergoldeten Decken die ausgesuchtesten Speisen und die wohlschmeckendsten Sorbet's kostet! Für ihn werden die Genüsse der glänzendsten Tafel verschwendet! Warum bin ich nicht eben so glücklich, als er? O, ich armer, verlassener Murad! Wie fühle ich meine Begierden durch diese kostbaren Speisen, durch diese glänzende Illumination, durch diese Musik, von der freilich nur flüchtige Töne mein Ohr erreichen können, erregt!" Noch hatte ich nicht geendet, als eine lange Reihe von Sclaven, welche Fackeln trugen, den Palast des Paschas verließ, sie dienten einer Doppelreihe anderer Sclaven zur Begleitung, welche goldne Schüsseln und kostbare Porzellangefäße, die mit Allem, was nur die launenhafteste Sinnlichkeit und die ausgesuchteste Feinschmeckerei erfinden konnte, angefüllt waren, trugen. Musiker und Sänger, welche die lieblichsten Harmonien erschallen ließen, vervollständigten diesen Aufzug, der mich in einem Augenblicke unter den Bäumen des Hügels, auf den ich mich niedergelassen hatte, umgab. Ich fing an mich der ersten Gerichte, die man mir auf eine so wunderbare Weise vorsetzte, zu bedienen, allein ich ward bei dieser angenehmen Beschäftigung durch die Ankunft der Eunuchen, Thürhüter und Garden des Paschas unterbrochen, welche den Sclaven, die im Palaste ihren Posten verlassen hatten, auf dem Fuße folgten und sie mit Stockschlägen und Karbatschenhieben zwangen, dorthin zurückzukehren, von wo sie eine geheimnißvolle Macht eben erst fortgetrieben hatte. Ich erhielt meinen richtigen Antheil bei der Spende, welche die furchtbar thätigen Arme dieser Henker, deren Kraft der Zorn noch verdoppelte, austheilten, und da ich als der Letzte auf dem Schlachtfeld blieb, so vereinigten sich alle Streiche dieser unermüdlichen Schläger auf meine Person allein. Da ich so vielen wuthentbrannten und unbarmherzigen Feinden nicht widerstehen konnte, so ist es wohl natürlich und versteht sich von selbst, daß mein Herz innerlich den Wunsch hegte, an einem, gegen ihre rasende Wuth gesicherten Orte zu sein.

Kaum fühlte ich dieses so gerechtfertigte Verlangen, als ich mich auch schon an einem Orte befand, der mir von allen Seiten

eingeſchloſſen zu ſein ſchien und wo ich in Sicherheit zu ſein glaubte, denn meine Verfolger waren plötzlich verſchwunden. Indeß war ich hier nicht allein, und obgleich die dichte Finſterniß, die an dieſem Orte herrſchte, mich zu erkennen hinderte, welcher Art der Zufluchtsort ſei, der mich ſo zur rechten Zeit aufgenommen hatte, ſo belehrten mich doch ſehr bald Seufzer und Kettengeraſſel, welches ich um mich herum vernahm, daß ich mich im Innern eines Gefängniſſes befand, und daß ich mehrere Unglücksgefährten hatte. Ich beobachtete den Reſt der Nacht hindurch ein tiefes Stillſchweigen und brachte ſie ſchlaflos und als Beute von keineswegs ſehr angenehmen Betrachtungen hin.

Am folgenden Morgen erfuhr ich von den Gefangenen, die mich umgaben und zu denen ich unfreiwillig gehörte, daß ich noch zu Bagdad war und daß mein Zufluchtsort das tiefſte Verließ der ganzen Feſtung ſei; ſie fügten noch hinzu, daß ſie den Abend zuvor bei einem Aufſtande gegen den Paſcha mit den Waffen in der Hand ergriffen und bereits zum Tode verurtheilt worden ſeien. Ihr Stöhnen und ihre Verzweiflung verdoppelte ſich, als ſie im Hofe des Gefängniſſes die für ihre Hinrichtung beſtimmten Werkzeuge zurüſten hörten, und als ihnen Waffengeklirr das Kommen der Soldaten, die ſie zum Richtplatz führen ſollten, verkündete. Schon ſahen ſie durch ein enges Luftloch auf dem Feſtungswalle die Pfähle, die für ſie beſtimmt waren, aufrichten und die Henkersknechte ſich zu ihrem furchtbaren Geſchäfte bereit machen, ſchon öffneten ſich die Thüren des Gefängniſſes und ſchon drangen die Soldaten in den Kerker, um ihre verzweiflungsvollen Schlachtopfer fortzuſchleppen.

Ich hatte keine Zeit über meine Lage nachzudenken: noch einige Augenblicke und unfehlbar mußte ich mit den Schuldigen verwechſelt werden, denn ich hätte keine Erklärung zu geben vermocht, wie ich unter ſie gekommen ſei. Ohne daher eine Minute damit zu verlieren, unnützer Weiſe über mein Loos zu jammern und das Schickſal anzuklagen, wendete ich mich an den Genius, der, wie ich nicht mehr zweifelte, mich zum unglückſeligen Spielball ſeiner Launen gemacht hatte.

„Wer Du auch ſein magſt," rief ich aus, „der Du mich hierher geführt haſt, bringe den unglücklichen Murad augenblicklich hier fort und an einen andern Ort, der weit genug entfernt iſt, daß die Henkersknechte, die ihn bedrohen, ihm keinen Schrecken mehr einflößen können! dies wünſcht Murad mit aller Kraft ſeiner Seele! Genius, trage den unglücklichen Murad ſoweit wie möglich fort!"

Dieſer Wunſch ward eben ſo ſchnell ausgeführt, als alle ſeine Vorgänger. Das Gefängniß, die Gefangenen, die Pfähle, die Henkersknechte, die Soldaten des Paſcha's verſchwanden in einem Augenblick. Ohne die mindeſte Bewegung auf meiner Reiſe zu verſpüren, fand ich mich ruhig auf einer buntbemalten Binſenmatte ſitzen: ich war in einem Kloſter heidniſcher Fakir's in der Nähe einer großen indiſchen Stadt, hart an der Grenze von China. Ich ließ meine Augen im Kreiſe um mich herumlaufen, um meinen neuen Zufluchtsort zu betrachten, aber nach welcher Seite ſich nur meine Blicke wendeten, ſie begegneten nur in Stein gehauenen rieſenhaften Geſtalten von ſo ſonderbarer und abſchreckender Häßlichkeit, daß es vergeblich ſein würde, eine genaue und ins Einzelne gehende Beſchreibung derſelben zu entwerfen. Bald waren es monſtröſe Köpfe ohne Leiber, bald unförmliche Leiber ohne Hände, Beine und Köpfe: hier ſah man auf einem Thierleibe zehn menſchliche Köpfe auf einem einzigen Halſe und pyramidenartig aufeinander gethürmt, dort auf einem menſchlichen Rumpfe zehn Köpfe von wilden und wüthenden Thieren; auf der einen Seite eine weibliche Statue mit einem ſchlanken Körper und anmuthigem Kopfe, deren Schulter aber auf ungewöhnliche Weiſe getrennt zwanzig Arme, die ſämmtlich verſchiedenartig geformte Waffen führten, aus ſich hervorwachſen ließen, auf der andern aber die in einen einzigen Klumpen geballten vereinigten Leiber eines ungeheuern Stieres, eines fleckigen Tigers und einer Schlange mit einem gelblichen Schuppenleibe und furchtbarem Krokodilskopfe voll ſpitziger Zähne und geöffnetem Rachen, eine ſchreckliche Gruppe, die an entſetzlicher Häßlichkeit die andern Statuen, von denen ſie umgeben war, noch übertraf. Man konnte ſagen, daß der

Verfertiger dieſer ſonderbaren Bildwerke ſich bemüht hatte, gleichſam in einem Meiſterſtücke zuſammen zu ſtellen und neben einander zu gruppiren, nicht allein was die Natur dem Auge Unangenehmes, Unförmliches und Widriges zu bieten hatte, ſondern was ſeine tolle und ungeregelte Phantaſie nur Entſetzliches, Furchtbares und Abſtoßendes hatte erſinnen können.

In der That waren dieſe häßlichen und Ekel erregenden Bilder die abſcheulichen Gottheiten dieſes Heidentempels, es waren Götzen, Gegenſtände des gottloſen Cultus jener armen Heiden, die zu gleicher Zeit ſo unwiſſende, ſo gefühlloſe und ſo grauſame Fanatiker waren. Jede dieſer wunderlichen Gottheiten war von einem gedrängten Kreiſe von Verehrern umgeben, die ihnen jene Huldigungen darbrachten, die dem alleinigen wahren Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Weſen gebühren.

Die Verſammlung war zahlreich und ſchien keineswegs über mein plötzliches Erſcheinen unter den indiſchen Fakirs erſtaunt. Meine neuen Freunde drängten ſich um mich herum und ſchrieen: „mein Bruder, der Himmel und alle ſeine Götter ſeien geſegnet, daß ſie Dir den glücklichen Gedanken eingeflößt haben, zu uns zu kommen und hier Buße zu thun! Wähle Dir ſelbſt die Art der Marter, der Du dich unterziehen willſt, denn der Himmel nimmt nur das Opfer freiwilliger Caſteiungen mit Wohlgefallen entgegen.“

Bei einer ſo ſonderbaren Anrede, die ich gänzlich unvernünftig fand, beobachtete ich ein weiſes Stillſchweigen, allein die frommen Eiferer beeilten ſich, mich an den beſondern Arten von fromm-barbariſchen Bußen und Peinigungen, die ein Jeder von ihnen ſich ſelbſt aufgelegt hatte, Theil nehmen zu laſſen. Es fand deßhalb unter ihnen ein wunderlicher Wettſtreit ſtatt, denn ein Jeder ſchien es ſich zur beſonderen Aufgabe gemacht zu haben, mich zu zwingen, gerade ihm und keinem Andern den Vorzug vor ſeinen fanatiſchen Nebenbuhlern zu geben.

„Komm, mein Bruder,“ ſagte der Eine, „komm mit mir, renne Deinen Kopf gegen dieſen ſpitzigen Stein, bis es Dir gelungen iſt, Dir eine ebenſo große Wunde zu machen, als die meine iſt.“

„Der Himmel beſchütze Dich," ſagte ein Anderer, „es wäre für Dein Seelenheil beſſer, wenn Du Dich mit mir über die Flammen dieſer Kohlenpfanne aufhängen ließeſt, bis Deine Haut ebenſo zuſammenſchrumpfte, wie die meinige."

„Nein!" ſchrie ein Dritter, „Unſer Bruder läßt ſich lieber Nägel und Widerhaken in die Arme und Schenkel ſchlagen, die eben ſo ſpitzig und lang ſind als die, welche mich zerfleiſchen."

Ein Vierter nahm mich bei der Hand und wollte mich mit ſich fortziehen, indem er, ſeine unſtäten Augen rollend, mir in die Ohren brüllte: „Verlaß dieſe Lauen, deren Frömmigkeit ſo ſchwach und ſo unenergiſch iſt. Ich habe Dir etwas Beſſeres zu bieten. Komm mit mir und wirf Dich unter die Räder des Wagens unſeres großen Götzen, Dſchakarnateh, jenes Wunderwerkes des Gottes der Götter! Komm, wir werden das unvergleichliche Vergnügen haben, uns dort durch ihn zermalmen zu laſſen, um ihm zu Ehren das Gefühl des ſchmerzvollſten Todeskampfes zu empfinden." Ich blieb taub gegen alle dieſe Anerbietungen, von denen keine mir eben ſehr verführeriſch dünkte und deren angenehmſte, wie man ſich denken kann, noch weit entfernt war, mich reizen zu können. Ich öffnete den Mund, um eine entſchiedene Weigerung auszuſprechen, als einer der fanatiſchen Fakirs mit einer Schaufel glühender Kohlen herbeieilte und in der Meinung, mir einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn er ſo mit einem Male meiner Unentſchloſſenheit ein Ende mache, mir dieſelben in den Mund ſchob, ohne daß ich dieſe Handlung frommer Gefälligkeit vorherſehen oder abweiſen konnte. Ich beeilte mich, die Kohlen wieder auszuſpucken und ich brauche Euch wohl nicht erſt zu ſagen, wie aufrichtig mein Wunſch war, augenblicklich an einen Ort verſetzt zu werden, wohin mich der Eifer dieſer wahrhaft tollen Fakirs nicht verfolgen konnte. Mein Wunſch ward eben ſo ſchnell erhört, als er gehegt war, aber ein Theil meiner Zunge war bei dieſem unfreiwilligen Brandopfer zu Ehren der indiſchen Götter mit verbrannt, und ſeit dieſer Zeit, liebe Tiſchgenoſſen, bin ich, wie Ihr wohl bemerkt haben werdet, mit dem Gebrechen des Stammelns behaftet.

Sicherlich würden die eingefleiſchteſten Teufel unter dieſen Fakirs nicht gewagt haben, mir an den Ort zu folgen, wo ich mich befand. Ich war in einem tiefen Abgrunde in den Gebirgen

der Inſel Serendib (Ceylon), genau in der Mitte zwiſchen einem ungeheuern Löwen und einen gewaltigen Tiger, die ſich darüber zu ſtreiten ſchienen, wer von ihnen mich freſſen ſolle. Keiner von allen meinen Wünſchen ward je ſchneller empfunden als der, daß dieſe furchtbaren Thiere, deren Anblick mich vor Schreck erſtarren ließ, vernichtet werden möchten. Sie ſtürzten ſich in demſelben Augenblicke mit einem einzigen Sprunge, ohne ſich weiter mit mir zu beſchäftigen, auf einander. Zwar fühlte ich meine Bruſt etwas freier athmen, die das Uebermaß meiner Beſtürzung, als ich mich zwiſchen dieſen ungeheuern Raubthieren erblickte, krampfhaft zuſammengezogen hatte, allein mein Tod ſchien mir nicht weniger unvermeidlich, er ward nur durch dieſen ungewöhnlichen Kampf verzögert: der Schrecken hatte mir alle Kraft zur Bewegung geraubt, meine Füße ſchienen da, wo ich hingefallen war, in die Erde gewurzelt und es war mir unmöglich, zu fliehen, um mich der raſenden Wuth des Siegers zu entziehen. Beide waren es

auf einmal oder vielmehr, beide wurden auf einmal beſiegt. Indem ſie Körper an Körper gedrängt mit einander rangen und das Echo ihres ſchrecklichen Gebrülls erſchallen ließen, zerriſſen ſich dieſe furchtbaren Thiere mit ihren Zähnen und Krallen, ohne einander loszulaſſen. Ihr Blut ſtrömte herab und überfluthete die Erde und hörte nicht eher auf zu fließen, als bis ſie Beide auf gleiche Weiſe erſchöpft zu einer und derſelben Zeit ihre Kraft mit ihrem Leben verloren und entſeelt zu meinen Füßen niederſtürzten. Ich hatte jetzt von meinen zwei Feinden nichts mehr zu fürchten, allein ich befand mich auf dem Boden eines fürchterlichen Abgrundes, den ich nicht verlaſſen konnte, und am folgenden Tage fing der Hunger an mich Martern empfinden zu laſſen, die mir immer unerträglicher wurden.

Indem ich meine Augen nach den ſchroffen und kahlen Felſen erhob, die mich wie eine eiſerne Mauer umgaben, und indem ich wohl wünſchte, aber nicht hoffte, dort einige Lebensmittel zu entdecken, war meine Freude nicht gering, als ich einen großen Baum bemerkte, deſſen Wipfel mit Früchten beladen war, die mir zwar unbekannt waren, die aber meinem ausgehungerten Magen auserleſen und köſtlich zu ſein ſchienen. Der Baum hatte eine unmäßige Höhe, und ſein Stamm war mit einer glatten Rinde bedeckt, die durch keine Zweige uneben gemacht wurde, ſodaß ich kaum hoffen durfte, daß es mir möglich werden dürfe, bis zu den ſo lebhaft erſehnten Früchten, die mit ihren ſchmackhaften Gewinden den Wipfel deſſelben ſchmückten, emporzuklimmen. Indeſſen ſtachelte der Hunger meine ſonſtige Behändigkeit an und verhundertfachte meine Kräfte: mit unglaublichen Anſtrengungen, deren ich mich niemals für fähig gehalten haben würde, gelangte ich bis auf den Gipfel des Baumes und wollte eben nach den Früchten, welche ich ſchon in Gedanken verzehrte, greifen, als ich mitten aus ihnen hervor den häßlichen Kopf einer fürchterlichen Schlange, deren ungeheure Größe allein hinzureichen ſchien, um mich mit einem Male zu verſchlucken, und deren ſchäumender Rachen und funkelnde auf mich geheftete Augen mich mit einem tauſendfachen Tode zu bedrohen ſchienen, ſich nach mir zuwenden ſah. Wie wünſchte

ich da, mit heiler Haut der Wuth dieſes neuen Ungeheuers zu entkommen! In demſelben Augenblick ließ ich den Stamm, den ich feſt umklammert hielt, fahren und glitt in raſender Schnelligkeit längs des Baumes herab, ſo daß ich ganz erſtaunt war, als ich am Fuße deſſelben anlangte ohne mir alle meine Glieder hundertmal bei meinem Falle gebrochen zu haben.

Was für einen Tag und was für eine Nacht verbrachte ich! Ich kauerte mich traurig an einem Felsblock nieder, allein der Schlummer ſchloß auch nicht einen Augenblick meine müden Augenlider, denn ein unerträglicher Hunger und eine noch unerträglichere Furcht quälten meinen Geiſt und meinen Körper. Ich ſah immer noch hoch oben auf dem Baume die furchtbare Schlange, deren Augen, die wie Kohlen in einem dampfenden Meiler glühten und ohne Unterlaß auf mich, wie auf eine ſichere Beute gerichtet waren: jeden Augenblick glaubte ich die Windungen dieſer rieſenhaften Ringe ſich aufrollen zu ſehen, um ſich auf mich herabzuſtürzen, jede Minute ſchien ihr mit unzähligen Zähnen geſpickter Rachen, aus dem ein flüſſiges Gift herabträufelte, ſich zu öffnen, um mir in ſeinem verpeſteten Pfuhle ein unvermeidliches Grab zu bereiten. Um den Martern meiner entſetzlichen Lage noch die Krone aufzuſetzen, ſtiegen Ausdünſtungen eines peſtartigen Geruches gleich vergifteten Pfeilen aus den todten Leibern der beiden, an meiner Seite liegenden Raubthiere in die Höhe, und dieſe fliegende und todbringende Peſt verdarb durch ihre häßlichen Düfte die wenige Luft, die bis zu mir herab auf den Boden dieſer Art von Brunnen, welchen die glatt, gleich den inneren Wänden eines Thurmes zugehauenen Felſen um mich herum bildeten und ſich ſo bis zu einer Höhe erhoben, wohin meine Augen kaum dringen konnten, gelangten. Man wird ſich alſo wohl kaum wundern, wenn ich mich nicht enthalten konnte, den ſo natürlichen Wunſch auszuſprechen, daß ich von der lebenden Schlange und den todten Ungeheuern, deren Gegenwart für mich eine doppelte Quelle von Unruhe und Leiden war, befreit zu ſein wünſchte.

Kaum war dieſes Verlangen ausgedrückt, als die Luft und die Felſen die mich umgaben, von dem traurigſten Krächzen und dem

fürchterlichſten Geheule wiederhallte. Das Gekrächze ward von einer unabſehbaren Wolke von Geiern, Adlern, Habichten und Raben von außerordentlicher Größe, deren Flug über mir das Tageslicht verdunkelte, ausgeſtoßen, das Geheul aber kam aus tauſend und abertauſend Rachen eines Heeres von Schakals und abſcheulichen Hyänen, die mit geſträubten Haaren und gierigen Zähnen ſich längs der abſchüſſigen Felſen mit einer wahrhaft unbegreiflichen Behändigkeit herabſtürzten. Die Raubvögel warfen ſich auf meine Feindin, die Schlange, und hatten ſie bald mit ihren Schnäbeln und Fängen, die ſo hart wie Stahl waren, in Stücke zerriſſen. Die fleiſchfreſſenden Vierfüßler aber fielen über die zwei Aeſer, deren hölliſcher Geſtank ſie aus allen umliegenden Wüſteneien herbeigezogen hatte, her. Ihre Mahlzeit dauerte nicht lange und ob ſie gleich nicht auf mich zu achten ſchienen, ſo zweifelte ich doch nicht, daß ihre gefräßigen Bäuche mir ein trauriges Grab zudächten, ſobald ſie ihre erſte Beute vollſtändig verſchlungen haben würden.

„Großer Gott!“ rief ich aus, „rette mich aus dieſem Schlunde der Vernichtung. Zerſtreue weit von mir dieſes Heer gefräßiger Feinde und führe mich an irgend einen von Menſchen bewohnten und bebauten Ort.“

Kaum hatte dieſer Schrei der äußerſten Noth meine zitternden Lippen verlaſſen, als ein furchtbares Donnerwetter, deſſen Blitze tauſendmal ſchrecklicher waren, als ich es je erlebt hatte, in den Wolken über mir mit ſchrecklichem Krachen losbrach: ich glaubte, das Himmelsgewölbe breche ein und ſtürze über meinem Kopfe zuſammen. Die Schakals und Hyänen entflohen, die Adler und Geier flogen davon und ich fand mich mit einem unbeſchreiblichen Vergnügen auf grünem Raſen, in einer lachenden und fruchtbaren Aue liegen. Die weite Ebene, die ſich vor meinem trunkenen Augen aufrollte, war weit und breit mit fleißigen Menſchen bedeckt, die beſchäftigt waren, das Land zu bebauen, welches überall durch ſeine Gaben ihre Arbeiten zu belohnen ſchien.

Ich war gerettet: diesmal war mein Wunſch ganz und zwar aufrichtig und wortgetreu erfüllt worden, allein die übernatürlichen

Donnerſchläge hatten mich ganz taub gemacht, und Ihr wißt, daß ich es noch bin. Ich näherte mich den Landleuten und bat ſie durch Zeichen um Brod, ſie boten mir Arbeit an, und ich nahm beides eifrig und dankbar an. So lebte ich lange recht glücklich bei dieſen guten Menſchen: zwar vergingen meine Tage unter harten Anſtrengungen, allein dieſe verſchafften mir auch Alles, was ich gegenwärtig bedurfte und da ich die Freundſchaft Aller, mit denen ich lebte, genoß, ſo hatte ich für die Zukunft nichts mehr zu befürchten. Warum mußte alſo meine eigene Thorheit und die Unbeſtändigkeit meiner unverſtändigen Wünſche mich dieſes ſo einfache, aber auch ſo beſtändige und unveränderliche Glück wieder verlieren laſſen?

Eines Tages lag ich in der beſcheidenen, aber bequemen Hütte, die ich bewohnte, und ruhte nach meiner Gewohnheit einige Augenblicke während der großen Mittagshitze aus; ich lag mehr in einem Halbſchlummer, als in einem eigentlichen Schlafe und meine zerſtreuten Gedanken ſchweiften beinahe unwillkürlich über die ganze Erde und das ſo verſchiedene Schickſal ihrer Bewohner herum: ich verglich mit unſinniger, neidiſcher Berechnung meine glückliche, aber mit Mühſeligkeiten verknüpfte Lage mit der der Glücklichen dieſer Welt, mit dem Leben der Reichen: „wie beglückt iſt doch ihr Loos!“ rief ich aus, „in ihrer privilegirten Stellung giebt ihnen ein wenig Gold jeden Tag alles das, was alle meine Arbeit, all mein Schweiß nicht im Stande iſt, mir mein ganzes Leben hindurch zu verſchaffen. Ach, warum habe ich nicht Gold, viel Gold.“ Ich ſprach mit lauter Stimme, allein ich konnte meinen habſüchtigen Ausruf nicht fortſetzen, die Stimme verſagte mir mit dem Athem, eine außerordentlich ſchwere Laſt drückte mir auf den Magen und auf alle Glieder und begrub mich unter ihrer Maſſe, wie wenn der Berg Kaf ſich auf mich herabgeſenkt hätte. Ich war unter einem Berge von Goldſtücken zuſammengedrückt, zerquetſcht und begraben, meine Bruſt war eingeſunken und plattgedrückt, meine Seiten aus ihrer Form gebracht und meine Lungen verſchrumpft und verkümmert und ſeit dieſer Zeit, meine lieben Freunde, bin ich für immer kurzathmig geblieben.

„Was habe ich mir gewünſcht," dachte ich bei mir; „dieſer Schatz wird mein Tod ſein ... Ich hätte mir vielmehr die Macht wünſchen ſollen, die zu gleicher Zeit Ehre und Genuß der Schätze verleiht. Wie glücklich würde ich mich preiſen, wenn ich ein König wäre!"

Augenblicklich war das Gold, unter welchem ich begraben lag, verſchwunden; ich ſaß auf einem ſtarken Kampfroß, trug köſtliche Kleider und ein zahlreiches Heer umgab mich; ich befand mich in der weiten Ebene der Tatarei, ich war König von Samarkand und Bochara. Ich war ein König, allein der Augenblick zu meiner Standeserhöhung war gerade jetzt von den Launen meines fantaſtiſchen Verhängniſſes ſehr ſchlecht gewählt; ich habe geſagt, daß ich von einem Heere umgeben war, ich hätte ſagen ſollen: von zweien. Man ſchlug ſich mit Erbitterung in meiner Nähe, Hügel von Todten und Sterbenden thürmten ſich in der Ebene auf, das Blut floß von allen Seiten in Strömen, die der Ueberſchwemmung des geſegneten Fluſſes meines Vaterlandes, des Nils glichen. Die Krieger, welche für meine Sache ſtritten, wurden zurückgeworfen, beſiegt und in Stücke gehauen, ich war nur noch von Aufſtändigen umringt und befand mich Angeſicht zu Angeſicht einem kühnen, kraftvollen und wüthenden Uſurpator gegenüber, ſein blutiges Schwert, von dem Blute meiner treuen Unterthanen gefärbt, ſchwebte bereits über meinem Haupte. Das Verlangen, dem tödtlichen Streiche der mein Leben bedrohte, zu entgehen, entſtand eben ſo ſchnell in meinem Herzen wie der Blitz in einem Augenblick über den ganzen unermeßlichen Raum des Himmels dahin fliegt. Ich verſchwand eben ſo ſchnell von dem Schlachtfelde, allein in demſelben Augenblick traf mich auch noch jener fürchterliche Hieb und ihm verdanke ich die ungeheure Wunde, deren Narbe mein Geſicht ſo tief gezeichnet hat und die daſſelbe auf eine Art kreuzt, daß ich weit entfernt bin zu glauben, daß ich durch ſie verſchönert worden bin.

Der menſchliche Gedanke fliegt ſo ſchnell und ſo verſchiedenartige Gefühle verdrängen einander in demſelben Augenblick, daß dieſe Furcht vor einer drohenden Gefahr, die mir das ſo ſchnell empfundene Verlangen nach Rettung eingeflößt hatte, gleichzeitig

von einer Menge anderer Gedanken, die ſich um meinen hauptſächlichſten Wunſch gruppirten und ſo zu ſagen eins mit ihm wurden, begleitet ward. Dieſe Gedanken waren Aerger darüber, daß ich die Ausübung meiner hohen Würde gerade mit den gefährlichſten und peinlichſten Verhältniſſen begonnen hatte, und Vorwürfe gegen das Verhängniß, daß es nicht vielmehr als Beginn dieſer glänzenden Laufbahn die Freuden des Nichtsthuns, die Lockungen eines koſtbaren Palaſtes und die betäubenden Genüſſe des Harems gewählt hatte. Mit dem Wunſche, weit von dem Schlachtfelde entfernt, zu ſein, verband ſich aufs Engſte ein zweiter, mich mitten unter jene Schönheiten verſetzt zu ſehen, die zu den unzertrennlichſten und köſtlichſten Beſitzthümern jener Königswürde, die ich erhalten hatte, zu gehören pflegen. Es ſcheint, daß die geheimſten Falten meines Herzens auch nicht den geringſten meiner geheimen Wünſche, die unbeſtimmteſten meiner kaum empfundenen Gefühle, jenem unbekannten Weſen, das der Macht meines geheimnißvollen Ringes unterworfen war und ſich ein grauſames Vergnügen daraus machte mir gerade durch ſeinen ſtrengen Ge-

horſam zu beweiſen, daß ich ſelbſt der Spielball ſeiner verderblichen Macht ſei, verbergen konnten.

Ich befand mich in der That plötzlich in einem koſtbaren Pavillon, der vermuthlich zu meinem Palaſt gehörte; die ſüßeſten Wohlgerüche hauchten da eine balſamiſche Luft aus, Säulen des koſtbarſten Marmors trugen eine zierliche Kuppel und über einem weiten Baſſin von Porphyr, das mit dem klarſten Waſſer gefüllt war, erhob ſich ein durchſichtiger Dunſt. Vier reizende Frauen, die jenen ſeligen Huris des Paradieſes glichen, ſtanden um jenes Waſſerbecken herum, wahrſcheinlich in der Abſicht hier ein Bad zu nehmen. Meine Augen waren von alle dem Herrlichen, was ſie ſahen, wie geblendet, meine Geruchswerkzeuge zogen mit einem Male die balſamiſchen Düfte dieſer köſtlichen Atmosphäre ein, mein Ohr glaubte die Töne einer entzückenden Muſik, die aus einem verborgenen Orte herauszukommen ſchien und das prächtige Gewölbe mit ihren melodiſchen Harmonien erfüllte, zu vernehmen. Leider aber ließ das plötzliche Erſcheinen eines unbekannten, mit Blut beſpritzten und mit Staub bedeckten Mannes, deſſen Aeußeres noch alle Spuren der Schlacht und übereilter Flucht trug, in dieſem Heiligthum die vier ſchönen Mädchen einen Schrei des Schreckens ausſtoßen. Kaum hatte ich Zeit, ein Auge auf dieſes entzückende Bild, welches ſie darboten, zu werfen, als vier ſchwarze Eunuchen von rieſiger und unförmlicher Geſtalt mit gemeinen, häßlichen Zügen und einem wilden, trotzigen Ausſehen, mit von Wuth entflammten Augen, funkelnde Dolche in den Händen, auf mich losſtürzten. In einem Augenblicke ward das zauberiſche Schauſpiel der verführeriſchen Freuden des Harems und der ſinnlichen Ueppigkeit jener prächtigen Königspaläſte aus meiner geblendeten Phantaſie verwiſcht und an der Stelle lachender Bilder ſah ich nur das ſchreckliche und drohende Phantom eines grauſamen und unvermeidlichen Todes. In dieſem Moment erſchien mir dieſer Tempel aller Freuden, dieſer Wohnſitz ſüßen Nichtsthuns und wonniger Vergnügen, nach dem ich ſo ſehnlich getrachtet hatte, noch ſchrecklicher, als der Schauplatz des Krieges und der Kämpfe, und ich wünſchte mich von hier eben ſo weit weg, als vorher von

dem Schlachtfelde. Allerdings war ich ſelbſt bewaffnet, denn bei meinem Eintritt in den Harem hielt ich den entblößten Säbel noch in der Hand, mit dem ich, beim Zurückweichen vor dem Schwert meines Gegners, bewaffnet geweſen war, ohne daß ich mir jedoch die Mühe gegeben hätte, ihn aus der Scheide zu ziehen. Allein dieſer Säbel war meiner Hand entglitten und zu Boden gefallen, wie mein entzücktes Auge zuerſt die reizenden Odalisken erblickt hatte, und konnte ich es wohl über mich gewinnen, mich dieſen elenden Sclaven gegenüber blos zu ſtellen, die in ihrer Wuth mitten in meinem Palaſte ſehr leicht in mir ihren Herrn und Gebieter, den ſie bis auf dieſen Augenblick, wo er ſo plötzlich und in ſo ungewöhnlichem Aufzuge das Gemach ſeiner Frauen betrat, niemals geſehen hatten, verkennen konnten.

„O, mein Ring!“ rief ich aus, „jedes Verhältniß ziehe ich den Dolchen dieſer Mörder vor, rette mich, rette mich! In welche Hände der unglückliche Murad auch fallen mag, immer wird er ſich wohler befinden, als unter dieſen abſcheulichen Eunuchen.“

Mein Ring rettete mich abermals mit jener unbegreiflichen Schnelligkeit, die ſeine wunderbare Macht bisher bei Erfüllung eines jeden Wunſches, den ich bis dahin gehegt, an den Tag gelegt hatte. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, und ſchon waren jene mörderiſchen Dolche, deren ſcharfe Spitzen auf meine Bruſt gezückt waren, jene häßlichen Eunuchen, die reizenden Odalisken, das Badebecken von Porphyr, die Marmorſäulen, die prächtige Kuppel verſchwunden. Ich befand mich allein auf einer Sandwüſte, am Ufer des Meeres und auf einer, wie es mir ſchien, wüſten Inſel des indiſchen Oceans. Ich zögerte nicht, mich von dem Geſtade zu entfernen, um mir einen Zufluchtsort und Nahrungsmittel zu ſuchen, denn ſchon fing mein Magen an, die Qualen des Hungers zu empfinden. Lange Zeit traf ich auf nichts, als auf unfruchtbare Felſen, die hoch auf einander gethürmt waren, wie wenn die Hand von Rieſen oder Afriden ſich dort eine furchtbare Veſte hätte erbauen wollen. Am Abend endlich gelangte ich an einen Wald von mir unbekannten Bäumen und ich trug kein Bedenken, mich unter ihr belaubtes Dach zu begeben. Ich fand hier auch einige wilde Früchte,

die ich gierig verzehrte, eine von der Natur in dem Bauche eines Felſen angelegte Höhle diente mir während der Nacht zum Aufenthaltsort, ich ſtreckte mich auf den Boden derſelben hin und verſank bald in tiefen Schlummer. Beim Einſchlafen dachte ich unwillkürlich über meine ſonderbare Lage nach und nahm mir vor, den folgenden Morgen in das Innere dieſer unbekannten Gegend vorzudringen. Ich war allerdings überzeugt, daß, wenn ich den Genius meines Ringes anriefe, er ſicherlich nicht verfehlen würde, mich irgend wo anders hin zu tragen, allein ich begann des wahrhaft verderblichen und unheilbringenden Schutzes eines Freundes, der für mich ſchlimmer als meine bitterſten Feinde war, müde zu werden und fürchtete, daß der neue Aufenthaltsort, den er mir anweiſen würde, nach ſeiner boshaften Manier noch gefährlicher und unwirthlicher ausfallen dürfte, als der, wo ich mich gegenwärtig befand; ich beſchloß alſo, nie wieder einen jener Wünſche, die mir ſo verderblich geweſen waren, auszuſprechen. Uebrigens dachte ich, daß Alles, was ich in dieſem Augenblicke zu fürchten haben könne, darin beſtehen werde, daß ich genöthigt ſein würde, allein in einer wüſten Gegend zu leben und ich fügte mich um ſo leichter in dieſe Nothwendigkeit, als ich wußte, daß es lediglich von mir abhänge, mich, wenn ich wolle, den neuen Gefahren einer Entfernung von hier auszuſetzen. Ueberdieß ſchien mir das Land fruchtbarer zu werden, als es bisher in dem Theile deſſelben, den ich durchwandert hatte, der Fall geweſen war; ich ſah und hörte keins jener ſchädlichen Thiere, vor denen ich mich hätte fürchten können, nur würde es mir lieb geweſen ſein, einigen Menſchen zu begegnen.

Als ich erwachte, ſah ich Menſchen um mich verſammelt, eine zahlreiche Volksmenge umgab mich von allen Seiten: es war ein Trupp ſchwarzer, ganz nackter, häßlicher, abgemagerter Wilden: ihre Haut oder vielmehr das Leder, welches ihre knochendürren und vertrockneten Leiber bedeckte, war mit ſcharfen und bunten Farben bemalt, drohende Waffen von wunderlicher Geſtalt waren gegen mich gerichtet. Irgend eine Art Widerſtand war hier unmöglich, augenblicklich war ich aller meiner Kleider beraubt und ſo feſt

gebunden, daß mir jede Bewegung unter den ſtarken zuſammengedrehten Stricken, mit denen man mich geknebelt hatte, unterſagt war. Meine Hände und Füße waren zuſammen gebunden, mein Kopf aber zwiſchen meinen beiden Knieen befeſtigt, ſo daß ich in dieſer zuſammengeknickten Stellung weniger einem menſchlichen Körper, als einem, für eine lange Reiſe zubereiteten Waarenballen ähnlich ſah. Die Barbaren hoben mich wie im Triumph in die Höhe, ſo ward ich von ihnen an eine Stelle in jenem Walde getragen, wo die Bäume ausgerodet zu ſein ſchienen, um einen geräumigen Exercirplatz herzuſtellen; dort erwartete eine ungeheure Menſchenmenge meine Begleiter. Ihre und meine Ankunft ward von einem Geheul des ganzen Haufens begrüßt, deſſen das Ohr zerreißenden Mißtöne meinen ganzen Körper vor Schreck ſchaudern machten, das Gebrüll der Löwen, das Knurren der Tiger, das Geheul der Schakals, das heißere Brüllen der Nilpferde, das donnerartige Grollen der Panther, das Pfeifen der Schlangen und das unglückverkündende Winſeln der Hyäne hatte mir weniger Furcht eingeflößt, als dieſes hölliſche Concert, deſſen Stimmen, die nichts Menſchliches hatten, meine Ohren von ihrem gräßlichen Widerhall klingen ließen. Man legte mich neben einen angezündeten Scheiterhaufen nieder und ich wußte anfangs nicht, ob ihre Abſicht war, mich als Opfer für einen ihrer Götzen lebendig zu verbrennen, oder ob ich nur gebraten werden ſolle, um dann ihren cannibaliſchen Appetit zu befriedigen. Bald überzeugte ich mich aber, daß dieſe Wilden keine Menſchenfreſſer, ſondern Feueranbeter waren, ihre Kniebeugungen, ihr Sichniederwerfen um dieſen ungeheuern Feuerherd ließen mir bald keine Zweifel über die Verehrung, die ſie den Flammen, welche ihn verzehrten, weiheten; ihr Geheul, welches mir als unarticulirtes Geſchrei erſchienen war, ſollte Lobgeſänge zu Ehren ihres Gottes, oder vielmehr Dankgebete und Bitten, daß er das Opfer, welches ſie ihm darbringen wollten, gnädig aufnehmen wolle, vorſtellen. Man packte mich, geknebelt wie ich war, und ſchleppte mich nach dem unglückſeligen Scheiterhaufen. „Geiſt," rief ich aus, ohne mich auch nur einen Augenblick zu beſinnen, „Geiſt, rette mich aus

den Flammen, in denen ich ohne Deine Hilfe unfehlbar umkommen muß! Führe mich in mein Vaterland zurück, wo ich Schutz vor dieſem mir drohenden Feuertode finden werde!"

Dieſen Wunſch ſprach ich mit undeutlicher und halberſtickter Stimme aus, ſei es, daß die Furcht oder die unbequeme Lage in der ich mich befand, hiervon Urſache war. Gleichwohl hatte mich der Geiſt gehört und mich meiner Bitte zufolge weit weg von jenen menſchenfreſſenden Cannibalen in den Schooß meines Vaterlandes und an einen vor jenen Flammen wohl geſicherten Ort getragen, ich befand mich in einer Tiefe von 400 Ellen in den Eingeweiden der Erde, auf dem Boden des tiefſten Brunnens der Citadelle von Kairo. Meine zur rechten Zeit bewerkſtelligte Entfernung hatte mich allerdings aus den Flammen gerettet, allein bei meinem übereilten Anrufen des Geiſtes hatte ich vergeſſen ihn zu bitten, mich von den Stricken zu befreien, die mich feſſelten und mein verdammter Schutzgeiſt hütete ſich, ſeiner Gewohnheit gemäß, in irgend einem Stücke die buchſtäbliche Erfüllung des von mir ausgeſprochenen Wunſches zu überſchreiten. Ich blieb von denſelben Banden geknebelt, die mir die ſchwarzen Wilden angelegt hatten. Es war mir unmöglich, die geringſte Bewegung zu machen, ich war ganz nackt, das eiskalte Waſſer erkältete alle meine Glieder, ſchon war ich tief in daſſelbe untergetaucht, ich ſank immer mehr unter, es ſtieg mir bis an den Mund, meine krampfhaft zuſammengebiſſenen Lippen ſetzten demſelben nur noch einen ungenügenden Widerſtand entgegen, ich fühlte, wie der dicke Schlamm, der die Oberfläche bedeckte, dem trägen Gewicht meines Körpers ſanft nachgab und ſich nach und nach unter mir, der ich zu jeder Anſtrengung für die Rettung meines Lebens unfähig war, hinabſenkte; das Waſſer ſtieg immer höher, noch ein Augenblick und ich mußte unwiderruflich unterſinken und ertrinken, die Kräfte und die Hoffnung verließen mich ganz und gar, mein gänzlich geſtörtes Bewußtſein war faſt unvermögend, auch nur an den Wunſch der Rettung zu denken. „Ach warum," dachte ich, indem ich das letzte Mal ſeufzte, „warum bin ich jetzt nicht eben ſo hoch über

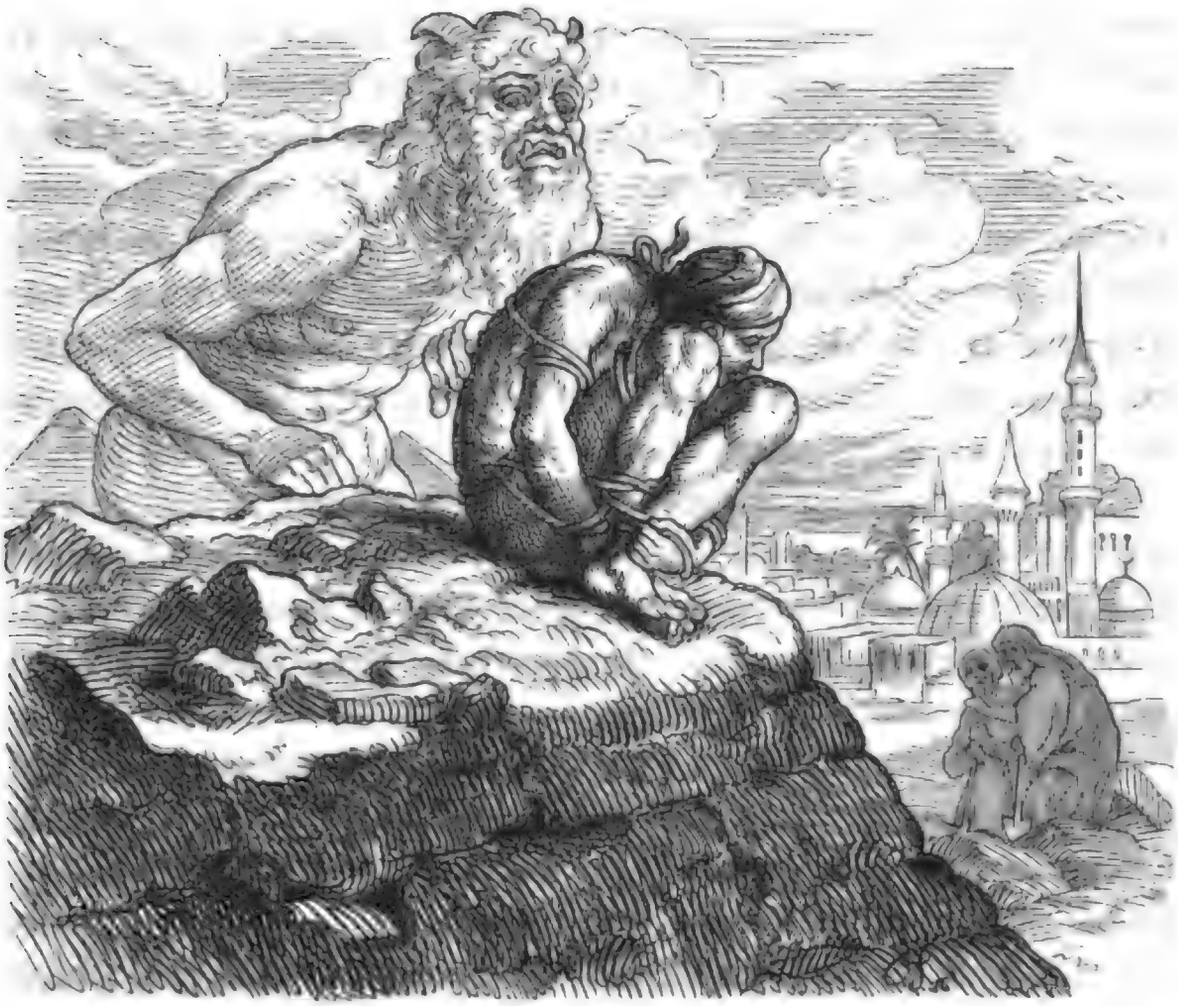
der Erdoberfläche, als ich jetzt noch tief unter ihr, in den Eingeweiden der Erde bin.“

Dieſer unwillkürliche, inſtinctartige, maſchinenmäßige Halbgedanke, dieſe ſo ſchwach ausgedrückte Klage war das letzte Aufblitzen eines verlöſchenden Lebenslichtes .... Durch ein neues Wunder befand ich mich auf der Spitze der größten Pyramide von Ghizeh. Ich ſah den Himmel, den azurblauen Himmel wieder, den ich nie gehofft hatte wieder zu erblicken, meine ſchon halb erſtickte Bruſt öffnete ſich wieder mit einem Gefühle unbeſchreiblicher Wolluſt, um die reine Luft des Morgenwindes wieder einzuſchlürfen, der von keinem Hinderniß aufgehalten, jenen hohen Punkt, wo ich lag, fächelte; ein neues Leben verbreitete ſich in allen meinen Gliedern. Jetzt kam es mir vor, als wenn ich das erſte Mal mein Daſein genöſſe, ich ſchwelgte ganz und gar in dem Glücke, zu leben, alle meine Gefühle waren köſtlich und wonnig, ſelbſt der harte und felſige Stein, auf dem ich lag, ſchien mir ein wollüſtiges Lager zu ſein. Gleichwohl zerfleiſchten ſeine Unebenheiten die Haut meines armen nackten Leibes, die ſpitzen Ecken ſeiner ungleichen Vorſprünge zerbrachen meine Glieder und noch immer war ich mit denſelben Seilen gebunden, mit welchen die grauſamen Schwarzen mich gefeſſelt hatten. Keine Bewegung war mir geſtattet, alles, was ich auf dieſer iſolirten Warte, in einer ſolchen Höhe über der ganzen lebenden Natur zu hoffen hatte, war ein grauſamer Tod, durch den der Hunger, jener ſchreckliche Hunger, meinen tauſendfachen Leiden ein Ziel ſetzen ſollte, allein dieſer Tod ſollte noch einige Zeit auf ſich warten laſſen, und ich empfand jetzt nur das Glück dieſer Verzögerung.

Wäre ich näher an dem Rande der ſchmalen Plattform geweſen, auf welche ich, weit von allen lebenden Weſen verbannt war, ſo hätte ich verſuchen können, aus dieſer Entfernung nach den menſchlichen Wohnungen zu ſpähen; vielleicht konnte ein glückliches Ohngefähr mich einen in der Wüſte herumirrenden Araber entdecken laſſen; vielleicht konnte dieſer mich gewahr werden, mein Geſchrei hören, und mir zu Hülfe eilen. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht bemächtigte ſich aller meiner Fähigkeiten, indem ich eine gewaltige

Anſtrengung machte und auf einmal alle Nerven meines bis dahin gezwungen unbeweglichen Körpers, gleich einer Feder anſpannte, gelang es mir mit unſäglicher Mühe, kriechend bis an den Rand eines der äußern Steine der Plattform vorwärts zu rutſchen; zwar hatten meine Bande meiner Anſtrengung Widerſtand geleiſtet, allein ſie hatten ſich doch etwas gelockert, es gelang mir, meinen Kopf weit genug vorwärts zu ſtrecken, ſodaß meine Augen den Fuß der Pyramide erblicken konnten.

Unmittelbar unter mir befanden ſich zwei Fellahs in gekrümmter Stellung auf der Sandfläche und gruben dort in die Erde. „Ach," rief ich aus, „wenn doch einer von ihnen mein Vater wäre!"



Der eine derſelben hörte vielleicht meine Stimme und erhob den Kopf: es war in der That mein Vater. Ihn erkennen und

den Wunſch hegen bei ihm zu ſein, das war der einzige Gedanke, der mir ſchnell wie der Blitz durch den Kopf fuhr. Sei es nun, daß meine Aufregung mich trotz meiner Feſſeln eine unvorſichtige Bewegung machen ließ, oder ſei es vielmehr, daß der hölliſche Genius meines Zauberringes, entzückt, daß er dieſen ſo flüchtigen und ſo unklar ausgeſprochenen Wunſch, ſo zu ſagen im Fluge erfaſſen konnte, ihn mißbrauchte, um mich gänzlich ins Verderben zu ſtürzen: ich fühlte wie ich ohne Widerſtand leiſten zu können, von dem Gipfel der Pyramide herabſtürzte, mein durch die Feſſeln über ſich ſelbſt gleich einem Taſchenmeſſer zuſammengelegter und in Form einer Kugel zuſammengeballter Körper rollte in wilden Sprüngen wie die Wellen eines unaufhaltſamen Waſſerfalles von Stein zu Stein, von Abſatz zu Abſatz bis an den Fuß des furchtbaren Abgrundes. So fiel ich halbtodt und wie ein lebloſer Steinblock auf den Boden der Grube, welche mein Vater und ſein Begleiter in den Sand gemacht hatten. Ich weiß nicht, was in dieſem Augenblicke vorging, ich hatte ſeit dem Beginn meines furchtbaren Falles alle Beſinnung und jede Fähigkeit zu fühlen und zu leiden, verloren. Es ſcheint, daß mein Vater ſeines Theils mich mit ebenſoviel Schrecken als Erſtaunen erkannte; er band mich los, leiſtete mir den nothwendigſten Beiſtand und ſchaffte mich auf der Stelle nach Kairo.

Die Aerzte, deren Händen ich übergeben ward, erklärten mich für vollſtändig todt, allein ein gelehrter fränkiſcher Arzt, Namens Bulumar, der dann herbeigerufen ward, glaubte noch einige Lebensfunken in mir zu entdecken und es gelang ihm, mich wieder ins Daſein zurückzurufen.

Eigentlich hätten alle meine Glieder tauſendmal gebrochen ſein ſollen, allein die Art und Weiſe, mit der ſie eins über das andere feſt zuſammengelegt waren, verhinderte ihren Bruch, indem ſie die verhängnißvolle Erſchütterung über alle zugleich ausdehnte und kein einziges beſonders traf. Es iſt auch möglich, daß irgend eine mir unbekannte Macht ihre vorhergegangenen Verfolgungen in dieſem entſcheidenden Augenblick durch einen wirklichen Schutz aufzuwiegen ſuchte und meinen Körper bei dieſer tödlichen Kata-

ſtrophe behütet hatte. Mein Kopf, mein Arm und Beine erhielten nur ſtarke Contuſionen, allein dieſe Glieder waren beinahe gänzlich ihrer Haut beraubt, deren blutige Fetzen an den hervorragenden Steinen, welche meine bejammernswerthe Reiſe von dem Gipfel der Pyramide auf die Erde bezeichneten, hängen geblieben waren. Mit einem Worte, ich kam noch mit einem blauen Auge davon, allein alle Anſtrengungen der Heilkunſt konnten meine zerbrochenen Rippen nicht wieder in ihren frühern Zuſtand bringen, und ſeit dieſer Zeit bin ich, wie Ihr Euch überzeugen könnt, ausgewachſen, und dieſer Unförmlichkeit verdanke ich den Spottnamen Abu Kateb.

Lange Zeit ſchwebte ich zwiſchen Tod und Leben, endlich als meine Geſundheit wieder hergeſtellt war und als man ſah, daß ich verurtheilt war, den Reſt meines Lebens entſtellt, unbrauchbar zu jedem Handwerk, unfähig zu jeder Arbeit, hinzubringen, da glaubte meine Familie auch zu bemerken, daß ich, vermuthlich in Folge irgend einer Verletzung der innern Organe, auch gänzlich verrückt geworden ſei, ohne daß man hoffen dürfe, mir jemals die Vernunft, welche ich verloren hatte, wiedergeben zu können. In Folge deſſen brachte man mich in's Moriſtan und glücklicher Weiſe haben die Zeit und das ruhige Leben, welches ich hier führe, die Störung meiner geiſtigen Fähigkeiten vermindert, meine Ideen verwirren ſich nicht mehr, wie dieß in gewiſſen Zeiten früher der Fall war. Meiſtens bin ich jetzt eben ſo geſund an Geiſt wie der Vernünftigſte von Euch. Auf Glück habe ich Verzicht geleiſtet und befinde mich in dieſem ruhigen Aſyl, wo ich mir zugeſchworen habe, den Reſt meines Lebens hinzubringen, ohne je den Wunſch zu äußern, daſſelbe wieder zu verlaſſen, ganz glücklich. Gleichzeitig habe ich den feſten und unerſchütterlichen Entſchluß gefaßt, jedes andere Verlangen ſofort beim Entſtehen zu erſticken und folglich niemals wieder zu jenem verhängnißvollen Ringe, deſſen Spielball und Opfer ich ſo lange geweſen bin, meine Zuflucht zu nehmen. Dieſen Entſchluß habe ich getreulich gehalten und wahrhaftig, wie der in demſelben eingeſchloſſene Geiſt mir ohne Zweifel mehr als einmal Proben ſeiner böſen Laune gegeben hat, wenn ich ihn

durch meine thörichten Bitten in ſeiner Ruhe ſtörte, ſo kann er jetzt nach Belieben die ganze Süßigkeit einer vollſtändigen Unthätigkeit koſten. Er kann ſich fürwahr rühmen, ſeit meiner Einſchließung in Moriſtan der unthätigſte und am wenigſten beſchäftigte Geiſt unter alle jenen Genien zu ſein, die Dſchiniſtan verlaſſen haben, um ſich in die Händel dieſes Erdenrundes zu miſchen.

Die Erzählung Murads des Buckligen hatte uns ein immer ſteigendes Intereſſe eingeflößt und die wunderlichen Begebenheiten, die er bei ſeiner Reiſe über den Ocean des menſchlichen Lebens erlebt hatte, hatten unſere Bewunderung mit vollem Rechte erregt. Gleichwohl ſtanden wir an, ſeine Abenteuer für wahr zu halten und da er uns am Ende ſeiner Erzählung ſelbſt geſtanden hatte, daß er verrückt geweſen, und noch jetzt mit einem, von Zeit zu Zeit eintretenden Wahnſinn behaftet ſei, ſo nahmen wir faſt als gewiß an, daß alle die Umſtände, von denen er verſicherte, daß ſie ihm begegnet wären, lediglich die fantaſtiſchen Geſichte ſeines kranken Gehirnes ſeien, welche ſeine Narrheit ihm als wirkliche Begebenheiten vorſpiegelte. Was aber auf der andern Seite die Wahrheit der übernatürlichen Thatſachen, die er uns erzählt hatte, zu beſtätigen ſchien, das war das unbeſtreitbare und Jedem ſichtbare Vorhandenſein der Spuren, welche jedes ſeiner Abenteuer an ſeinem Körper zurückgelaſſen hatte.

Er zeigte uns auch den Talisman, den Jeder von uns aufmerkſam unterſuchte, ohne jedoch an ihm etwas Außerordentliches bemerken zu können. Gleichwohl beeilten wir uns ihm denſelben zurückzugeben, da wir heimlich vor Furcht zitterten, es möchte der mit dieſem Zauberamulet zuſammenhängende Geiſt während wir den geheimnißvollen Ring in der Hand hielten, uns für ſeine neuen Sclaven anſehen. Allein in demſelben Augenblick, wo Murad dieſen Ring wieder an ſeinen Finger ſteckte, hörten wir plötzlich ein fürchterliches Getöſe, wie wenn ſich ein Gießbach über ſchroffe Klippen herabſtürzt, und augenblicklich umringte uns eine wüthende Menſchenmenge.

Das ganze Gebäude des Moriſtan war in mehrere von einander getrennte Flügel getheilt: wir befanden uns in demjenigen, wo die

friedlichen Narren, deren Wahnsinn gefahrlos war und sich nur zu gewissen Zeiten zeigte, wohnten. Diejenigen aber, deren Raserei fast ununterbrochen fortdauerte und deren beinahe beständig in einem hohen Grade von Aufregung sich befindender Wahnsinn schädliche Handlungen befürchten ließ, waren in einem besondern Theile des Hauses eingeschlossen, der trotz seiner Nähe eigentlich gar keine Verbindung mit dem erstgedachten hatte. Ich weiß nicht wie diese Unglücklichen unbemerkt durch irgend ein Pförtchen aus dem Orte wo sie eingekerkert waren, hatten herauskommen können, allein sie waren, ohne daß wir es bemerkt hatten, in den Hof gelangt, der für die ruhigen Narren bestimmt war. Sie hatten von dem Versteck aus, in dem sie sich verborgen hielten, einen Theil der wunderbaren Erzählungen Murads vernommen und auf diese Weise die allmächtige Kraft des Talismans, die Wünsche seines Besitzers in Erfüllung gehen zu lassen, kennen gelernt; sobald sie also den Ring wieder an dem Finger seines Herrn sahen, stürzten sie in wilder Verwirrung hervor, um ihn diesem zu nehmen und sich seiner zu bemächtigen. Lange Zeit vertheidigte Murad sein verhängnißvolles Eigenthum, die in Tollwuth versetzten Wahnsinnigen drängten sich in Masse um ihn herum und hingen sich wie ein Bienenschwarm, der seinen Flug auf dem blüthentragenden Aste eines Wohlgeruch verbreitenden Baumes anhält, an jedes seiner Glieder. Endlich aber, als Murad sah, daß man im Begriff war, ihm seinen Ring zu entreißen, vereinigte er noch einmal alle seine Kräfte und schleppte sich bis zu der großen Cisterne, die in einem Winkel des Hofes das für den Hausbedarf nöthige Wasser enthielt. Am Rande derselben angelangt streckte er mit einer schnellen und unvorhergesehenen Bewegung, welche die Habsucht seiner Verfolger nicht hatten wahrnehmen lassen, seinen Arm aus und warf den Zauberring in das Wasser, womit die Cisterne angefüllt war. Alle Wahnsinnigen stürzten sich in einem Anfall von Tollheit in demselben Augenblick herab und ihr regellos erfolgter Sturz warf sie in diesen unterirdischen Gewölbe wie Kraut und Rüben über und untereinander. Ohne Zweifel hätten sie hier einen sichern Tod und die radicale Heilung ihres Wahnsinns

gefunden, hätte nicht unſer lautes und wiederholtes Geſchrei und der Lärm, den ihr plötzliches Hereinſtürzen in den Hof verurſacht hatte, ſchnelle Hülfe herbeigezogen. Man zog ſie halb ertrunken wieder heraus, allein durch ein ſonderbares Geſchick hatte keiner ſein Leben eingebüßt. Ein einziger und zwar der unſchuldige Urheber dieſer ganzen Kataſtrophe war dabei umgekommen, der unglückliche Murad. Sie hatten ihn durch ihren Anprall, als ſie dem Ringe nachſprangen, mit hinab in die Tiefe geriſſen und ohne Zweifel war er entweder durch den gewaltſamen Nachſturz ſeiner Leidensgefährten erſchlagen worden, oder entweder durch das Gewicht ihrer Körper oder durch ſeinen langen Aufenthalt unter dem Waſſer erſtickt, denn man hatte ihm von Allen zuletzt erſt Hülfe leiſten können. Man zog ihn mit gänzlich gebrochenen und zerknickten Gliedern, blutig, ohne Puls, ohne Bewegung und Beſinnung in dem lebloſen Zuſtande eines Leichnams heraus und alle Verſuche, ſeine entflohenen Lebensgeiſter wieder zurückzurufen, blieben ohne Erfolg. So mußte jener hölliſche Ring, der die Urſache aller ſeiner Leiden geweſen war, auch da noch, wo er gänzlich vor ſeiner Tücke geſichert zu ſein glaubte, ſeinen Untergang herbeiführen. Wir verließen in tiefem Nachdenken über das geheimnißvolle Walten des Schickſals den unheimlichen Ort und da wir den Wächtern deſſelben, natürlich, um nicht etwa ihre Habſucht zu reizen, Murad's Mittheilung verſchwiegen, ſo liegt jener dämoniſche Ring jedenfalls für ewige Zeit in der Tiefe der Ciſterne begraben.

Th. Gräße.

Das Schiff des Trollen.

Finniſches Märchen.

Es war einmal ein finniſcher Jäger, der lange mit ſeinem Bogen im Wald umhergewandert war. So kam er denn auch an den Berg des Trollen, deſſen Eltern ſoeben geſtorben waren. Eine große Menge von Erben waren dort verſammelt, und fanden da im Berge Güter und Reichthümer über alle Maßen, Löffel von Gold, goldne Fäſſer ꝛc. und ein jeder bekam einen goldenen Wagen, gemeinſchaftlich aber Alle ein goldenes Schiff, welches, ſobald Jemand hineinſtieg, von ſelbſt durch die Erde und die Luft fuhr. Als ſie den Jäger mit dem Bogen auf den Schultern herankommen ſahen, riefen ſie gleich: „Komm 'mal her, guter Mann und theile dieſe Sachen für Geld und gute Worte unter uns.“ Er nahte ſich ihnen und fragte: „Werden denn dieſe goldenen Wagen und das goldene Schiff durch ſich ſelbſt in Bewegung geſetzt?“ „Allerdings, ſobald man auf die Winde oben ſtark tritt und derſelben unten einen Stoß giebt.“

Als der Burſche die Art und Weiſe erfahren hatte, ſpannte er ſeinen Bogen, that einen Pfeilſchuß und rief: „Leute, ſuchet den Pfeil, der von meinem Bogen ausgeflogen iſt, wer ihn zuerſt findet, der ſoll den goldenen Wagen und das goldene Schiff als ſeinen Theil haben.“ Die Trollen liefen aus Leibeskräften, um den Pfeil zu ſuchen, und ſie liefen ſo weit, daß er ſie weder ſehen noch hören konnte. Deſſenungeachtet dachte er, es werde hier wohl nicht lange geheuer ſein, es ſei doch möglich, daß ſie bald nach ihren

Beſitzthümern zurückkehren könnten. Darum warf er ſchnell alle die guten Sachen über den Schiffsbord, zog alle die goldenen Wagen und Schätze mit hinein und beſtieg dann ſelbſt das Schiff, trat oben auf die Winde und gab derſelben unten einen tüchtigen Stoß.

Nun fing das Schiff an über Land und Meer zu fahren, und es fuhr ſo lange bis es an einem Königsſchloſſe anhielt. Da ſaß eine Prinzeſſin am Fenſter, und als ſie das goldene Schiff ſah, breitete ſie vor Erſtaunen ihre Hände aus und ſagte: „Da kommt

ja der größte Kaiſer auf der Welt auf dieſem goldenen Schiffe hergefahren. Lieber Kaiſer, nehmt mich doch in Euer Schiff auf, ich möchte wohl gern Euere Braut werden.“

Als der Burſche Solches hörte, machte er die Thüre des Schiffes auf und ſagte: „Königliche Prinzeſſin, ich bin nur der Diener eines Bauern, ich bin nicht einmal würdig, Euch Euere Schuhe auszuziehen, Ihr habt ja Könige, an die Ihr Euch halten könnt.“

Obwohl ſie jetzt hörte, daß er nur ein geringer Bauerknecht war, beharrte ſie dennoch auf ihrem Vorſatz und ſagte: „Nimm mich nur mit, ich will Deine Braut werden;“ der Andere antwortete aber: „Ich ſehe, daß Ihr mich nur foppen wollt, für Euch paſſen ja nur Könige.“

Da holte die Königstochter dem Burſchen Speiſen und Getränke und brachte ſie an das Schiff; Herrenkleider, Hüte und Stiefeln und Alles ſchleppte ſie herbei, ſo daß ein ganzer Haufen davon auf den Dielen lag; der Burſche durfte es aber mit ſeinen Händen nicht anrühren. Mittlerweile ging die Prinzeſſin trübſelig, voll ſchlechter Laune und mit gerungenen Händen, weil er ſie nicht zur Braut annehmen wollte, vor dem Schiffe auf und ab. Der Jäger ſchaute eine Woche zu und ſah, daß ſie in allem Ernſt zum Heirathen geneigt war. Zuletzt ſagte er: „Wenn Ihr Euch nun einmal zu einem Bauernknecht herablaſſen wollt, ſo ſteigt nur gnädigſt in das Schiff hinein.“

Das ließ ſie ſich nicht zweimal ſagen. Der Burſche fiel aber auf ſeine Kniee und fragte: „Wohin ſollen wir jetzt, liebe Prinzeſſin, mit dieſem guten Schiffe fahren?“ Die Königstöchter antwortete: „Laß uns mitten in das Meer hinausfahren, da giebt es eine Inſel, zehn Viertelmeilen lang, voll der ſchönſten Beeren und Früchte.“ Dann wurde das Schiff in Bewegung geſetzt, es fuhr bis mitten auf die Inſel hinauf und hielt da an.

Der Burſche ging nun fort, um Beeren zu pflücken; als er aber von denſelben gekoſtet und ſich an ihnen gelabt hatte, ſchlief er ein und fiel in einen ſchweren Schlaf, ſo daß er nicht eine einzige Beere zu dem Schiffe brachte. Die Königstochter wartete und lauerte, bis ſie zuletzt des Harrens überdrüſſig und bitterböſe wurde. Dann dachte ſie: „Du kannſt auf der Inſel in Gottes Namen ſterben, Du Lümmel von einem Bauernknecht; ich werde

das Schiff umdrehen und nach Hause fahren.“ Und so that sie, kehrte das Schiff um und fuhr nach Hause; der Bursche blieb

aber in tiefem Schlummer da liegen. Später erwachte er aber doch noch aus seinem Schlafe; das Schiff konnte er indeß weder mehr hören noch sehen. Dahin waren die Gaben der Trollen; — nur ein Geldbeutel blieb ihm von allen den Reichthümern übrig. Er fühlte jetzt einen nagenden Hunger in seinem Magen, hatte aber nichts zu essen. Er ging also zu einem alten Beerenstrauch und

pflückte sich seine linke Tasche voll Beeren, führte ein paar davon nach seinem Munde und labte sich daran. Es waren aber schlechte Beeren; denn es wuchsen ihm davon an seinem Kopf so schwere Hörner, daß der Nacken sie kaum zu tragen vermochte. Nun ging die Noth erst recht los. „Mit dem Hunger möchte es wohl noch passiren," dachte er, „aber diese Hörner, die mir obendrein auf dem Kopfe wachsen! — Kommen Seeleute an diese Insel, werden sie mich wie ein wildes Thier schießen."

Nun ging er an einen andern alten Beerenstrauch und sammelte seine rechte Tasche voll Beeren, er nahm wieder eine Beere in seinen Mund und labte sich daran; diese Beeren zeigten sich aber besser, denn die Hörner fielen ihm wieder vom Kopfe herunter, und es war nicht einmal eine Narbe zu sehen. Und obendrein wurde er so hübsch, daß Niemand ihm im ganzen Reiche gleich kam. Er lauerte nun, ob nicht Seefahrer dahin kämen, denn er konnte ja von einer Insel mitten im Meere nirgends hin, und als sich endlich ein Schiff zeigte und gegen die Insel zufuhr, rief er:

„Rettet mich, gute Freunde, für Geld und gute Worte vom Tode auf dieser Insel, zeiget mir das Schloß des Königs und geleitet mich dahin!" Sie brachten ihn auch ans Land und zeigten ihm den Weg nach dem Schloß des Königs.

Nun ging der Bursche in den Hof hinein, wo der König einen Brunnen, voll des hellsten Wassers, mit einem Deckel versehen hatte. Er setzte sich aber auf den Deckel, trübte das Wasser und machte es mit seinen schmutzigen Füßen schlammig. Nun trug es sich aber zu, daß der Oberkoch des Königs nach dem Schloßthor kam. Wäre der ein rechter zornwüthiger Mann gewesen, wie er dies nicht war, hätte er gewiß gerufen: „Warum hast Du denn, Du verfluchter Kerl, unseren Trinkwasserbrunnen getrübt und schlammig gemacht? Wie unangenehm ist es schon für uns, das schlammige Wasser zu trinken, aber noch viel abscheulicher ist es für den König und für die Gemahlin des Königs! Und wenn der König es gehört hätte, so hätte er dem Burschen den Kopf abschlagen lassen."

Der Koch war aber ein gutmüthiger Mann und ſagte: „O weh, Du armer Kerl; daß Du ſo unſeren Brunnen getrübt, iſt unangenehm für uns, noch unangenehmer iſt es aber für den König, die Königin und die königliche Familie. Wenn der König es erfährt, ſo läßt er Dir den Kopf abſchlagen, das ſollte ich wohl auch können," und die Macht dazu hätte er auch gehabt.

Der Burſche antwortete aber: „Sagt nur nichts, lieber Herr, ſo werde ich Euch ein Kunſtſtück lehren, daß Ihr eben ſo hübſch wie ich werden könnt."

„Nun, wenn Du mir ſo eine Kunſt lehrſt," ſagte der Koch, „ſo werde ich nichts ſagen."

Der Burſche gab ihm eine Beere zu eſſen, und als er die verzehrt hatte, wurde er ſo hübſch, daß ſeines Gleichen ſich nicht im ganzen Königreich fand; der Bauerknecht wurde aber in einem Verſteck verborgen, daß Niemand ihn weiter ſehen konnte. Mittlerweile bereitete der Koch im Schloſſe das königliche Eſſen: ſie aßen und tranken und waren guter Dinge dabei, und als ſie mit dem Eſſen fertig waren, ging die Prinzeſſin gleich vom Tiſche zu dem Oberkoch hin und fragte: „Wer hat Dich denn in eins, zwei, drei ſo hübſch gemacht?"

Der Oberkoch antwortete: „Es war ſo eben hier im Hofe ein unbekannter Mann, der die Gabe hatte einem Jeden, den er nur wollte, ſo hübſch zu machen." Dann ſagte die Prinzeſſin, die ſich mit dem Schiffe fortgemacht hatte: „Wenn er mich auch ſo hübſch machen wollte, ſo möchte ich gleich ſeine Braut werden." „Es ſcheint, daß er ſich ſchon fortgemacht hat," antwortete der Koch; „er mag ſich nicht vor Jedermann zeigen wollen, denn er fürchtete ſich, in der fremden Stadt getödtet zu werden." Die Prinzeſſin ſagte: „er möge dem Burſchen einen Boten ſchicken: es ſoll der liebe Burſche ſich vor nichts fürchten, denn ich werde ihn wohl in Schutz nehmen; er muß in ein unbekanntes Haus kommen, wo ich ihn beköſtigen werde."

Der Burſche kam auch und wurde in einem einſamen Hauſe einquartiert, wohin die königliche Prinzeſſin Eſſen, Getränke und allerlei Leckerbiſſen trug. — Indem er noch mit Eſſen und Trinken

beſchäftigt war, ging ſie zu ihm, redete ihn an und ſagte: „Mache auch, daß ich ſo hübſch werde, wie Du den Koch ſchon gemacht haſt, dann will ich Deine Frau werden.“

Der Burſche grollte noch ein wenig auf ſie, weil ſie ihn auf der Inſel zurückgelaſſen hatte; er hörte mittlerweile nicht mit Eſſen auf und ſagte: „ein Bauernlümmel, wie ich, kann ja nicht für Euch taugen, liebe Prinzeſſin, dazu haben Sie ja Könige!“

„Wenn Du mir nicht ſo glauben willſt,“ ſagte die Prinzeſſin; denn ſie erkannte ihn nicht wieder als den, welchen ſie mitten auf dem Meere zurückgelaſſen hatte — „ſo werde ich Dir Generalskleider ſchenken, ſammt Gold und einer goldenen Schaale; denn dergleichen habe ich ja — und ich habe auch ein goldenes Schiff und goldene Wagen, welche ich Dir geben will, wenn Du mich ſchön machſt.“

Der Burſche dachte bei ſich: „Die Sachen ſind eigentlich ſo ſchon mein,“ er ſagte aber nichts. Die Prinzeſſin ſetzte ihre Rede fort und ſagte: „Ich laſſe Dich nicht aus meinen Händen fort, bis Du mich auch ſchön gemacht.“ Der Burſche bereitete ſich alſo, ſie ſchön zu machen. Der Schalk nahm aber Beeren aus ſeiner linken Taſche und ließ die Prinzeſſin ſchlechte Beeren eſſen, ging ſelbſt wieder in ſein Verſteck und verweilte da bei Eſſen und Trinken.

Als die Prinzeſſin die Beeren genoſſen hatte, wuchſen ihr förmlich ineinander verzweigte Geweihe auf dem Kopfe. Als aber der König Hörner auf dem Kopfe ſeiner Tochter ſah, verſuchte er, ſie abſägen zu laſſen, die Sägen griffen ſie aber nicht an. Dann befahl er zwei ſtarken Soldaten die Hörner ihr nachzutragen, auf daß die arme Prinzeſſin die ſchweren Hörner nicht ſelbſt zu ſchleppen brauchte. Hier geſchah es, wie man zu ſagen pflegt: wenn man ſchon eine Noth in den Händen hat, kommt eine neue aus dem Walde dazu. Zuletzt ließ der König über ſein ganzes Reich hin kund machen, daß, wenn es einen unverheiratheten Mann gebe, der ſeine Tochter kuriren und ihr die Hörner wegbringen werde, ſo wolle er ihn zum General machen und ihm ſeine Tochter zur Frau geben; wäre es aber ein verheiratheter Mann oder eine

Frau, dann wolle er ihnen eine ſolche Belohnung ertheilen, daß ſie für ihr ganzes Leben genug hätten."

Es verſammelten ſich aber alsbald ſo viele Aerzte, männliche wie weibliche, daß der ganze Saal voll wurde; da verſuchte man alle mögliche Mittel um die Prinzeſſin zu heilen, die Hörner wurden aber gar nicht locker.

Endlich kommt auch der Burſche aus ſeinem Verſteck hinter der ganzen Verſammlung hervor, wirft ſich dem König zu Füßen auf die Kniee und ſagt: „Durchlauchtigſter König, erlaubt auch mir, daß ich Euere Prinzeſſin behandele, ob ich vielleicht die Hörner fortſchaffen kann." Der König ſagte: „Du ſollteſt das bewerkſtelligen können, mein lieber Burſche? Das haben ja ſchon alle dieſe

Andern verſucht, ſie haben aber bis jetzt nur ſich ſelbſt mit Eſſen und Trinken gepflegt."

„Nun, was wäre das wohl weiter!" — Der Burſche ging fort, nach einer Weile kam er aber wieder und ſagte: „unter allen dieſen Andern giebt es Niemand, der die Hörner fortſchaffen kann; ich aber kann es, wenn Sie erlauben, daß ich es verſuche."

„Nun," ſagte der König, „wenn das der Fall iſt, mein lieber Burſche, ſo verſuche es nur. Wenn die Hörner anfangen locker zu werden, ſo werde ich Dich zu meinem erſten General machen." Der Burſche ſagte nun zu dem König: „Schicke alle die Uebrigen fort, und halte Deine Kriegsleute bereit, daß ſie laut ihre Freude bezeigen können; ich werde gewiß Deine Tochter heilen." Gleich wurden alle andern fortgeſchickt und den Soldaten wurde befohlen, Parade zu machen. Der Burſche blieb allein da, um die Prinzeſſin zu pflegen, und den Dienern wurde befohlen, ihm zu helfen. Dann ſagte er zu der Dienerin: „Gehe, Mädchen und hole Reiſig und ſtecke daſſelbe in den Ofen des Badeſtübchens, daß derſelbe recht heiß wird." Und zu den Bedienten ſagte er: „Gehe hin, lieber Burſche und hole aus dem Walde drei dünne Weidenruthen, die aber keine Aeſte haben dürfen, damit ich mit dieſen die Hörner locker machen kann." Dieſe Weidenruthen wurden biegſam gemacht und das Mädchen erweichte die Baſt- und Reisbeſen, und brachte in die Badeſtube warmes Waſſer, Schwämme und anderes Zubehör. Dann führte er die Prinzeſſin in das Bad, ſchickte das Mädchen aus der Badeſtube fort und verſchloß die Thüre. Die Soldaten waren indeß ſchon damit beſchäftiget, in Parade aufzuziehen. Nun hing er die Prinzeſſin mit den Hörnern an die Badelucke zwiſchen den Querbalken auf und fing an ſie mit den biegſamen Weidenruthen zu hauen, und ſagte dabei: „Willſt Du mich noch einmal ſterbend auf dem Meere zurücklaſſen? Willſt Du noch einmal mit meinen Gütern davon laufen? Hier bin ich, Dein Bräutigam, jetzt ſollſt Du mich nicht mehr aufziehen."

Die Prinzeſſin flehte ihn aber an und ſprach: „Haue mich nicht, lieber Mann, mein ganzes Leben hindurch werde ich Dir nicht wieder zuwider ſein." Darauf gab der Burſche der Prinzeſſin

eine Beere von den guten Beeren aus ſeiner rechten Taſche, und dann wurden die Hörner bald ſo locker, daß gar nicht einmal eine Narbe zu ſehen war, und ſie wurde ſo ſchön, daß im ganzen Reiche Niemand ſo ſchön war, wie die zwei waren. Von dannen begaben ſie ſich nach dem Schloß um zu eſſen und zu trinken und zu tanzen; der Burſche wurde aber der vornehmſte General und heirathete die Prinzeſſin. Und damit iſt das Märchen aus.

P. Chr. Asbjörnſen.

Die redenden Fichten.

Finniſches Märchen.

Es war einmal ein Jäger, der wanderte mit ſeinen zwei Hunden in den Wald und jagte den ganzen Tag. Mittlerweile hatte er ſich von ſeiner Heimath tief in den Wald hinein entfernt und wollte im Finſtern nicht mehr den Rückweg ſuchen; er beſchloß alſo die Nacht im Walde zuzubringen, und wenn es am nächſten Morgen tage, nach ſeiner Wohnung zurückzukehren. In dieſer Abſicht faßte er unter einer hohen Fichte Poſto, machte ein Feuer an um ſich zu erwärmen und legte ſich daſelbſt zur Ruhe. Er befand ſich da ſo recht wohl, und war ſoeben im Begriff einzuſchlafen, als er ſich unvermuthet angeredet hörte. Eine große Schlange befand ſich zufälliger Weiſe auf dem Baum, an deſſen Wurzeln das Feuer angemacht war; dieſe bemühte ſich jetzt herunter zu kommen, und flehte den Mann um Hülfe an, weil ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, des Feuers wegen ſich nicht auf den Boden herunterzulaſſen getraute. Dem Manne ſchien es curios, daß die Schlange wie ein Menſch ſprach; er antwortete aber auf ihre Anrede und ſagte:

„Ich kann Dich nicht vom Baume herunterlaſſen, Du könnteſt mich auffreſſen! —

„Auf keinen Fall freſſe ich Dich, liebes Brüderchen," bat die Schlange flehentlich; „wenn Du mich hier nur fortkommen läßt, ſo werde ich Dir alle Sprachen lehren, die der Vögel, der Bäume und aller Thiere." —

„Nun, auf welche Weiſe werde ich Dich denn befreien können?" fragte der Mann. — „Wenn Du einen großen Baum fällſt und ihn gegen dieſe Fichte ſtemmſt, ſo werde ich mich daran herunterſchlängeln," antwortete die Schlange.

Der Mann fand, daß das eine gute Belohnung sei, willigte ein, stemmte einen Baum gegen die Fichte und befreite so die Schlange. Als dieselbe herunter gekommen war, so lehrte sie ihm alle Sprachen der Welt, die jemals gesprochen worden waren, sowohl die der Vögel, als die der Bäume, wie die der Thiere und aller Kräuter; sie verbot ihm aber, etwas davon zu sagen, „nicht einmal seiner Frau dürfe er es mit einem Wort verrathen, denn sage er etwas, solle er gleich des Todes sein."

Sobald der Jäger die Sprachen gelernt hatte, und die Schlange fort war, ging er gleich zurück nach seinem Platz am Feuer um die Nacht da zu ruhen. Es dauerte aber nicht lange, als er wieder Jemand sprechen hörte. Die Hunde hatten sich, um Wache zu halten, zu den Füßen ihres Herrn gelegt, und der eine kehrte sich zu dem andern um und sagte: „Bleibe Du hier bei unserem Herrn und bewache ihn wohl, sonst kommen in der Nacht Wölfe und fressen ihn; ich muß mich nach Hause begeben, denn dahin kommen Diebe, wenn kein Hundegebell gehört wird."

„Nun geh' nur, Kamerad, gehe," sagte der Andere, „und bewache den Hof, ich werde bei unserem Herrn wohl Wache halten." — Der Mann, welcher alle Sprachen gelernt hatte, verstand ganz gut, was die Hunde sagten, und dachte bei sich: „sie haben ja wahrlich mehr Verstand als ich gedacht hätte," und ließ den einen Hund, wie er beabsichtigte um den Hof zu überwachen, nach Hause gehen; er selbst legte sich aber auf das andere Ohr, um ein Bischen einzuschlafen, denn er war gewaltig müde. Gleich darnach fingen seine Augen an zuzufallen, wie gewöhnlich, wenn man im Begriff ist einzuschlafen, und er hoffte schon ein Schläfchen zu machen, und das wäre wohl auch geschehen, denn es gab ja weiter kein Hinderniß da, aber die Ohren des Jägers waren in der Schule der Schlange so empfindlich geworden, daß sie von jedem Schall getroffen wurden. Er glaubte auf einmal ein seltsames Gemurmel vom Walde her zu hören, und konnte deutlich vernehmen, wie eine andere Fichte während des Gesauses des Windes zu der, an deren Wurzeln er lag, sagte: „Ach, süßes Vetterchen, komm zu mir, ich werde bald sterben; komm einmal hierher und erzeige mir den letzten Liebesdienst." —

„Ich kann nicht, das ſieheſt Du wohl, lieber Bruder, verzeihe mir alſo," antwortete die andere; „ich habe hier Jemand, der die Nacht hindurch an meinen Wurzeln ſchläft." — „Ach komm doch, komm," rief die Fichte vom Walde her das dritte Mal. Jene ging aber doch nicht auf den Ruf dahin. Als die Fichte zum dritten Mal gerufen hatte, brach ſie krachend zuſammen, ſo daß es im Walde donnernd wiederhallte, und nachher war nichts mehr zu hören; die andere Fichte aber, an deren Wurzeln der Jäger ſein Nachtfeuer angezündet hatte, flüſterte bei dem Falle ihres Genoſſen: „So biſt Du denn den Weg aller Welt gewandert, alter Bruder; auf einem guten Grunde ſtandeſt Du, ſo lange Du lebteſt, und gut ruheſt Du nach Deinem Falle." Das hörte der Jäger noch ganz deutlich, da aber nachher Alles im Walde ruhig und ſtill wurde, bekam der Schlaf Macht über ihn, und er ſchlummerte an dem Feuer ein.

Ein Jägersmann läßt ſich aber nicht lange Zeit zum Schlafen; als der Tag dämmerte, erhob er ſich ſchon von ſeinem Lager und erinnerte ſich an das, was er in der Nacht gehört und wie die Fichten miteinander geſprochen hatten. „Träumte ich, oder wie iſt es geweſen?" dachte er bei ſich; „ich werde hingehen um zu ſehen, was die Fichte Gutes bei ſich haben mag." Indem er ſo dachte, machte er ſich auf, dahin zu gehen, von woher er das Gekrach in der Nacht gehört hatte, und er ging lange im Walde hin und her, bis er die zuſammengebrochene Fichte fand. Hier beſtätigte ſich auch vollkommen die nächtliche Unterredung; denn in den Wurzeln der Fichte fand ſich ein großer Schatz, und unter ihrem Gipfel ein glänzender ſchwarzer Fuchs (Silberfuchs). Er nahm Beides und brachte es mit nach Hauſe und wurde nun ſo ein reicher Mann. — „Jetzt, da man ſein gehöriges Auskommen hat, würde eine Hausfrau auch nicht ohne ſein," dachte er nachher in ſeinem Herzen, und nahm ſich ein Mädchen, ſo hübſch und ſauber, daß ihres Gleichen ſich nicht weiter fand. Mit ihr lebte er wohl in ſeiner Heimath und es fehlte ihnen an nichts; ſie hatten Alles in Hülle und Fülle. Indeß fing die Zeit doch zuweilen an, dem Manne ein Bischen lang zu werden, weil er ſo nach reicher Leute Sitte unthätig lebte und nichts zu thun hatte.

So geſchah es, daß er ſich eines Morgens als das Wetter einmal hübſch und herrlich war, in ſüßem Nichtsthun an das Fenſter ſetzte und ſein Beſitzthum überſchaute. Vor ſeinem Blick lagen ſeine weiten Felder ausgebreitet und am nächſten unter dem Fenſter ein Leinfeld, auf dem die Vögel in großer Zahl herumflogen. Zwiſchen den übrigen flog auch ein Spatz mit ſeinen Jungenſchwarm herum, um von dem Leinſamen zu eſſen; die Jungen, welche noch ungeſchickt waren, ließen ſich auf das Feld herunter. Die Mutter belehrte ſie dann und ſagte zu ihnen: „Freßt den Samen nicht vom Boden, Kinderchen, freßt ihn von den Stengeln; denn was auf dem Felde iſt, gehört uns ſchon; die Stengel aber werden weggenommen.“

Da der Mann dieß vernahm, brach er in ein Gelächter aus; die Hausfrau hörte das, wie ſie gerade vor dem Ofen ſtand und Roggenkuchen mit Butter und Rahm beſtrich, und ſagte zu ihrem Mann: „Warum lachſt Du, alter Spaßvogel, ſehe ich denn ſo drollig aus?“

„Ich lache nur über das, worüber ich lache,“ antwortete der Mann. „Ich kann es Dir aber nicht ſagen, und es geht Dich auch gar nichts an.“ „Nun, nun!“ Die Natur der Frauen kennt man; wird man ſie wohl ſo leicht los, oder gehorchen ſie wohl jemals auf einmal? Die Hausfrau fing gleich an ihren Mann noch mehr zu quälen und zuletzt fiel ſie ihm um den Hals, liebkoſte ihn und bat ſo zärtlich: „Sage mir doch, worüber Du lachteſt?“

Der Mann konnte ihr es nicht länger abſchlagen, und ſagte zuletzt: „Bringe mir erſt friſche Wäſche, ſo werde ich es ſagen.“

Die Frau brachte nun gleich friſche Wäſche für ihren Mann, welcher dieſelbe wechſelte und nachdem er dieſelbe angezogen hatte, ſich auf die Bank, gerade wie man eine Leiche auf der Bahre auszuſtrecken pflegt, hinlegte. Sie hatten aber über 50 Hennen und einen Hahn in ihrem Hauſe, der Mann ſagte alſo von der Bank aus zu ſeiner Frau: „Laß die Hühner herein, daß ich ſie, bevor ich fortgehe, noch einmal in meinem Leben ſehen kann.“ — Denn wißt, er beabſichtigte zu ſagen, worüber er gelacht hatte, und wußte, daß er deswegen ſterben müſſe. Die Hausfrau

glaubte aber, daß er dieß nur zum Zeitvertreib erfand, da er gewöhnlich heiter und ſpaßhaft war. Sie that wie er verlangt hatte, und ließ die Hühner aus den Käfigen heraus. Aber ſchaut 'mal den Hahn an; wie er mit ſeiner Weiberſchaar auf die Dielen kömmt, bläſt er ſeine Federn auf, erhebt ſich mitten aus dem Kreiſe ſeiner Hühner und läßt ein ſtolzes Kikrikri erſchallen und ſchreit: „Seht her, ich habe 50 Frauen und ich zügle ſie alle; und unſer Hausherr hat nur eine, aber nicht einmal dieſe kann er in Ordnung halten; darum bereitet ſich jetzt die Memme zum Tode!“

Der Mann, welcher alle Sprachen verſtand, verſtand auch das Krähen des Hahnes recht wohl, und ſah gleich ein, daß er im Begriff ſei eine Thorheit zu begehen. — „Nein, es iſt immer noch zeitig genug zu ſterben,“ dachte er bei ſich, ſprang plötzlich von der Bank auf die Füße und brüllte ſeiner Hausfrau zu: „Wie, ſteheſt Du noch hier und faulenzeſt, Frau! Du haſt jetzt Deine Roggenkuchen geſchmort, gehe Deinen andern Geſchäften nach, ſonſt werde ich Dir die Kolbe laufen!“ und gleich that er, als wolle er ihr in die Haare fahren, ſie aber wiſchte wie der Wind in den Hof hinaus und in den Kuhſtall hinein. Nachher aber redete der Mann nie wieder ein Wort mit ihr über die Sache, und die Frau quälte nachmals ihren Mann nie wieder mit unnützen Fragen, gehorchte ihm aber ſtets aufs Wort, und ſo lebten ſie denn ihr ganzes Leben mit einander im Frieden und waren nie uneins, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch heute ſo. Und damit iſt die Geſchichte aus.

P. Chr. Asbjörnſen.

Das goldene Schloß, welches in der Luft hing.

Norwegiſches Märchen.

Es war einmal ein armer Mann, der drei Söhne hatte. Als er geſtorben war, gedachten die zwei älteſten hinaus in die weite Welt zu ziehen, um ihr Glück zu verſuchen, den jüngſten wollten ſie aber nicht mitnehmen. „Du dummer Junge," ſagten ſie, „Du taugſt ja zu gar nichts, Du kannſt ja weiter nichts thun, als Dich an den Feuerherd ſetzen, die Lichtſpäne halten und in die Aſche und Kohlen blaſen, Du Eſel Du." — „Nun ja, da kann ich allein mit mir ſelbſt gehen," ſagte der Aſchenputtel, „und ſo werde ich auch nicht mit meinen Genoſſen uneins werden." Die zwei machten ſich alſo auf den Weg, und als ſie einige Tage gewandert waren, kamen ſie in einen großen Wald und wollten von den mitgebrachten Speiſen eſſen, denn ſie waren hungrig und müde. Wie ſie ſo daſaßen, kam ein altes Weibsbild aus einem Erdhügelchen herauf und bat um ein Bischen Eſſen; ſie war ſo alt und gebrechlich, daß ſie immer mit dem Kopfe wackelte, und den Mund auf- und zumachte. Sie kroch mühſam mit Hülfe eines Stockes fort, „denn ſie hätte nicht ein Brodkrümchen in 100 Jahren gekoſtet," ſagte ſie. Die Burſchen aßen aber fort und ſagten lachend, „daß, wenn ſie ſich ſo lange von Nichts genährt und erhalten hätte, ſo könne ſie gewiß bis zu ihrem ſeligen Ende leben, ohne ihr Bischen Mundvorrath mit verzehren zu müſſen, ſie hätten ſelbſt wenig in ihren Taſchen, und es wäre hier nichts für ſie zu erhaſchen." Als ſie ſich ſattgegeſſen und ausgeruhet hatten, machten ſie ſich wieder aus dem Staube, und kamen nach langer Zeit an ein Königsſchloß, wo ſie beide einen Dienſt bekamen.

Eine Weile nachdem jene von Hauſe weggegangen waren, ſammelte der Aſchenputtel die von den Brüdern verſchmähten

Brocken und Bissen von ihrem Essen zusammen, legte sie in einen kleinen Schnappsack, nahm die alte Flinte ohne Schloß — denn er dachte, die könne auf der Reise ihm vielleicht Nutzen bringen — und so machte er sich auf den Weg.

Als er etliche Tage gewandert war, kam auch er an den großen Wald, den seine Brüder durchwandert hatten, und da er müde und hungrig war, setzte er sich unter einen Baum, um zu essen und auszuruhen. Er schaute sich aber bald nach dieser bald nach jener Seite um, und indem er seinen Schnappsack aufmachte, sah er an einem von den Bäumen ein Bildniß hängen. Es war aber darauf ein junges Fräulein oder Prinzessin abgemalt, und die dünkte ihm so schön, daß er seine Augen von dem Bilde gar nicht wieder wegwenden konnte. Er vergaß Essen und Schnappsack und Alles, nahm das Bildniß herunter, legte sich hin und staunte es an. Ehe er es sich versah, kam aber das alte Mütterchen durch ihr Erdhügelchen herauf; sie wackelte mit dem Kopfe, bewegte immer

den Mund wie wenn ſie kaute, kroch mit Hülfe eines Stockes heran und ſagte wie vorher, daß ſie in hundert Jahren kein Bischen Brod gekoſtet hätte. „Da iſt es hohe Zeit, daß Du jetzt ein klein Bischen zu eſſen bekommſt, Großmutter," ſagte der Aſchenputtel und gab ihr die Brocken, welche er mitgebracht hatte. Die Alte ſagte nun, „daß Niemand ſie in hundert Jahren Mutter geheißen, und ſie wollte es ihm mit einem Mutterſtückchen vergelten." Sie ſchenkte ihm alſo einen grauwollenen Zwirnknaul, welchen er nur vor ſich her zu rollen brauche, ſo komme er überall hin, wo er ſich hin wünſchen werde.

Das däuchte dem Aſchenputtel alles ſehr gut, das Bild konnte er aber um keinen Preis zurücklaſſen, er nahm es alſo unter den Arm, kollerte den Zwirnknaul vor ſich hin, und dann dauerte es nicht lange, bis er auch vor dem Schloß ſtand, wo ſeine Brüder dienten.

Er bot hier auch ſeine Dienſte an, die Leute gaben ihm aber zur Antwort, daß ſie ihn nicht brauchten, ſie hätten ſo eben zwei Knechte angenommen. Als er aber gleichwohl nicht aufhörte ſchön zu bitten, ſo ward es ihm zuletzt erlaubt, bei dem Stallmeiſter zu bleiben, um die Pferde zu warten.

Das war dem Aſchenputtel ſehr lieb, denn die Pferde hatte er gern und er war eben ſo geſcheit als fleißig, lernte bald die Pferde warten und pflegen und es dauerte nicht lange, bis Alle die im Schloſſe waren, große Stücke auf ihn hielten. Ein jedes Stündchen, das ihm übrig blieb, brachte er vor dem Bilde zu, daß er an einem Nagel auf dem Heuboden aufgehängt hatte. Seine Brüder aber waren faul und träge: darum wurden ſie oft gerüffelt und bekamen auch oft etwas auf den Buckel, und als ſie ſahen, daß es dem Aſchenputtel viel beſſer ging, wurden ſie eiferſüchtig und ſagten dem Stallmeiſter, er ſei ein Götzendiener, der nicht Gott, ſondern ein Bild verehre. Obwohl der Stallmeiſter den Burſchen gern hatte, dauerte es doch nicht lange, bis er es dem König meldete. Der König aber fuhr ihn an und wies ihn kurz ab; denn er war immer traurig und ſchlechter Laune, weil

ſeine Töchter von einem Troll entführt worden waren. Indeß es wurde ihm ſo oft und ſo lange in das Ohr geflüſtert, daß er zuletzt doch wiſſen wollte, was der Burſche eigentlich trieb. Als er auf den Boden kam, erkannte er ſofort das Bildniß ſeiner jüngſten Tochter, und als die Brüder das hörten, hatten ſie gleich wieder etwas fertig und ſagten dem Stallmeiſter: „Unſer Bruder hat geſagt, daß wenn er nur wolle, er leicht im Stande ſein werde, dem König ſeine Tochter wieder zu ſchaffen.“

Es dauerte, wie man wohl denken kann, gar nicht lange, bis der Stallmeiſter mit dieſer Geſchichte zum König lief, und als der König das gehört hatte, ließ er den Aſchenputtel ſogleich rufen und ſagte:

„Deine Brüder erzählen, daß Du mir meine Tochter wieder-

ſchaffen kannſt: jetzt ſollſt Du Dich gleich auf die Socken machen und ſie herbringen."

Der Aſchenputtel antwortete, er habe niemals gewußt, daß ſie des Königs Tochter ſei, bis der König es ihm ſelbſt erzählt habe, und wenn er ſie retten und zurückbringen könne, ſo wolle er wohl ſein Möglichſtes thun, zwei Tage müſſe er aber haben um ſich zu rüſten und um Alles zu überlegen. Das wurde genehmigt. Der Burſche holte den grauwollenen Zwirnknaul hervor, rollte ihn vor ſich hin und ging ihm nach, bis er zu dem Altmütterchen, das ihm denſelben geſchenkt hatte, kam. Jetzt fragte er, was er thun ſolle, und ſie ſagte, er möge ſeine alte Flinte, 300 Käſten voll eiſerne Nägel, 300 Scheffel Gerſte, 300 Scheffel Gries und 300 geſchlachtete Schweine mitnehmen.

Wie ſie geſagt, ſo that der Burſche; er ging wieder ins Schloß, nahm ſeine alte Flinte und bat den König um Nägel, Fleiſch und Speck, und um Pferde, Fuhrleute und Wagen, daß er Alles mit fortbringen könnte. Das dünkten dem König wohl große Forderungen zu ſein, wenn er aber ſeine Tochter wieder herbeiſchaffen könne, ſolle er Alles haben, was er nur verlangen wolle, und ſei es auch das halbe Königreich.

Als der Burſche ſich gerüſtet hatte, rollte er den Zwirnknaul wieder vor ſich her, und er war noch nicht viele Tage gewandert, als er an eine hohe Bergwand kam; dort ſaß ein Rabe auf einer Kiefer. Der Aſchenputtel pirſchte ihn an, und als er ſchußgerecht war, fing er zu zielen an. „Nein, nein, ſchieße nicht, ſchieß' mich nicht, ſo werde ich Dir helfen," ſchrie der Rabe. „Ich habe auch noch nicht gehört, daß Rabenbraten etwas Köſtliches iſt," ſagte der Burſche, „und wenn Dir das Leben lieb iſt, ſo kannſt Du meinetwegen daſſelbe genießen." Damit warf er ſeine Flinte hin; der Rabe kam heruntergeflogen und erzählte ihm Folgendes: „Hier oben auf dieſem hohen Gebirge läuft ein Trollenkind, das ſich ſo verirrt hat, daß es nicht wieder herunter kann, herum; ich werde Dich hinauftragen, ſo kannſt Du das Kind nach Hauſe bringen und eine Belohnung bekommen, die Du gut brauchen kannſt. Wenn Du dahin kommſt, wird der Troll Dir das Glänzendſte,

was in seinem Besitz ist, anbieten, Du mußt aber nichts Anderes nehmen, als den kleinen Esel, welcher hinter der Stallthür steht." — So nahm denn der Rabe den Burschen auf seinen Rücken, und trug ihn hinauf und setzte ihn oben auf dem Berge ab. Als er ein Endchen auf der Gebirgsfläche hingewandert war, hörte er das Trollenkind jammern und heulen, weil es nicht wieder herunter konnte. Der Aschenputtel sprach ihm so freundlich zu, daß sie bald befreundet und ganz gut mit einander wurden. Er versprach, es herunter zu bringen und wollte es geraden Wegs nach dem Hofe des Trollen, damit es sich nicht wieder bei dem Zuhausegehen verlaufen solle, begleiten. Dann gingen sie zu dem Raben, der alle Beide auf seinen Rücken nahm und bis zu den Gebirgstrollen trug.

Als der Troll sein Kind wieder sahe, freute er sich so, daß er sich selbst vergaß, und sagte zu dem Burschen, er möge nur hineingehen und nehmen, was er haben wolle, weil er sein Söhnchen gerettet habe. Er bot ihm Gold und Silber und allerlei köstliche und seltsame Dinge an; der Bursche sagte aber, er möchte am liebsten ein Pferd haben. „Ja wohl, ein Pferd könne er bekommen," sagte der Troll und so gingen sie nach dem Stall. Ei, da standen Prachtpferde, die wie Sonne und Mond glänzten, es kam aber dem Burschen so vor, als ob sie für ihn alle zu groß wären. Er guckte also hinter die Stallthüre und als er da den kleinen grauen Esel sah, sagte er: „Den will ich haben, der ist mir recht, falle ich herunter, so ist es nicht weit bis zur Erde." Der Troll mochte freilich nicht gern seinen Esel verschenken: da er ihm aber einmal Alles was er wünsche zugesagt hatte, mußte er doch zuletzt sein Versprechen halten. Aschenputtel bekam also den Esel mit Sattel und Zaum und allem Zubehör, und machte sich gleich mit ihm aus dem Staube. So reisten sie zusammen durch Wälder über Berge und weite Gebirgshalden. Als sie nun eine große Strecke durchzogen hatten, da fragte der Esel den Burschen, ob er etwas sehe. „Nein, ich sehe nichts anderes, als einen hohen blauen Berg, wenn es nicht eine Wolke ist," versetzte der Junge. „Nun ja! Durch jenen Berg müssen wir reiten," sagte der Esel.

„Das möchte ich kaum glauben," meinte der Aſchenputtel. Als ſie an den Berg angelangt waren, kam ein Einhorn ſo wüthend auf ſie los, als wenn es ſie lebendig verſchlingen wolle. „Jetzt, glaube ich, wird mir bange," ſagte Aſchenputtel. „Nicht doch," ſagte der Eſel, „lade nur ein paar Stiegen ausgeſchlachtete Rinder ab, und dann bitte ſchön, daß es ein Loch bohrt und einen Weg durch den Berg bricht," ſetzte er hinzu. So that der Burſche und als das Einhorn ſich voll gefreſſen hatte, verſprachen ſie demſelben noch obendrein ein paar geſchlachtete Schweine, wenn es voran gehen, und ein Loch durch den Berg machen wolle, damit ſie durch könnten. Als das Einhorn von dem Schweinefleiſch hörte, bohrte und brach es ſo ſchnell einen Weg durch den Berg, daß

ſie Mühe hatten ihm zu folgen, und als es fertig war, bekam es auch das Verſprochene.

Als ſie hier ſo gut durchgekommen waren, reiſten ſie wieder weiter durch vieler Herren Länder, und ſo kamen ſie endlich in einen Wald und über eine hohe Gebirgsebene. „Siehſt Du jetzt Etwas?" fragte der Eſel: „Nein, ich ſehe nichts anders als den Himmel

und die wilde, weite Gebirgseinöde," antwortete Aſchenputtel. So reiſten ſie immer weiter, und als ſie etwas höher hinauf kamen, da wurde das Gebirge flacher, ſo daß ſie ſich weiter umſehen konnten.

„Siehſt Du jetzt Etwas?" fragte der Eſel. „Ja, in weiter Ferne ſehe ich Etwas, das wie ein kleiner Stern ſchimmert und glänzt," antwortete der Burſche. „So klein iſt es doch auch nicht," ſagte der Eſel. Als ſie wieder weiter gezogen waren, fragte der Eſel auf's Neue: „Was ſiehſt Du jetzt?" „Ja nun ſehe ich in

weiter Ferne Etwas, das wie ein Mond ſcheint." „Es iſt kein Mond, aber das kupferne Schloß, wohin wir wollen. Da liegen drei Drachen vor dem Thor als Thierhüter, ſie haben aber ſchon dreihundert Jahre geſchlafen, ſo daß ihnen Moos über die Augen gewachſen iſt." „Unter den Umſtänden denke ich, werde ich mich etwas fürchten," ſagte der Aſchenputtel. „Mit Nichten," antwortete der Eſel, „Du brauchſt nur den jüngſten zu wecken und ihm ein paar ausgeſchlachtete Rinder und Schweine ins Maul zu werfen, ſo bringt er die übrigen zwei zur Raiſon, ſo daß Du in das Schloß kommen kannſt."

Sie reiſten nun aber immer noch eine ſchöne Weile, bis ſie nach dem Schloſſe kamen. Als ſie aber endlich dorthin gelangten'

erſchien es ihnen groß und prachtvoll, und Alles, was ſie ſahen, war aus getriebenem Kupfer, vor dem Thorwege aber lagen die Drachen und verſperrten die Thüre, ſo daß Niemand hineinkommen konnte. Man konnte aber ſehen, daß ſie einer geſegneten Ruhe bei ihrer Wache genoſſen hatten; denn ſie waren ſo mit Moos überwachſen, daß man nicht erkennen konnte, woraus ſie eigentlich gemacht waren, und an ihren Seiten fing der Jungwuchs zwiſchen den Mooshügelchen recht luſtig zum Wald empor zu wachſen an. Der Burſche weckte den kleinſten, der ſich die Augen zu reiben und die Moosfetzen abzukratzen anfing, ſo daß ſie um ihn herumflogen. Als er Menſchen ſah, ging er gleich auf den Aſchenputtel mit weit aufgeſperrtem Rachen los; der hatte ſich aber gut vorbereitet und warf ſeine Rinder- und ſeine Schweinebraten ihm ins Maul hinein, bis er ſich ſattgefreſſen hatte und ſo manierlich wurde, daß der Burſche mit ihm in aller Ruhe ſprechen konnte. Er bat ihn alſo, daß er ſeine Genoſſen wecken und ſie erſuchen möge, daß ſie ſich von dem Thorweg wegbegeben wollten, damit er in das Schloß hineinkäme. Der Drache meinte zu Anfang, „das wage er gar nicht; denn ſie wären ſeit 200 Jahren nicht aufgewacht und hätten auch ſeit der Zeit keinen ganzen Biſſen gekoſtet, er fürchte, daß ſie wild und wie toll herumfahren und Lebendiges wie Todtes verſchlingen möchten.“ Der Burſche meinte aber, „man könne ja einhundert Stück geſchlachtete Ochſen und Schweine da abladen, und indeſſen ein Bischen auf die Seite gehen, da könnten ſie ſich doch ſattfreſſen und ſich von ihrer Schlafſucht und Hungerleiden erholen, bis ſie wieder zurückkämen.“ Der Meinung war der Drache auch, und ſo wurde es gemacht. Als die zwei alten Schlafmützen ordentlich wach wurden und das Moos aus ihren Augen gekratzt hatten, fuhren ſie wie unſinnig umher und ſchnappten nach rechts und links, und der junge Drache hatte viel Mühe, um ſich vor ihren Zähnen und Kinnladen zu hüten, bis ſie die Witterung des Fleiſches bekommen hatten. Dann verſchlangen ſie auf einmal ganze Ochſenviertel und hielten mit dem Freſſen nicht eher inne, als bis ſie ſatt waren. Nachher wurden ſie ſo zahm und gefällig, daß ſie den Burſchen zwiſchen

ſich durch in das Schloß hineinließen. Da war es aber ſo prachtvoll, daß er niemals geglaubt hätte, daß es auf der Welt ſo herrlich ſein könne, aber menſchenleer war es auch: denn er ging aus einer Stube in die andere, und machte alle Thüren auf, ſahe aber doch Niemand. Zuletzt aber guckte er in ein Kämmerchen, das er früher nicht beachtet hatte, hinein; da drinnen ſaß eine Prinzeſſin, die ſpann, und ſie freute ſich ſehr, als ſie ihn ſah. —

„Ach, iſt es möglich, daß ein Chriſtenmenſch hierher kommt?“ rief ſie, fügte aber gleich hinzu: „am beſten iſt es, daß Du Dich wieder aus dem Staube machſt, wenn der Troll Dich nicht tödten ſoll, denn es wohnt hier ein Troll mit drei Köpfen.“ Der Burſche meinte aber, er werde da bleiben und hätte er ſieben. Als die Prinzeſſin das hörte, wollte ſie, daß er verſuchen möchte, ob er das große roſtige Schwert, das hinter der Thüre hing, ſchwingen könne. „Nein, das könne er nicht, er vermöge es kaum von dem Nagel abzuheben.“ „Ja, wenn Du das nicht kannſt,“ ſagte die Prinzeſſin, „ſo mußt Du einen Schluck aus der Flaſche, die dem Schwert zur Seite hängt, nehmen, denn das macht der Troll, wenn er hinausfahren will, um es zu brauchen.“ Der Aſchenputtel nahm ein paar Schlucke, und ſo konnte er es ſchwingen, wie wenn das Schwert von Holz wäre. Ehe ſie es ſich verſahen, kam der Troll ſauſend und brauſend dahergetobt. „Hu,

hu, es riecht ſo nach Menſchenfleiſch hier!" rief er. „Ja, ja, meinetwegen," ſagte Aſchenputtel, „Du brauchſt aber nicht deswegen ſo mit der Naſe zu blaſen, denn es ſoll Dir nicht lange weh thun," fügte er zu und ſchlug ihm alle drei Köpfe mit einem Hiebe ab.

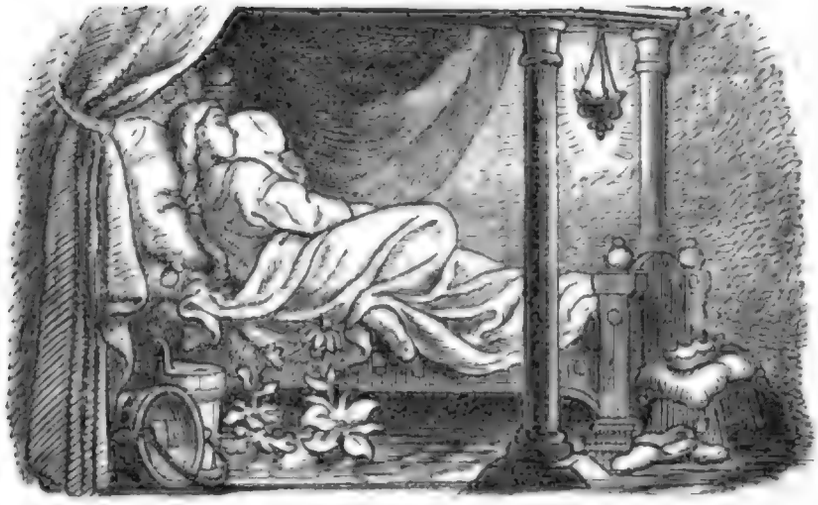
Die Prinzeſſin wurde über ihre Befreiung ſo fröhlich und guter Dinge, daß ſie zu ſingen und zu tanzen anfing; nach einer kleinen Weile wurde ſie aber trübſelig, weil ſie ſich nach ihrer Schweſter ſehnte, die von einem Troll mit ſechs Köpfen geraubt worden war, und auf einem ſilbernen Schloß wohnte, dreihundert Meilen hinter dem Ende der Welt. Der Burſche meinte, „das ſei nicht der Mühe werth, ſich darüber Sorge zu machen, er könne ja die Prinzeſſin mitſammt dem Schloſſe herbei holen," und ſo nahm er Schwert und Flaſche, beſtieg ſeinen Eſel und bat die Drachen, daß ſie ihn begleiten und einen Wagen voll Fleiſch, Speck und eiſerne Nägel tragen ſollten.

Als ſie längere Zeit unterwegs geweſen und ſchon weit übers Land und Strand gereiſt waren, da fragte der Eſel wieder eines Tages: „Erblickſt Du Etwas?" „Ich ſehe nichts Anderes als Land und Waſſer, Himmel und Erde," antwortete der Burſche.

So reiſten ſie wieder weiter. „Siehſt Du jetzt Etwas?" fragte der Eſel. „Ja!" Als er ſich wohl umgeſchaut hatte, ſagte Aſchen-

puttel, auf einmal, er ſehe Etwas in weiter Ferne, es ſchimmere wie ein kleiner Stern. „Es werde wohl noch größer werden," meinte der Eſel. Als ſie weiter gereiſt waren, fragte der Eſel wieder, ob er Etwas ſehe. „Nun ſehe ich es wie einen Mond glänzen," ſagte Aſchenputtel. „Ja, ja," ſagte der Eſel. Als ſie noch einige Tage gereiſt waren, fragte der Eſel wieder: „Erblickſt Du jetzt Etwas?" „Nun dünkt es mir, daß es beinahe wie die Sonne glänzt," ſagte der Burſche. „Ei ja, das iſt das ſilberne Schloß, wohin wir wollen," verſetzte der Eſel; „aber da draußen liegt ein Lindwurm auf der Wache und verſperrt den Weg." „Da werde ich wohl Furcht bekommen," ſagte Aſchenputtel. „Nicht doch," antwortete der Eſel, „wir werden ihn ſchichtweiſe mit Reiſig und Hufeiſennägeln zudecken und Feuer um ihn anlegen, ſo werden wir ihn wohl gar machen." Als ſie nach langer Zeit endlich dahin kamen, wo das Schloß in der Luft hing und wo der Lindwurm vor demſelben lag und den Weg verſperrte, da gab Aſchenputtel den Drachen eine reichliche Portion Ochſen- und Schweinefleiſch, damit ſie ihm helfen möchten, und ſie deckten dann den Lindwurm mit Schichten von Reiſig und eiſernen Nägeln zu, bis die dreihundert Fäſſer leer waren, dann machten ſie Feuer an, und verbrannten den Lindwurm lebendig zu Aſche. Als das gethan war, da flog der eine Drache nach dem Schloſſe hinauf und hob es ein Bischen, die andern zwei ſchwangen ſich aber noch höher empor und machten die Kettenhaken, an welchem es in der Luft hing, los, und ließen es auf das Feld herunter. Nun ging Aſchenputtel in das Schloß hinein, da war es aber noch viel prächtiger als in dem kupfernen Schloſſe. Menſchen ſahe er aber nicht, bevor er in das letzte Zimmer trat. Da lag die Prinzeſſin auf einem Paradebett und ſchlief ſo feſt, wie wenn ſie todt wäre. Todt war ſie aber nicht, obwohl er ſie nicht erwecken konnte. Denn ſie war ſo weiß wie Milch und Blut. Als Aſchenputtel da ſtand und die Prinzeſſin anſchaute, kam auf einmal der Troll daher geflogen.

Als er den vorderſten Kopf zur Thür hereinſteckte, ſchrie er: „Hu, es riecht nach Menſchenfleiſch." „Vielleicht," ſagte der



Burſche; „aber darum brauchſt Du nicht ſo ſtark durch Deine Naſe zu blaſen, denn lange ſoll es Dir nicht wehe thun," und hieb ihm die Köpfe ab, wie wenn ſie auf Krautſtielen ſäßen. Dann luden die Drachen ſich das ſilberne Schloß auf den Rücken und flogen damit nach Hauſe; ſie machten auch auf dem Wege gar nicht lang, das kannſt Du wohl glauben, und ſetzten es neben das kupferne, ſo daß es weit und breit glänzte und ſchimmerte.

Als die Prinzeſſin des Kupferſchloſſes den nächſten Morgen früh zum Fenſter hinausſchaute, da freute ſie ſich ſo, daß ſie gleich nach dem Silberſchloſſe lief. Als ſie aber ſah, wie ihre Schweſter in einen Todtenſchlaf verſenkt war, ſagte ſie zu Aſchenputtel, „daß ſie ſie nicht wieder zum Leben bringen könnten, bevor ſie nicht das Waſſer des Lebens und des Todes bekämen, das ſprudele aber nur in zwei Brunnen zu beiden Seiten eines goldenen Schloſſes, welches neunhundert Meilen hinter der Welt Ende in der Luft hänge, und dort wohne auch ihre dritte Schweſter, die von einem Troll mit neun Köpfen entführt worden ſei." „Ja, da gebe es freilich keinen andern Rath," meinte Aſchenputtel, „als auch das herzu zu holen," und es dauerte auch gar nicht lange, da war er ſchon auf dem Wege. So reiſte er wieder in die weite Welt, durch vieler Herren Länder, durch Moor und Wald, über Haiden und Waſſerfluthen, über Land und Strand, über Thäler und Berge, zuletzt kam er ans Ende der Welt und auch da noch reiſte er immer weiter. „Siehſt Du Etwas?" ſagte der

Esel wieder eines Tages. „Ich sehe nichts anders, als Himmel und Erde," versetzte der Bursche. — „Siehst Du jetzt Etwas?" sagte der Esel nach etlichen Tagen. „Ja, jetzt kommt es mir vor, wie wenn ich einen Schimmer von oben in weitester Ferne, wie einen kleinen Stern erblickte," antwortete der Bursche. „Ei, es ist doch nicht so klein," sagte der Esel. Als sie wieder eine Weile gereist waren, fragte der Esel: „Siehst Du jetzt Etwas?" „Ja, jetzt dünkt es mich, daß es wie ein Mond scheint," sagte der Bursche. So reisten sie wieder einige Tage, dann glänzte es wie die Sonne und siehe, jetzt waren sie an dem goldenen Schlosse angelangt, das in der Luft hing und von allen wilden Thieren und Scheusalen der Welt bewacht wurde. Da meinte der Aschenputtel recht im Ernst, daß er eine schauderhafte Furcht empfinde. Der Esel sagte aber, „Nicht doch," und erklärte ihm „es habe keine Gefahr, wenn er sich nicht zu lange aufhalte, sondern abfahre, sobald er seine Krüge mit Wasser gefüllt habe; denn, um durchzukommen habe er nicht mehr als eine Stunde des Tages, nämlich zwischen Zwölf und Eins; wenn er aber nicht im Stande sei mit dieser Zeit fertig zu werden und sich fortzumachen, so würden die Thiere ihn in tausend Fetzen zerreißen." „Ja, das werde er wohl thun," sagte der Aschenputtel, „er werde sich nicht zu lange aufhalten." Um

zwölf Uhr waren sie da. Alle wilden Thiere und Scheusale der Welt lagen wie ein Zaun um das Schloß herum und versperrten den Eingang, sie schliefen aber alle wie die Stöcke und kein einziges regte und bewegte sich. Der Bursche schlich sich zwischen ihnen durch und nahm sich wohl in Acht, daß er keins von ihnen auf die Hühneraugen oder Frostballen trat, dann füllte er seine Krüge mit dem Wasser des Lebens und des Todes und besah sich mittlerweile das aus purem Gold gegossene Schloß. Es dünkte ihm das Herrlichste, was er bis jetzt gesehen hatte, und er meinte, von innen möge es wohl noch prachtvoller sein. „Ei nun," dachte er, „ich habe ja Zeit genug, ein halbes Stündchen kann ich mich schon umschauen," und so machte er sich auf und ging hinein.

Da war es aber gar zu prachtvoll, und er ging aus einer glänzenden Stube in die andere; sie schimmerten von Gold, Perlen und Diamanten und den köstlichsten Dingen, welche man sich nur vorzustellen vermochte. Menschen waren jedoch nicht zu sehen. Als er aber in das letzte Zimmer hineintrat, lag eine schlafende Prinzessin auf einem Paradebett wie todt hingestreckt, sie war aber so weiß und roth, wie ein Blutstropfen auf gefallenem Schnee, so prachtvoll gekleidet, wie eine Königin, und so wunderschön, daß er etwas so Schönes noch niemals gesehen hatte, ausgenommen auf dem Bildnisse; denn sie war es, die auf dem Bilde abconterfeiet war. Da vergaß der Bursche das Wasser, welches er holen sollte, die Thiere, das ganze Schloß und Alles, und staunte nur die Prinzessin an; sie lag aber wie in Todesschlaf versunken, und er bemühte sich vergebens sie zu erwecken.

Als es gegen Abend wurde, da kam der Troll sausend und brausend dahergestoben und geflogen, machte die Pforte auf und schlug die Thür mit einem Lärmen zu, gerade wie wenn es donnere, so daß es im ganzen Schlosse krachte und knackte. „Hu, hier riecht es nach Menschenfleisch," sagte er und steckte seinen vordersten Kopf zur Thüre hinein, und schnob mit der Nase. „Vielleicht," sagte der Aschenputtel; „Du brauchst aber nicht deswegen so mit der Nase zu schnauben, denn es soll Dir nicht lange wehe thun," und dann köpfte er ihn, als wenn er Krautköpfe getragen hätte. Als er das Stückchen Arbeit vollendet hatte, da wurde er so schläfrig, daß er nicht vermochte die Augen offen zu erhalten. Er sank auf das Bett an die Seite der Prinzessin hin, und sie schlief Tag und Nacht, wie wenn sie niemals erwachen könnte.

Um Mitternacht ward sie aber einen Augenblick munter, sagte ihm Dank, daß er sie gerettet habe, fügte aber hinzu, daß sie noch drei Jahre hier bleiben müsse, und wenn sie dann noch nicht wieder nach Hause gekommen sei, so möge er kommen, um sie abzuholen. Er selbst wachte auch nicht eher auf als um das Ende der ersten Stunde des folgenden Nachmittags, und da hörte er, wie der Esel zu schreien und zu jammern anfing und es dünkte ihm das Beste zu sein, sich auf den Heimweg zu begeben, zuvor aber

ſchnitt er ein Stück von dem Kleide der Prinzeſſin ab und nahm es mit. Wie dem nun aber auch ſein mochte, er hatte ſo lange gezögert, daß die Thiere ſich zu regen und zu bewegen anfingen, und als er ſeinen Eſel wieder beſtiegen hatte, umringten ſie ihn dergeſtalt, daß ihm hier nicht die beſten Ausſichten zu blühen ſchienen. Der Eſel ſagte aber, er möge nur das Viehzeug mit einigen Tropfen von dem Waſſer des Todes beſprützen. Wie geſagt, ſo gethan, und ſo ſtürzten ſie auf der Stelle hin und es regte keins ein Glied mehr.

Als ſie auf dem Heimweg waren, ſagte der Eſel: „Wenn Du jetzt zu Ehren und Hoheit kommſt, wirſt Du mich vergeſſen, ſo daß ich vor Hunger mich nicht mehr auf meinen Beinen erhalten werde.“ „Nein, das ſoll nimmermehr geſchehen,“ verſetzte der Aſchenputtel.

Als er der Prinzeſſin das Waſſer gebracht hatte goß ſie einige Tropfen über ihr Schweſterlein, ſo daß ſie erwachte, dann war große Freude und ſie waren mit einander guter Dinge. Nachher fuhren ſie nach Hauſe zu dem alten König, und der freute ſich auch über alle Maaßen, daß die zwei wieder da waren, er ſehnte ſich aber doch immer, daß die drei Jahre vorbei wären, bis die jüngſte Tochter auch wiederkäme. Aſchenputtel ſchwang ſich mittlerweile empor und der König machte einen großen Herrn aus ihm, ſo daß er nächſt dem König der erſte im Lande war. Viele waren eiferſüchtig auf ihn, weil er aus Nichts ein ſo großer Herr geworden ſei, und unter dieſen war auch einer, Namens Ritter Roth, der die älteſte Prinzeſſin freite. Derſelbe überredete dieſe, daß ſie ihn mit einigen Tropfen Todeswaſſer beſprengte, ſo daß er einſchlief.

Als die drei Jahre vorbei waren, und es schon ein Stückchen in das vierte hineinging, kam ein Kriegsschiff einhergesegelt und auf diesem war die dritte Prinzessin mit einem dreijährigen Kinde. Sie schickte in das Schloß und ließ sagen, sie werde keinen Fuß in das Schloß setzen, bevor sie nicht ihren Retter zu ihr senden würden. Sie schickten ihr also einen von den vornehmsten Hofcavalieren, und als der auf dem Schiff vor die Prinzessin getreten war, da schwenkte er den Hut herum und machte Bücklinge und Kratzfüße, die nur so sein mußten.

„Kann wohl dieser da Dein Vater sein, mein Söhnchen?" fragte die Prinzessin das Kind, welches mit einem goldenen Apfel spielte. „Nein gar nicht, denn mein Vater kriecht nicht wie eine Käsemade herum," sagte der kleine Junge. So schickten sie ihr noch einen von derselben Art, und der war Ritter Roth; ihm ging es aber kein Haar besser, als dem Ersten, und die Prinzessin ließ sagen: wenn sie ihr nicht baldigst den Rechten schicken würden, solle es ihnen schlecht gehen.

Als sie das hörten, mußten sie Aschenputtel mit dem Wasser des Lebens aufwecken, und dann ging er in das Schiff zu der Prinzessin an Bord. Er machte gar nicht zu viele Kratzfüße; kannst Du es glauben? Er nickte nur ein Bischen mit dem Kopfe und zog blos das von dem Kleide der Prinzessin abgeschnittene Stückchen Zeug hervor. „Der ist mein Väterchen," rief das Kind, und gab ihm den goldenen Apfel, womit es spielte.

Nun wurde erst eine große Freude und man stellte Feierlichkeiten in dem ganzen Reiche an, und der alte König freute sich am meisten, weil er sein Schooßkind wieder bekommen hatte. Da es nun ans Tageslicht kam, was Ritter Roth und die älteste Prinzessin gethan hatten, wollte der König, daß ein jedes von ihnen in einer Tonne voller Nägel herumgerollt werden sollte, da aber Aschenputtel und die jüngste Prinzessin für sie ihre Fürbitte einlegten, wurden sie alle Beide begnadigt.

Als sie nun ihre Hochzeit in dem Königsschlosse feiern sollten, stand der junge Bursche eines Tages am Fenster und guckte hinaus. Es war gerade im Frühjahr, wo man das Vieh und die Pferde

auf die Weide zu treiben pflegt; da kam ganz zuletzt der Esel, der war aber so elend und abgeschunden, daß er auf den Knien zur Thür hinausgestoßen wurde. Das that ihm aber so weh, daß er den Esel so ganz vergessen hatte, daß er gleich hinunter lief und nicht wußte, was er ihm zuletzt zugute thun sollte. Der Esel sagte aber, „das Beste was er thun könne, wäre, ihm den Kopf abzuschlagen.“ Das machte er sehr ungern, aber der Esel bat so herzlich und inständig, daß er nicht wiederstehen konnte, und als der Kopf zur Erde fiel, war es mit dem Zauberbalg vorbei, denn statt des Esels stand der schönste Prinz, den Jemand

nur sehen konnte, da. Der hielt nun um die andere Prinzessin an, und dann wurde eine Hochzeit gemacht, von der in vieler Herren Ländern erzählt wurde, und damit ist es mit dem Märchen von dem goldenen Schlosse, das in der Luft hing, aus.

P. Chr. Asbjörnsen.

Die drei goldenen Köpfe im Brunnen.

Engliſches Märchen.

Lange Zeit vor König Artus und den Rittern der Tafelrunde herrſchte in dem öſtlichen Theile von England ein König, der ſeinen Sitz zu Colcheſter aufgeſchlagen hatte. Er war klug, ſtark und tapfer, und dadurch gelang es ihm, alle ſeine Feinde weit und breit zu unterwerfen und ſeinen Unterthanen daheim einen dauerhaften Frieden zu ſichern. Als er aber auf der Mittagshöhe ſeines Ruhmes ſtand, da ſtarb die Königin, ſeine Gemahlin, und hinterließ ihm eine einzige Tochter, ohngefähr fünfzehn Jahre alt. Dieſe Dame hatte, und zwar durch ihr artiges Weſen, ihre Schönheit und Leutſeligkeit die Bewunderung aller, die ſie kannten, auf ſich gezogen, allein wie der Geiz immer die Wurzel alles Uebels zu ſein pflegt, ſo ging es auch hier. Der König hatte von einer Dame gehört, die ebenfalls nur eine einzige Tochter, aber deſtomehr Reichthümer beſaß: er beſchloß alſo, ſie zu heirathen. Zwar war ſie alt, häßlich, bucklich und hatte eine Habichtsnaſe, allein das hielt ihn nicht von ſeinem Vorſatze ab. Ihre Tochter war ein garſtiger, gelber, dicker Plumpſack, voll lauter Neid und Bosheit, — kurz, ganz von demſelben Stoff, wie ihre Frau Mutter. Dies hinderte ihn jedoch Alles nicht, nach einigen Wochen führte der König, umgeben von ſeinem Adel und Vaſallen ſeine Braut in ſeinen Palaſt, wo die Hochzeitsfeierlichkeiten abgehalten wurden. Es dauerte aber gar nicht lange, bis ſie durch falſche Anklagen und Ohrenbläſereien den König gegen ſeine eigene ſchöne Tochter aufhetzte, und nachdem die junge Prinzeſſin einmal einſah, daß ſie die Liebe ihres Vaters verloren hatte, bat ſie ihn, als ſie eines Tages mit ihm im Garten zuſammentraf, mit thränenden Augen, er möge ihr einen geringen Zehrpfennig geben und ſie wolle dann gehen und ihr Glück in der Welt verſuchen. Damit war der König einverſtanden und hieß ihrer Stiefmutter, ihr eine geringe Summe Geldes zu geben, deren Höhe er jedoch ihrem Belieben überließ. Sie ging alſo zu der Königin hin, und dieſe gab ihr

einen Leinwandſack voll ſchwarzes Brod und harten Käſe nebſt einer Flaſche Bier, was doch auf alle Fälle eine erbärmliche Ausſteuer für eine Königstochter war. Indeß nahm dieſe das an, bedankte ſich und machte ſich auf die Reiſe, und marſchirte durch Gräben, Wälder und Thäler, bis ſie endlich einen alten Mann auf einer Steinbank an dem Eingang einer Höhle ſitzen ſah, der zu ihr ſagte: „Guten Morgen, Du hübſches Mädchen, wo ſoll denn das ſo ſchnell hingehen?“ Sie antwortete: „Ich bin auf dem Wege mein Glück zu ſuchen, Du altes Papachen.“ „Was haſt Du denn da in Deinem Sacke und in der Flaſche?“ „In dem Sacke habe ich gutes Brod und Käſe und in meiner Flaſche gutes Dünnbier: willſt Du vielleicht etwas davon haben?“ „Ei freilich,“ antwortete er, „von Herzen gern.“

Hierauf holte ſie ihren Proviant heraus und bot ihm Speiſe und Trank an. Davon nahm er auch, bedankte ſich ſchön und ſagte dann: „Vor Dir befindet ſich eine dichte Dornenhecke, die undurchdringlich zu ſein ſcheint, nimm aber dieſen Stab in deine Hand, ſchlage damit dreimal an dieſelbe und ſprich: bitte, gute Hecke, laß mich durch, und ſie wird ſich Dir ſogleich öffnen. Du wirſt dann ein Stückchen weiterhin an einen Brunnen kommen, ſetze Dich am Rande deſſelben nieder, und alsbald werden ſich aus demſelben drei goldne Köpfe erheben, welche ſagen werden: wir bitten Dich zu thun, was wir verlangen.“

Nachdem ſie ihm hierauf verſprochen hatte, nach ſeinem Geheiß zu thun, nahm ſie von ihm Abſchied. Als ſie an die Dornenhecke kam und gethan hatte, wie ihr der alte Mann geſagt, theilte ſich dieſelbe und ließ ſie durch. Hierauf ging ſie nach der Quelle zu; allein ſie hatte ſich kaum dort niedergeſetzt, als ſchon ein goldenes Haupt aus ihr auftauchte und alſo ſang:

Waſche mich und kämme mich,
Und lege mich ſanft nieder
Auf jene Bank, dort trockne ich;
Und geht da Wer vorüber,
So ſieht derſelbe ſicherlich,
Wie nett ich ausſchau wieder.

Die Prinzeſſin antwortete mit ja, ſtreckte ihre Hand aus, vollzog den Dienſt mit einem ſilbernen Kamme, und legte dann den Kopf auf eine mit Gänſeblümchen bewachſene Raſenbank. Dann

kam aber ſogleich noch ein zweiter und ein dritter Kopf heraus, richtete dieſelbe Bitte an ſie und ſie erfüllte dieſelbe abermals wieder.

Hierauf ſprachen die Köpfe alſo zu einander: „Was können wir für dieſe Dame thun, die ſo freundlich gegen uns geweſen iſt?“

Der Erſte ſprach: „Ich will ihre Schönheit ſo erhöhen, daß ſie den mächtigſten Fürſten der Erde bezaubern ſoll.“

Der Zweite ſagte: „Ich will ſie mit ſolchem Wohlgeruche an ihrem Körper und Athem erfüllen, daß ſie hierin die ſüßduftendſten Blumen übertreffen ſoll.“

Der Dritte ſprach: „Meine Gabe ſoll nicht die ſchlechteſte ſein, denn, da ſie eines Königs Tochter iſt, will ich ſie ſo mit Glück überhäufen, daß ſie die Gemahlin des größten Königs, der da lebt, werden kann.“

Hierauf ließ die Prinzeſſin die Köpfe nach ihrem Wunſche wieder in den Brunnen fallen und ſetzte ihre Reiſe fort. Noch war ſie aber nicht weit gekommen als ſie einen König im Parke mit ſeinen Edelleuten jagen ſah. Zwar wollte ſie ihm ausweichen, allein der König hatte ſie bereits erblickt, er kam auf ſie zu, und ward von ihrer Schönheit und wohlriechendem Athem ſo mächtig ergriffen, daß er nicht im Stande war, ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken, ſondern auf der Stelle anfing, ſich um ihre Liebe zu bewerben, und auch ſo glücklich war, dieſelbe zu gewinnen. Hierauf führte er ſie in ſeinen Palaſt und befahl, ſie auf das koſtbarſte zu ſchmücken und zu kleiden.

Nachdem das geſchehen war, und er gehört, daß ſie des Königs von Colcheſter Tochter ſei, befahl er ſofort ſeinen Wagen vorfahren zu laſſen, damit er dem König einen Beſuch abſtatten könne. Der Wagen aber, in dem er und ſeine königliche Gemahlin fuhren, war reich mit Gold und Edelſteinen verziert.

Der König, ihr Vater, war wie angedonnert, als er ſah, daß ſeine Tochter alſo mit Glücksgütern geſegnet war, bis der junge König ihn von Allem, was geſchehen war in Kenntniß geſetzt hatte. Nun war große Freude bei Allen am Hofe mit Ausnahme der Königin und ihrer klumpfüßigen Tochter, die beinahe vor

Bosheit und Neid über ihr Glück berſten wollte; darüber aber ärgerte ſie ſich am meiſten, weil die Prinzeſſin nunmehr vor all ihrer Hinterliſt ſicher war. Unter Spiel und Tanz dauerten nun die Feſtlichkeiten viele Tage fort, bis endlich der König, ihr Vater, ſeine Tochter mit einer reichen Mitgift nach ihrer neuen Heimat entließ.

Als nun die häßliche Tochter erfuhr, daß ihre Schweſter ſo glücklich beim Suchen ihres Glückes geweſen war, hielt ſie es für nothwendig, daſſelbe zu thun. Sie entdeckte alſo ihrer Mutter ihre Abſicht, man machte alle möglichen Vorbereitungen und verſah ſie nicht allein mit reicher Kleidung, ſondern ſie bekam auch Zucker, gebrannte Mandeln und Zuckerzeug in großer Menge und eine Flaſche voll Kanarienſect eingepackt. Nachdem ſie das zu ſich geſteckt hatte, ging ſie denſelben Weg, welchen ihre Schweſter eingeſchlagen hatte, und als ſie an die Höhle kam, da ſagte der alte Mann zu ihr: „Junges Frauenzimmer, wohin ſo ſchnell?“ „Was geht das Euch an?“ ſprach ſie. Er verſetzte aber: „Was haſt Du in Deinem Reiſeſack und der Flaſche da?“ Sie erwiderte darauf: „Gute Sachen, die Euch aber keine Sorge machen ſollen.“ Gleichwohl ſagte Jener: „Willſt Du mir nichts davon geben?“ „Nein, keinen Biſſen, keinen Tropfen; es wäre denn, daß Ihr daran erſticken müßtet.“ Da runzelte der Alte die Stirne und ſprach: „Immer geh Du, das Unglück erwartet Dich.“

Sie machte ſich nun weiter auf den Weg und kam an die Hecke, ſie glaubte auch eine Oeffnung in derſelben zu ſehen, um durch dieſelbe hindurchkommen zu können, allein kaum war ſie hinein, als ſich auch die Hecke hinter ihr ſchloß, und die Dornen ſtachen ſie in ihr Fleiſch, ſo daß ſie große Mühe hatte, ſich wieder herauszuwickeln. Da ſie aber in einem traurigen Zuſtande war, ſo ſuchte ſie nach Waſſer, um ſich zu waſchen, und wie ſie ſich umſah, erblickte ſie den Brunnen. Sie ſetzte ſich auf den Rand deſſelben, und nicht lange dauerte es, ſo tauchte ein Kopf auf und ſang: „Waſche mich und kämme mich, und lege mich ſanft nieder ꝛc.“, ſie aber paukte mit ihrer Flaſche auf ihn los und ſagte: „Da haſt Du was zum waſchen.“ Nun kamen auch der zweite und dritte Kopf heraus, allein es ging ihnen nicht beſſer als dem erſten.

Nun hielten die Köpfe unter ſich Rath, was ſie ihr für böſe Plagen für ihr Benehmen zuſenden wollten. Der erſte ſprach: „Laßt uns ihr Geſicht mit Ausſatz ſchlagen.“ Der andere ſagte: „Wir wollen ihren Athem mit etwas Geſtank zieren.“ Der dritte

wollte ihr einen Mann verſchaffen, allein das ſollte nur ein armer Dorfſchuhflicker ſein.

So geſchehen, ging ſie immer weiter, bis ſie an eine Stadt kam, wo gerade Markttag war; als aber das Volk ſie erblickte und ihr häßliches Geſicht ſah, da lief Alles davon, mit Ausnahme eines armen Schuhflickers, der nicht lange zuvor die Schuhe eines alten Einſiedlers ausgebeſſert und dafür von ihm eine Büchſe voll Salbe gegen den Ausſatz und ein Fläſchchen voll Spiritus gegen ſtinkenden Athem erhalten hatte. Da nun der Schuhflicker die Abſicht hatte, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, ſo ging er auf ſie los und fragte ſie, wer ſie ſei. „Ich bin," ſprach ſie, „die Stieftochter des Königs von Colcheſter." „Gut," ſagte der Schuhflicker, „wenn ich Euch wieder zu Euerer früheren Beſchaffenheit verhelfe, und Euer Geſicht und Athem curire, wollet Ihr mich dann zum Danke zu Euerem Manne nehmen?" „Ei freilich, lieber Freund" erwiderte ſie, „von ganzem Herzen."

Hierauf wendete der Schuhflicker ſeine Mittel an, die auch in der That nach einigen Wochen die gewünſchte Wirkung hervorbrachten, dann heiratheten ſie einander und einige Tage nachher zogen ſie gen Colcheſter zu Hofe. Als aber die Königin hörte, daß ihre Tochter einen armen Schuhflicker geheirathet hatte, verfiel ſie in Wahnſinn und erhing ſich vor Verzweiflung. Der Tod der Königin war aber für den König, ihren Gatten, durchaus keine Quelle des Kummers, denn er hatte ſie ja lediglich wegen ihres Geldes geheirathet und hegte keinerlei Zuneigung zu ihr. Er gab alſo ohne Weiteres dem Schuhflicker Einhundert Pfund mit der Bedingung, daß er ſeine Stieftochter in einen entlegenen Winkel ſeines Reiches führen mußte. Dort lebte derſelbe noch manches Jahr und flickte Schuhe, ſeine Frau aber half ihm im Haushalt mit Spinnen und buckelte dann die Erzeugniſſe ihres Fleißes auf die Jahrmärkte.

J. G. Th. Gräße.

Der Ochse von Norwegen.

Engliſches Märchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter; die zwei älteſten waren hochmüthig und häßlich, aber die jüngſte war das lieblichſte und ſchönſte Weſen, das man ſehen konnte, und der Stolz nicht blos ihres Vaters, ſondern des ganzen Landes. Nun trug es ſich aber zu, daß eines Nachts die Prinzeſſinnen ſich untereinander davon unterhielten, wen ſie heirathen wollten.

„Unter einem Könige thue ich es nicht," ſagte die älteſte Prinzeſſin. Die Zweite wollte einen Prinzen haben, oder wenigſtens einen großen Herzog. „Pfui, pfui," ſagte die Jüngſte mit Lachen, „Ihr ſeid gar zu ſtolz, was mich betrifft, ich bin mit dem rothen Ochſen von Norwegen zufrieden."

Genug, ſie dachten alle am nächſten Morgen nicht mehr an dieſe Unterredung, als ſie auf einmal, wie ſie beim Frühſtück ſaßen, ein fürchterliches Gebrüll vor dem Thore hörten, und auf ihr Befragen, was das bedeuten ſolle, erfuhren, der rothe Ochſe ſei da, um ſeine Braut zu holen. Nun kann man ſich denken, daß bei dieſer Neuigkeit alle in gräßliche Furcht geriethen, denn der rothe Ochſe war eine der fürchterlichſten Creaturen, die es in der Welt giebt. Der König und die Königin wußten aber keinen Rath, wie ſie ihre Tochter retten ſollten, bis ſie ſich zuletzt entſchloſſen, ihre alte Hühnerwärterin ihm zuzuſchicken. Er nahm dieſelbe alſo auf den Rücken und trabte mit ihr davon, bis er an einem großen Wald kam, wo er ſie abwarf, und lauter und furchtbarer brüllend als zuvor nach dem Schloſſe umkehrte. Sie ſchickten ihm nun ihre Dienerinnen, eine nach der andern, und zuletzt ſogar ihre zwei älteſten Prinzeſſinnen hinunter, allein keine von allen erfuhr eine beſſere Behandlung, als die Hühnerfrau, und zuletzt waren ſie genöthigt, ihm ihre jüngſte und liebſte Tochter zu geben.

Die Dame und der Ochſe reiſten nun mit einander durch manchen Wald und manche einſame Wüſte, bis ſie zuletzt an ein

ſtolzes Schloß kamen, wo gerade eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt war. Der Schloßherr drang in ſie, bei ihm zu verweilen, allein er wunderte ſich nicht wenig über die liebenswürdige Prinzeſſin und ihren ſonderbaren Begleiter. Als ſie nun in Mitten der Geſellſchaft waren, erblickte die Prinzeſſin plötzlich eine Nadel, welche in der Haut des Ochſen ſtak: ſie zog ſie heraus, und zu aller Verwunderung war auf einmal das furchtbare Ungethüm verſchwunden, und an der Stelle deſſelben ſtand einer der ſchönſten Prinzen, die man nur ſehen konnte. Man kann ſich wohl denken, wie erfreut die Prinzeſſin war, als er zu ihren Füßen ſank, und ihr dankte, daß ſie den grauſamen Zauber gebrochen hatte. Da war nun große Freude im Schloſſe, allein, ach! in demſelben Augenblicke war er auch wieder verſchwunden, und obgleich man ihn an allen Orten ſuchte, man konnte ihn nimmer wiederfinden. Da entſchloß ſich die Prinzeſſin, die ganze Welt nach ihm zu durchſuchen und ſo zog ſie manchen weiten Weg, allein ſie konnte nirgends etwas über ihren Geliebten erfahren.

Als ſie nun eines Tages durch einen dichten Wald zog, verlor ſie den Weg, und wie die Nacht hereinbrach, da dachte ſie ſchon, ſie müſſe vor Kälte und Hunger umkommen. Da ſah ſie plötzlich ein Licht durch die Bäume ſchimmern, ſie ging darauf zu und gelangte endlich an eine niedere Hütte, in der eine alte Frau wohnte, welche ſie aufnahm und ihr Nahrung und Obdach gewährte. Am folgenden Morgen gab ihr die alte Frau drei Nüſſe, die ſolle ſie aber nicht eher aufmachen, bis es ihr wäre, als wolle ihr Herzchen brechen, und dann die zweite und dritte, wenn es ihr wieder ſo wäre. Dann brachte ſie ſie auf den rechten Weg, wünſchte ihr Gottes Segen zur Begleitung und die Prinzeſſin ſetzte hierauf ihre mühſelige Reiſe fort.

Sie war noch gar nicht weit gekommen, als eine Geſellſchaft Herren und Damen vorüberritt, die ſich fröhlich über die ausgeſuchten Dinge beſprachen, welche ſie bei Gelegenheit der Hochzeit des Herzogs von Norwegen erwarteten. Bald darauf kam ſie an einer Menge Leute vorüber, die alle möglichen Arten von ſchönen Sachen mit ſich führten und damit zur Hochzeit des Herzogs

zogen. Zuletzt kam ſie an ein Schloß, wo man nichts als Köche und Bäcker ſah, die bald hier-, bald dorthin liefen und alle Hände ſo voll zu thun hatten, daß ſie nicht wußten, wo ſie zuerſt anfangen ſollten.

Wie ſie ſich das Alles ſo mit anſah, hörte ſie auf einmal einen Lärm von Jägern hinter ſich und viele von ihnen ſchrieen mit lauter Stimme: „Macht Platz für den Herzog von Norwegen!“ Und wer ritt da vorüber? Kein anderer als der Prinz und eine ſchöne Dame! Na, da kann man ſich wohl denken, daß bei einem ſo traurigen Anblick ihr Herz brechen wollte, und zwar nicht blos einmal. Sie knackte alſo eine von den Nüſſen und heraus kam ein winzig kleines Frauenzimmer, das Wolle krämpelte. Die Prinzeſſin ging nun in's Schloß hinein und bat, ſie der ſchönen Dame vorzuſtellen, welche nicht ſobald das kleine Dämchen, das ſo fleißig arbeitete, geſehen hatte, als ſie der Prinzeſſin Alles was ſie in dem Schloſſe beſaß, für dieſe Puppe anbot. Dieſe ſprach: „Ich will Euch dieſelbe unter der Bedingung geben, daß Ihr Eure Hochzeit mit dem Herzog von Norwegen um einen Tag aufſchiebt und mir erlaubt iſt, allein des Nachts in ſein Gemach zu gehen.“ Die ſchöne Dame war aber ſo auf die Nuß erpicht, daß ſie ihre Einwilligung ertheilte.

Als nun die finſtere Nacht hereinbrach und der Herzog in tiefem Schlummer lag, da ward die Prinzeſſin in ſein Schlafgemach geführt. Sie ſetzte ſich neben ſeinem Bette nieder, und begann alſo zu ſingen:

Ich hab' Dich lang' umſonſt geſucht,
Doch endlich nah' ich Dir.
Komm, theurer Herzog, dreh' Dich um
Und ſprich ein Wort zu mir.

So ſang ſie und ſang dies immer wieder, aber ihr Herzog wachte nicht auf, und am andern Morgen mußte ihn die Prinzeſſin wieder verlaſſen, ohne daß er wußte, daß ſie überhaupt dageweſen war. Sie brach alſo auch die zweite Nuß auf und herauskam ein winzig kleines Weiblein, welches ſpann. Dieſes Püppchen gefiel aber der Dame dermaßen, daß ſie ſie leicht be-

wegte, ihre Hochzeit noch einen Tag länger aufzuſchieben. Aber die Prinzeſſin hatte in der zweiten Nacht nicht mehr Glück, als in der erſten, und zerbrach, ganz in Verzweiflung, nun auch die dritte Nuß, welche wiederum ein winzig kleines Dämchen, welches Garn wand, enthielt, und abermals nahm unter derſelben Bedingung, wie vorher, die ſchöne Dame Beſitz von ihm.

Als eben der Herzog ſich am Morgen ankleidete, da fragte ihn ſein Kammerdiener, was denn das für ein ſonderbares Singen und Klagen geweſen wäre, welches er in den zwei vergangenen Nächten in ſeinem Zimmer gehört habe? „Ich habe nichts gehört," ſagte der Herzog, „Du mußt Dir das blos eingebildet haben!" „Nehmt zur Nacht keinen Schlaftrunk ein und legt Euer ſchweres Kopfkiſſen bei Seite, und Ihr werdet das hören, was mich zwei Nächte hindurch aufgeweckt hat," ſagte der Diener.

Der Herzog that ſo, und als die Prinzeſſin hereinkam, ſetzte ſie ſich ſeufzend an ſein Bett hin, denn ſie dachte, daß dies das letzte Mal ſei, daß ſie ihn ſehen könne. Der Herzog aber ſprang auf, als er die Stimme ſeiner vielgeliebten Prinzeſſin hörte und erzählte ihr unter vielen Liebkoſungen und Beweiſen des Erſtaunens und der Freude, daß er lange in der Gewalt einer Hexe geweſen ſei, deren Zauber aber glücklicher Weiſe für immer durch ihre Wiederbegegnung gelöſt worden ſei. Die Prinzeſſin, hochbeglückt, daß ſie zum zweiten Mal das Werkzeug ſeiner Rettung geworden, willigte freudig ein, ihn zu heirathen, die Hexe aber, erſchreckt von dem Zorn des Herzogs, floh weit weg aus dieſer Gegend, ſo daß man niemals wieder etwas von ihr hörte. Im Schloſſe aber war bereits Alles vorbereitet und die Hochzeit, die nun ſofort ſtattfand, endete auf einmal die Begebenheiten des rothen Ochſen von Norwegen und die Wanderung der Königstochter.

J. G. Th. Gräße.

Das Mädchen und der Frosch.

Englisches Märchen.

Vor lieben langen Jahren wohnte auf dem Gipfel eines hohen Berges im nördlichen England eine alte Frau mit ihrer Tochter. Sie waren aber sehr arm und gezwungen für ihren Lebensunterhalt fleißig zu arbeiten, und dabei war das Temperament der alten Frau nicht das beste, so daß das Mädchen, das sehr hübsch war, ein trauriges Leben bei ihr führte. Dabei war es genöthigt, die schwersten Arbeiten zu machen, denn die Mutter gewann ihren Hauptunterhalt damit, daß sie an einigen Orten in der Nachbarschaft mit unbedeutenden Artikeln feil hielt, und wenn sie nun Abends spät heimkam, war sie nicht im Stande, noch das Geringste zu thun. So fiel beinahe die ganze häusliche Arbeit in ihrer Wohnung der Tochter zu, und der mühsamste Theil derselben bestand darin, daß diese genöthigt war, das Wasser aus einem Brunnen auf der andern Seite des Berges zu holen, da sich bei ihrer Hütte weder ein Bach noch eine Quelle befand.

Nun begab es sich aber, daß die Tochter das Unglück hatte, auf ihrem Gange nach dem Brunnen den einzigen Krug zu zerbrechen, den sie überhaupt besaßen, und da sie kein anderes Gefäß hatte, welches zu diesem Zwecke tauglich war, so war sie genöhigt ohne Wasser nach Hause zu gehen. Als ihre Mutter zurückkehrte, ward dieselbe unglücklicher Weise von einem wüthenden Durst geplagt; das Mädchen aber berichtete ihr, trotzdem, daß sie vor den Folgen ihres Mißgeschickes zitterte, getreulich den Unfall, der ihr begegnet war. Aber das alte Weib gerieth in rasenden Zorn, und war so weit entfernt, Nachsicht gegen ihre arme Tochter zu zeigen, daß sie auf ein Sieb, das zufälliger Weise am Tische hing, zeigte und ihr hieß, damit nach dem Brunnen zu gehen und darin Wasser zu holen, sonst solle sie sich niemals wieder unterstehen, ihr unter die Augen zu kommen.

Das junge Mädchen, das bei der Wuth der Mutter vor Angst beinahe von Sinnen kam, nahm eilig das Sieb, und obwohl sie wußte, daß sie keine Hoffnung hatte, den Wunsch derselben zu

erfüllen, lief ſie doch ohne ſich weiter zu beſinnen, nach dem Brunnen. Als ſie dort anlangte, begann ſie ſich die elende Lage, in der ſie ſich befand, zu überlegen, und da ſie die gänzliche Unmöglichkeit einſah, durch ſich ſelbſt exiſtiren zu können, ſank ſie in Verzweiflung am Rande des Brunnens nieder. Wie ſie nun ſo dalag, kam auf einmal ein großer Froſch auf die Oberfläche des Waſſers und fragte: „Warum weinſt Du ſo bitterlich?“ Zwar wunderte ſich das Mädchen, da es aber überhaupt nicht gerade das furchtſamſte war, ſo theilte ſie ihm die ganze Geſchichte mit, und daß ſie darüber geweint habe, weil ſie nicht im Stande ſei, Waſſer in einem Siebe fortzubringen.

„Iſt das Alles?“ fragte der Froſch. „Luſtig, mein Schätzchen! Denn wenn Du mir erlaubſt zwei Nächte in Deiner Kammer zu ſchlafen und dann meinen Kopf ſpalteſt, will ich Dir ſagen wie das gemacht wird.“

Zwar dachte das Mädchen, daß dies der Froſch nicht im Ernſt meinen könne, allein ſie war viel zu ungeduldig, um viel darüber nachzudenken, und gab ihm ſofort das verlangte Verſprechen. Hierauf unterrichtete ſie der Froſch mit folgenden Worten:

„Verſtopf's mit Gras und verſchmier's mit Thon
So kannſt Du tragen das Waſſer davon.“

Als er das geſagt hatte, tauchte er ſogleich tief unter das Waſſer, und nachdem das Mädchen ſeiner Anweiſung gefolgt war, füllte ſie das Sieb mit Waſſer und kehrte damit zurück, indem ſie ſchon nicht mehr an das dem Froſch gegebene Verſprechen dachte. Während ſie aber heimwärts ging, hatte ſich der Zorn der alten Frau gelegt, und wie ſie in Ruhe ihr mageres Abendbrod verzehrten, da hörten ſie vor der Thür einen Froſch quacken, und gleich hernach erkannte die Tochter die Stimme des Froſches vom Quell an ſeinen ſchönen Reimen:

Oeffne die Thür, mein Liebchen, mein Herz!
Oeffne die Thür, mein einziger Schatz!
Denk' Deiner Worte, die Du ſpracheſt zu mir
Dort auf der Wieſe am blumigen Quell!

Natürlich gerieth das Mädchen in ſchreckliche Angſt und beeilte ſich, was vorgefallen war, ihrer Mutter zu erzählen; allein dieſe war hierüber ſo beſtürzt, daß ſie nicht wagte, dem Froſch den Eintritt zu verweigern, der denn auch, als die Thür geöffnet ward, in die Stube kam und ſang:

Komm mit zu Bett, mein Liebchen, mein Herz!
Komm mit zu Bett, mein einziger Schatz!
Denk' Deiner Worte, die Du ſpracheſt zu mir
Dort auf der Wieſe am blumigen Quell!

Seinem Befehl ward gefolgt, obgleich man ſich denken kann, daß das Mädchen an einem ſolchen Bettcameraden keinen beſonderen Gefallen fand.

Am nächſten Tag war der Froſch ganz ruhig und freute ſich offenbar über die Speiſen, die ſie vor ihn hinſtellten: die reinſte Milch und das feinſte Brod, welches ſie auftreiben konnten; und in der That, die alte Mutter und ihre Tochter ſparten keine Mühe, dem Froſch es bei ihnen ſo bequem als möglich zu machen. Als die Nacht kam, fing der Froſch, ſowie ſie ihr Abendbrod verzehrt hatten, wieder zu quacken an:

Komm mit zu Bett, mein Liebchen, mein Herz!
Komm mit zu Bett, mein einziger Schatz!
Denk' Deiner Worte, die Du ſprachſt zu mir
Dort auf der Wieſe am blumigen Quell!

Das Mädchen erlaubte dem Froſch ein zweites Mal, das Lager mit ihr zu theilen, und am anderen Morgen, als ſie ſich angekleidet hatte, hüpfte der Froſch um ſie herum und quackte:

„Zerſchlag' meinen Kopf, mein Liebchen, mein Herz!
Zerſchlag' meinen Kopf, mein einziger Schatz!
Denk' Deiner Worte, die Du ſprachſt zu mir
Dort auf der Wieſe am blumigen Quell!"

Kaum hatte das Mädchen ſeinen letzten Wunſch erfüllt, als auch ſchon an der Stelle des Froſches der ſchönſte Prinz auf der ganzen Welt neben ihr ſtand; derſelbe war lange zuvor von einem Hexenmeiſter bezaubert geweſen und konnte ſeine natürliche Geſtalt nicht eher wieder bekommen, als bis eine ſchöne Jungfrau auf

ihren eigenen Antrieb ſich bereit erklärt hatte, ihn zwei Nächte lang zu ihrem Schlafcameraden anzunehmen.

Die Freude aller Parteien war vollſtändig, das Mädchen und der Prinz heiratheten einander und lebten mit einander viele Jahre hindurch in Glück und Freuden.

J. G. Th. Gräße.

Die Tochter des Wolfskhan.

Ein tatariſches Märchen.

In einem alten mit Heu gedeckten Otak*) lebte ein achtjähriger Junge; der war ſehr arm und trug ſchlechte Kleider. Er war auch vater- und mutterlos und wohnte allein in ſeiner Hütte. Sein einziges Eigenthum war ein dreijähriges Pferd, und ſeine einzige Arbeit beſtand darin, das Füllen zu füttern, zu pflegen und zu liebkoſen.

Um ſeinen Magen zu ſättigen, ſtellte er Fallen und Schlingen für Haſen und anderes Wild. Andere Lebensmittel beſaß er nicht. Das junge Füllen, welches der Bube hatte, war ſo ſtark im Freſſen wie ein ganzer Tabun.**) In 24 Stunden hatte es das Gras einer ganzen Steppe abgeweidet. Eines Abends als das Pferd mit Freſſen aufgehört hatte, band er es an einen Baum und begab ſich nach ſeiner Hütte; er legte ſich ſchlafen, und als die Sonne am Morgen aufging, ging er wieder hin um nach ſeinem Füllen zu ſehen. Dahin gekommen, ſieht er von dem Füllen nur noch den Kopf, die Füße, den Schwanz und die Mähne; alles Uebrige hatte ein Wolf gefreſſen.

Bei dieſem Anblick wurde es dem Jungen gar ängſtlich zu Muthe und er fing an zu weinen; mittlerweile tröſtete er ſich aber doch wieder und meinte, „ich kann Hunger vertragen und Gram aushalten.“

---

*) Schlechte tatariſche Hütte, die ſtatt Zelt dient.

**) Eine Heerde von 30—70 Stuten, welche von einem Hengſte begleitet werden.

Dann band er eine Schlinge an die Ueberbleibsel seines Füllens und bat zu den Göttern, indem er sagte: „Hat der Wolf mein Füllen gefressen, dann lasse den Wolf in meine Schlinge fallen, und wenn Aina (der Böse) mein Füllen gefressen hat, so laß Aina sich darin fangen.“ Darnach begab er sich wieder auf den Weg nach seiner Hütte, untersuchte unterwegs seine Hasen- und Auerwildfallen und kam nach Hause, verzehrte sein Abendbrod und legte sich nieder, konnte aber vor Kummer über das aufgefressene Füllen nicht einschlafen. Den nächsten Morgen stand er früh auf und ging hin, um noch einmal alle Ueberreste des lieben Thieres anzusehen. Indem er so auf dem Berge hin ging, sah er etwas wie eine Sonne in der Schlinge, die er aufgestellt hatte, glänzen; es war ein weißer, goldhaariger Wolf, von drei Klaftern Länge. Der Wolf war jedoch noch nicht todt, sondern zappelte in der Schlinge. Der Junge näherte sich dem Wolf, griff ihn bei dem Schwanze an und hieb ihn mit seiner Peitsche über den Rücken, daß alle Haare von der Haut losgingen. In seiner Noth fing der Wolf an, den Jungen um Gnade zu bitten, und sagte: „Wenn Du mich zu schlagen aufhörst, so will ich Alles, was Du von mir verlangst, thun.“

Der Junge antwortete: „Welches Gute hat man wohl jemals einen Wolf thun sehen? Mein Pferd hast Du gefressen, darum will ich Dir das Leben zum Leibe herauspeitschen.“

Der Wolf fuhr aber fort zu bitten und sagte: „Ich bin der Wolfskhan und mir gehorchen 600 Wölfe und einer der Khane der Erde, und noch 70 andere Unterkhane sind mir unterthänig. Ich kann sowohl als Wolf wie als Mensch leben. Wenn Du aufhörst mich zu schlagen, so verspreche ich bei Gott Dir aus meinen Tabunen so viele Pferde zu schenken, als Du nur wünschest.“

Der Junge hatte wohl im Anfange einige Zweifel, ob er den Wolfskönig loslassen solle; als er aber seine Worte bei Gott betheuert hatte, ließ der Junge ihn aus der Schlinge heraus und folgte seiner Fährte.

Als sie ein Stück gegangen waren, kamen sie an eine Steppe voll Pferde, welche alle dem Wolfsfürsten gehörten. — Die Pferde

wurden von 9 Hirten gefüttert, welche ſich auf den Befehl des Wolfsfürſten vor dem Jungen verbeugten und ihm neun von den ſchönſten Pferden vorführten und neun der ſchönſten Kleider brachten, unter welchen der Junge, was ihm am beſten gefiel, zu wählen hatte. Der Junge ſchaute die Pferde und die Kleider an, welche alle ſo prächtig waren, daß er lange in Zweifel war, was er wählen ſollte.

Mittlerweile hatte der Wolfsfürſt ſich entfernt, und indem der Junge noch daſtand und wählte, fand ſich ein alter grauhaariger Greis ein, und gab ihm dem Rath, daß er weder die Pferde noch die Kleider anrühren möge, wohl aber dem Wolfsfürſten auf ſeiner Spur folgen ſolle. Ferner ſagte ihm der Greis, daß noch weiter auf dem Wege ihm wieder neun Pferde und neun Kleider gebracht werden würden, daß er ſie aber nicht annehmen möge. Zuletzt warnte ihn der Alte, daß er dem Wolfsfürſten nicht ſagen möchte, wer ihm gerathen habe die Gaben nicht anzurühren.

Der Junge gehorchte dem Rathe des Alten und verfolgte denſelben Weg, den der Wolfsfürſt ſchon eingeſchlagen hatte. Bald kam er an eine Steppe voll Pferde, die alle dem Wolfsfürſten gehörten und von 9 Hirten gehütet wurden. Dieſe hatten auch den Befehl bekommen, dem Jungen neun der allerbeſten Pferde und neun der allerprachtvollſten Kleidungen anzubieten, und alle dieſe Sachen waren ſo verlockend, daß der Junge die Warnung des Alten vergaß, und ſchon die beſten Sachen ſich auszuwählen anfing, als der grauhaarige Alte wieder zu ihm kam und ihn bat, das Eigenthum des Wolfsfürſten unberührt zu laſſen.

Der Junge gehorchte der Warnung des Alten und folgte wieder zu Fuße den Spuren des Wolfsfürſten. Dann kam er wieder an eine dritte Steppe voller Pferde deſſelben. Auch hier hatte man neun Pferde ausgewählt und neun Kleidungen zurecht gemacht, und neun Hirten kamen zu dem Jungen, verbeugten ſich vor ihm und baten ihn, ſich ein Pferd und eine Kleidung auszuwählen.

Der Junge vergaß wieder die erhaltene Warnung und war

eben im Begriff ſich ein Pferd und eine Kleidung auszuſuchen, als der grauhaarige Alte ſich zeigte und ihn bat, ſeinen Weg zu Fuß in ſeiner alten Kleidung fortzuſetzen. Zugleich erzählte er dem Jungen, daß er bald zu dem Wolfsfürſten kommen würde, der ihm ſein halbes Beſitzthum ſchenken werde. Er warnte ihn aber und ſagte, daß er dieſes Anerbieten des Wolfsfürſten nicht annehmen möge, ſondern ſich nur eine Katze ausbitten ſolle, die er im Zelte des Wolfsfürſten ſehen werde.

Nachdem er ihm dieſen Rath gegeben hatte, verſchwand der Alte, und der Junge begab ſich zu dem Wolfsfürſten. Als er an den Rand eines Berges kam, ſah er von dem Gipfel das Zeltlager des Wolfsfürſten am weißen Meere. Der Junge ſtieg den Berg herunter und ging gerade in das Zelt des Wolfsfürſten

hinein. Hier lag derſelbe mit einem goldenen Stabe in der Hand. Als der Junge hineintrat, erhob ſich der Wolfsfürſt, führte ihn zu dem Divan und ließ ihn ſich zur Seite ſetzen. Dann ließ er den Jungen mit einer prachtvollen Kleidung bekleiden, ließ Eſſen vor ihn ſetzen, und erzeigte ihm Ehren wie einem Fürſten.

Drei Tage und Nächte bewirthete ihn der Wolfsfürſt als Gaſt, am vierten führte er ihn zum Zelte hinaus, ließ durch ſeine Sklaven alle ſeine Pferde und alles Hornvieh hervortreiben, und bot dem Jungen den einen halben Theil ſeiner Heerden an. Der Junge erſuchte den Wolfsfürſten aber dieſe Theilung bis auf Weiteres ruhen zu laſſen, faßte ihn bei der Hand und führte ihn in das Zelt zurück. Dorthin gekommen, ließ der Wolfsfürſt ihm ſeine Kleider und ſeine übrigen Beſitzthümer vorzeigen, und hörte nicht auf, dem Jungen den ihm ſchon zugeſagten halben Theil ſeines Eigenthums anzubieten. Nun nahm der Junge das Wort! „Was ſoll ich mit Deinen Heerden und Eigenthum machen? ich habe ja weder Hausfrau noch Diener, die ſo große Schätze bewachen können. Es iſt beſſer, daß Du mir Deine Katze ſchenkeſt; denn die kann ich als unverheiratheter Mann und ohne Diener pflegen.“ Der Wolfsfürſt ſtaunte den Jungen mit offenem Munde an und Thränen füllten ſeine Augen. Als er aber an ſein bei Gottes Namen betheuertes Verſprechen dachte, mußt er ſich in den Wunſch des Jungen fügen und ihm die Katze geben, obwohl er viel lieber die Hälfte ſeines Eigenthums verſchenkt hätte. Der Junge nahm einen Strick, band die Katze feſt, zog ſeine alten Kleider an, ſteckte die Katze in ſeinen Buſen und nahm Abſchied von dem Wolfsfürſten.

Als der Junge fortging, begleitete ihn der Wolfsfürſt bis an den nahe liegenden Berg, und während er mit ihm ſprach, waren ſeine Augen auf den Buſen deſſelben gerichtet. Wie ſie endlich ſchieden, ſagte der Wolfsfürſt: „Wenn Du in Deinen Otak kommſt, dann vergiß nicht die Katze zu hegen und zu pflegen, daß ſie weder Hunger noch Kälte leide. Speiſe ſie mit derſelben Speiſe, die Du ißt, und decke ſie mit denſelben Kleidern, die Du ſelbſt brauchſt, zu.“

Dann kehrte der Wolfsfürſt zurück nach ſeinem Zelt und der Junge ſetzte ſeinen Weg nach Hauſe fort.

Ohne alle Abenteuer erreichte der Junge ſeinen Otak. Hier ſuchte er getrocknetes Haſen- und Auerwildfleiſch hervor, welches er kochte, und fing gleich nach ſeiner Rückkehr an zu eſſen. Er

nahm dazu auch die Katze mit. Jeden Biſſen, den er ſelbſt nahm, theilte er mit derſelben, und von jeder Taſſe Suppe, die er trank, bekam die Katze ihren Antheil. Wenn er ſich zum Schlafen legte, band er die Katze an einen Pfahl in dem Otak an und deckte ſie mit ſeinen Kleidern zu. Wenn der Junge ſchlief, ſchlief die Katze auch, und wenn der Junge in der Nacht erwachte, erwachte die Katze auch. Der Junge verwunderte ſich über den Verſtand der Katze, welcher ihm nicht geringer, als der eines Menſchen zu ſein ſchien. Den nächſten Morgen ſtand der Junge auf und ging aus, um Haſen und Auerwildhähne zu fangen, und ließ die Katze in der Hütte angebunden. Nachdem er ſoviel wie er wünſchte gefangen hatte, kehrte er nach ſeiner Hütte zurück. Auf dem Heimwege hörte er einen Geſang wie von einem Mädchen, und der klang ſo ſchön, daß die Vögel und andere Thiere ruhig ſitzen blieben und demſelben lauſchten. Es ſchien ihm von dem Otak herzukommen, als er aber hineintrat, ſah er nur die Katze, welche ruhig an der Otakſtange angebunden daſaß.

Der Junge bereitete ſich jetzt ein Mittagsmahl und fütterte die Katze wie der Wolfsfürſt gewünſcht hatte. Nach Tiſche legte er ſich zur Ruhe, erwachte aber bald durch einen außerordentlichen Lärm, welcher ſich rings um ihn erhob.

Als der Junge erwachte, befand er ſich in einem Zelt, das ganz ſo geſchmückt war, wie das des Wolfsfürſten, und die Steppe war rings um das Zelt mit Dienern, Pferden und anderem Vieh angefüllt. Die Katze war verſchwunden, aber an ihrer Stelle ſah er ein Mädchen ihre zahlreichen Haarflechten aufbinden und wieder zu zwei und zwei zuſammenflechten, als Zeichen, daß ſie nicht mehr Mädchen, ſondern die Hausfrau des Burſchen ſei. Sie war die Tochter des Wolfsfürſten, die bei der Ankunft des jungen Burſchen blos in eine Katze verwandelt worden war, und jetzt ihre frühere Geſtalt wieder bekommen hatte. Nachdem der Junge fortgegangen war, hatte der Wolfsfürſt die Hälfte ſeines Eigenthums als Mitgift ſeiner Tochter nachgeſchickt. Nebenbei hatte er auch einen Ataman, Alten Mirgän, um das Vermögen ſeiner Tochter zu verwalten und zu bewachen, mitgegeben.

Zu der Zeit als dies geſchah, lebte auf der Erde ein mächtiger Fürſt Jedajkhan, welcher einen Sohn, Jeebet Mirgän, hatte, Beide große Helden. Jeebet Mirgän hatte lange um des Wolfsfürſtens Tochter, Alten Byrtjyk, gefreit, als er aber hörte, daß ſie an den jungen Burſchen weggegeben war, wurde er ſehr böſe und beſchloß ſich an demſelben zu rächen. Der Vater ſuchte ſeinen Sohn davon abzurathen, indem er dachte, es gebe noch für ihn andere Weiber auf der Welt; der Sohn bat aber ſeinen Vater auf's Dringendſte, daß er fortziehen dürfe, um ſich zu rächen und Alten Byrtjyk dem jungen Burſchen, der wegen ſeiner geringen Abkunft und Armuth einer ſolchen Frau nicht würdig wäre, zu entführen. — Am Ende mußte Jedajkhan gegen ſeinen Willen die Bitte des Sohnes gewähren und Jeebet Mirgän begab ſich auf den Weg.

Als er an das Zelt des Burſchen gekommen war, band er ſein Pferd an den goldenen Pfahl und trat in das Zelt hinein. Er ſetzte ſich auf das Bett, und Alten Byrtjyk bewirthete ihn mit Speiſe und Trank. Der junge Burſche ſaß aber ruhig auf ſeinem Platze und äußerte kein Wort. Anfangs wollte Jeebet Mirgän keinen Wein trinken, ſondern goß Alles, was Alten Byrtjyk ihm vorlegte, unbemerkt in ſeinen Buſen. Alten Byrtjyk merkte es aber und nahm ſich auch in Acht. Wie ſehr ſie ihm auch zum Trinken aufforderte, ſo führte ſie die Schale doch nur an ihre Lippen und goß ſich den Wein in den Aermel. Der Burſche dagegen trank aber ſoviel als er konnte. Als er ſchon etwas betrunken war, ſagte Jeebet Mirgän: „Wollen wir eine Wette machen? Wir verſtecken uns, und der Eine ſucht den Andern auf: findeſt Du mich in meinem Schlupfwinkel, ſo nimmſt Du all mein Eigenthum, und ich werde Dein Sklave; finde ich aber Dich, ſo nehme ich Dich, Deine Frau und all Dein Eigenthum.“

Der Burſche nahm dieſen Vorſchlag an, und Jeebet Mirgän begab ſich auf den Rückweg, jener aber bereitete ſich ihm zu folgen. Alten Byrtjyk gab ihm indeß beim Aufbruch folgenden Rath: „Wenn Du in Jeebet Mirgäns Zelt kommſt, ſo wirſt Du auf einer Kiſte einen Bogen und Pfeil ſehen. Nimm dies und ſchleudere und biege nach Belieben den Bogen und Pfeil; denn Du

mußt wiſſen, das Jeebet Mirgän ſich in dieſen Bogen und Pfeil verwandelt hat.

Mit dieſem Rath begab der Burſche ſich zu Fuß auf den Weg. Jeebet Mirgän kam mitlerweile in ſein Zelt zu Hauſe, und Jedajkhan empfing ihn mit Sorgen und Kummer, indem er ſagte: „Vergebens wirſt Du mit Alten Byrtjyk ſtreiten; denn dieſer Streit wird mit unſerem gemeinſamen Tod enden. Siehe, die ſieben Götter (Kudai) des Himmels lebten in Einmüthigkeit mit uns; die ſieben Aina (böſen Geiſter) unter der Erde, waren uns unterthänig und ſiebenzig Fürſten der Erde gehorchten uns. Jetzt geht uns durch Deinen unglücklichen Streit mit Alten Byrtjyk Alles verloren, und wenn Du nicht mit ihr zu ſtreiten aufhörſt, verwandelt ſie uns noch obendrein in Steine.“ Als der Alte dieſe Rede beendigt hat, trat der Junge in das Zelt hinein, ſah einen Bogen und Pfeil auf der Kiſte und fing gleich an den Bogen und den Pfeil mit aller Kraft zu biegen und mit den Füßen zu treten. Jeebet Mirgän kam dabei in äußerſte Angſt und Gefahr und fing an den Jungen um Schonung zu bitten. Jedajkhan erhob ſich auch und verbeugte ſich vor dem jungen Burſchen und bat ihn, ſich mit Jeebet Mirgän zu verſöhnen. Der Junge wollte aber nichts von Verſöhnung wiſſen, bat jedoch Jeebet Mirgän, ihn jetzt, wo die Reihe des Verſteckens an ihm ſei, zu ſuchen. Dann begab er ſich auf den Rückweg. Jeebet Mirgän folgte ihm auf den Ferſen und wollte ihn nicht aus dem Geſicht verlieren. Als der Junge in das Zelt eintrat, ſtand Jeebet Mirgän ſchon auf dem letzten Berge hinter ihm. Zu Hauſe angekommen überlegte der Burſche, wo er ſich am beſten vor Jeebet Mirgän verbergen könne, Alten Byrtjyk verwandelte ihn aber in eine Nadel, die ſie in dem Aermel ihres Pelzes verbarg.

Ins Zelt hineingekommen fing Jeebet Mirgän an, den Burſchen überall zu ſuchen, konnte ihn aber nicht finden. Den ganzen Tag ſuchte er ihn vergebens, als die Sonne aber unterging, wurde ſowohl Jeebet Mirgän als ſein Pferd in Stein verwandelt. Alten Byrtjyk erzählte dem Burſchen, daß Jedajkhan auch in Stein verwandelt worden ſei und bat ihn ſich dahin zu begeben um

Jedajkhans Eigenthum ins Haus zu führen. Sie ſagte auch, daß die Hälfte der Leute Jedajkhans im Kriege überwunden worden wären und unter der Herrſchaft der böſen Geiſter (Aina) ſtänden. Dieſes Volk, bat Alten Byrtjyk den Jungen, ſolle er nicht nach Hauſe mit bringen, ſondern ihnen Wohnungen an einem beſonderen Orte anweiſen. Sie gab ihm noch folgenden Rath: „Im Zelte Jedajkhans wirſt Du zwiſchen ſeinen übrigen Habſeligkeiten eine verborgene Kiſte finden, und in dieſer Kiſte hat Jedajkhan den Geiſt Deines Füllens verſteckt; dieſes hat er in einer anderen Welt aufgeſucht und in Beſitz genommen, weil der, welcher Dein Füllen beſitzt, der größte Held auf der Erde iſt. Wenn Du die Kiſte öffneſt, wirſt Du darin ein Schwert finden, welches Du mit Deinen eigenen Händen in Dein Zelt tragen mußt; aber ſiehe zu, daß Dir unterwegs das Schwert nicht aus den Händen fällt; denn dies würde Dein Tod ſein. Kommſt Du wieder glücklich mit dem Schwert nach Hauſe, ſo wirſt Du der größte Held der Erde ſein und der Tod bekommt keine Gewalt über Dich."

Der Junge begab ſich auf die Fahrt, kommt zu Jedajkhans Zelt, ſieht das Pferd an dem Pfahl verſteinert, und im Zelte ſitzt Jedajkhan ſelbſt in Stein verwandelt. Die ſieben Götter freuen ſich über das Glück des Jungen; denn Jedajkhan war zur Hälfte aus dem Geſchlechte des Böſen geweſen, und die Götter hatten über ihn keine Macht. Mittlerweile öffnete er die Kiſte und fand ein Schwert darin, das wie eine brennende Flamme glänzte. Der Junge nahm das Schwert und befahl dem Ataman alle Leute und alle Güter nach Hauſe zu führen; aber dem beſiegten Volke ließ er durch den Ataman befehlen, ſich an dem Meeresufer, eine Tagereiſe von ſeinem Zelte, niederzulaſſen. Der Junge kam glücklich mit dem Schwert in ſein Zelt und nun fing Alten Byrtjyk zu fragen an, wo er den Kopf, die Mähne, den Schwanz und die Füße des Füllens, das von dem Wolf gefreſſen worden war, hingethan habe. Alles dieſes hatte der Burſche in ſeinem Otak verwahrt, und beſaß es noch. Alten Byrtjyk nahm die Reſte von dem Füllen unter ihre Obhut und bat den Burſchen, ſich zur Ruhe zu legen.

Als er am Morgen erwachte und aus dem Zelte hinaustrat, ſah er ein goldhaariges Pferd am Pfahl angebunden, aufgeſattelt und mit Bogen, Pfeil und einer Heldenrüſtung behangen. Er nannte ſein Pferd Goldfuchs (ein goldhaariges, rothgefärbtes Pferd) und ſich ſelbſt nannte er Alten Köök (goldner Kuckuck). Er richtete jetzt Alles zu einer großen Hochzeit vor und lud dazu ſeinen Schwiegervater Byrykhan und viele andere Leute ein. Bei der Hochzeit ſagte Byrykhan, daß er nicht mehr allein leben wolle, ſondern im Verein mit ſeiner Tochter und Schwiegerſohn. Er ließ ſodann alle ſeine Pferde und ſein Vieh zu Alten Köök treiben, und das ganze Meeresufer ward mit dem Viehe und übrigen Gütern Alten Kööks angefüllt. Nun ſagt Alten Byrtjyk zu Köök: „Bei Jedajkhan leben ſiebzig Bojaren und ſiebenhundert andere Männer,

Nach dreimal vier und zwanzig Stunden werden sie kommen um Dich zu bekriegen, und entweder wirst Du diese tödten, oder sie nehmen Dir und Deinem Volke das Leben." Anstatt sie zu Hause abzuwarten, rüstete sich Alten Köök und rückte ihnen auf seinem Goldfuchs entgegen, und bevor er fortritt, versprach er nach drei Jahren zurück zu kehren, wenn er noch am Leben sei. Dann ritt er davon und blieb so lange weg, bis Alten Byrtjyk ihn mit einem Sohne beschenken konnte.

Als der Sohn eines Helden gedieh und wuchs der Knabe groß, fing an zu reden und zu gehen und spielte auf dem Felde.

Eines Abends geschah es, daß der Junge nirgends auf dem Felde zu finden war. Er hatte sich zu den besiegten Völkern Jedajkhans begeben, und dort hatte er sechs Männer sammt einem siebenten, Tasol, d. h. Steinkopf genannt, unter einem Felsen stehen sehen. Diese Männer waren kräftige Helden, welche ein Heldenspiel spielten, indem sie große Steine ins Meer warfen, jeder Stein aber, den sie Morgens in das Meer warfen, schwamm bis zur Mittagszeit wieder hinauf an das Ufer. Die Männer beriethen sich und wollten den Jungen ermorden, der siebente widerrieth ihnen aber ihren Mordanschlag. Darnach nahmen die sechs Männer einen Strick, banden Tasol und den Jungen damit und warfen sie hinaus in das weite Meer.

Alten Byrtjyk suchte ihren Knaben mehrere Tage und kam auch an die Stelle, wo die sechs Männer unter dem Felsen standen und spielten. Als Alten Byrtjyk ihr Spiel sah, ahnete sie, daß diese Männer ihren Sohn verzaubert hatten. Darauf kehrte sie nach ihrem Zelt zurück und beweinte das verlorne Kind. Den ganzen Tag über weinte sie und schlief erst tief in der Nacht ein. Als sie erwachte sahe sie auf der andern Seite des Meeres ein unermeßliches Gebäude. Alle Leute wunderten sich über dasselbe und Niemand wußte was man darüber denken sollte. Der Tag verging und Alle gingen zur Ruhe. Als sie aber am Morgen erwachten, war die Hälfte der Leute und des Viehes nach dem großen Gebäude auf der andern Seite des Meeres hinüber geführt worden. Jetzt ahnete Alten Byrtjyk, daß die sechs Männer,

die ſie am Meeresufer ſpielen geſehen hatte, alles dieſes gethan hatten. Gegen Abend verwandelte ſich Alten Byrtjyk in eine Eiſenſchwalbe und flog über das Meer nach dem großen Gebäude. Von dort flog ihr ein Falke entgegen: Alten Byrtjyk fürchtete ſich aber vor demſelben und wollte entfliehen, der Falke bat ſie indeß zu verweilen und verſprach ihr nur Gutes zu thun. Alten Byrtjyk blieb, der Falke näherte ſich, im Schnabel einen kupfernen Feuerſtahl und in den Klauen eine goldene Doſe tragend. Dann bat der Falke Alten Byrtjyk ihn zu begleiten, flog über das Meer und ſetzte ſich auf einen Felſen. Nun ward aus dem Falken ein Menſch und es war derſelbe Taſol, welchen die ſechs Helden zugleich mit dem Knaben in das Meer geworfen hatten.

Auf dem Felſen ſitzend, ſprach nun Taſol zu Alten Byrtjyk: „Dieſer Feuerſtahl gehörte vormals Jedajkhan und wurde von den ſechs unter dem Felſen ſpielenden Helden geſtohlen. Mit dieſem Feuerſtahl beherrſchte Jedajkhan alles Volk; denn jedesmal wenn man damit ſchlägt, kommen 100 Helden zur Welt. Damit kann Alles, was man nur wünſcht, herbeigeſchafft werden, man kann damit Brücken über das Meer bauen, Felſen zertrümmern u. ſ. w. Ich habe nun dieſen Stahl jenen ſechs Helden wieder entwendet und damit iſt ihre Macht zu Ende. In der goldenen Doſe iſt der Geiſt Deines Sohnes aufgehoben: er iſt dort hinein von den ſechs Männern gebracht worden, und auch die Doſe habe ich ihnen entwendet.“

Dann nahm Taſol den Feuerſtahl, ſchlug zwei Mal gegen den Stein und gleich ſtanden zweihundert Helden da. Taſol befahl nun den Helden, daß ſie die ſechs Männer tödten und verbrennen und alles Uebrige über das Meer bringen ſollten. Kaum war dies geſchehen, als auch Alten Köök aus der Erde heraufſtieg, und zu ſeiner Frau und zu ſeinem Volk zurückkehrte. Endlich nahm Taſol den Geiſt des Knaben aus der Doſe und machte auch ihn wieder zu einen Menſchen. Taſol und Alten Köök wurden nun Brüder, letzterer gab ihm ein Pferd und nachher lebten ſie alle ihre übrigen Jahre mit einander in Freuden und Eintracht.

P. Chr. Asbjörnſen.

Die Geſchichte von der kleinen Schipp-Schipp.

Engliſches Thiermärchen.

Als das kleine Fräulein Schipp-Schipp eines Tages in den Wald ging, fiel ihr eine Eichel auf ihren armen kahlen Kopf und ſie dachte, der Himmel falle ein. Sie ſagte alſo: „Ei, ich will hin zum König gehen und ihm ſagen, daß der Himmel eingefallen iſt.“ Alſo machte Schipp-Schipp Kehrt und traf Madame Putt-Putt.

„Ei, Frau Putt-Putt, wo ſoll es hingehen?“ Und Madame Putt-Putt ſprach: „Ich gehe in den Wald und ſuche mir Futter.“ Da antwortete Fräulein Schipp-Schipp: „O, Putt-Putt, damit iſt's vorbei, denn ich war bereits da, und da fiel der Himmel auf meinen armen kahlen Kopf, und nun gehe ich hin und erzähle es dem König!“

Alſo kehrte Frau Putt-Putt mit Fräulein Schipp-Schipp um, und traf Herrn Kikriki.

„He, Meiſter Kikriki, wohin ſoll's gehen?“ Und Herr Kikriki ſagte: „Ich gehe in den Wald und will mir Futter ſuchen.“ Da ſagte Frau Putt-Putt: „O, guter Kikriki, drehe um, denn ich wollte auch dahin, da traf ich Fräulein Schipp-Schipp, und Fräulein Schipp-Schipp war ſchon im Walde geweſen, und da war der Himmel auf ihren armen kahlen Kopf gefallen, und nun gehen wir, um es dem König zu melden.“

Alſo drehte Herr Kikriki um und traf Frau Biele-Biele. „Guten Tag, Biele-Biele, wo ſoll's denn ſchon hingehen?“ Und Frau Biele-Biele antwortete: „Ich gehe in den Wald, um mir Futter zu ſuchen.“ Da verſetzte Herr Kikriki: „O, meine gute Frau Biele-Biele, damit iſt's nichts, denn ich wollte auch dorthin, allein da begegnete mir Frau Putt-Putt, und Frau Putt-Putt hatte Fräulein Schipp-Schipp getroffen, und Fräulein Schipp-Schipp war im Walde geweſen, und da war der Himmel auf ihr armes kahles Köpfchen gefallen, und nun gehen wir hin, um es dem König zu melden.“

Alſo machte auch Frau Biele-Biele Kehrt und begegnete Meiſter Quack-Quack. „Ei, guten Morgen, Herr Quack-Quack;

wo wollt Ihr denn ſchon hin?“ Und Meiſter Quack-Quack antwortete: „Ich gehe in den Wald und will mir Futter ſuchen.“ Da ſagte Frau Biele-Biele: O, guter Herr Quack-Quack, drehet nur wieder um, denn ich wollte auch ſchon hin, aber da traf ich Herrn Kikriki, und Herr Kikriki hatte wieder Frau Putt-Putt getroffen, und dieſe war bereits Fräulein Schipp-Schipp begegnet, und Fräulein Schipp-Schipp war im Walde geweſen und da war der Himmel auf ihren armen kahlen Kopf gefallen, und nun ſind wir auf dem Wege zum König und wollen ihm es melden.“

So drehte auch Herr Quack-Quack um und begegnete der Madame Huſch-Huſch. „Ei, Frau Huſch-Huſch, wohin ſo früh?“ Und Frau Huſch-Huſch antwortete: „Ich will in den Wald und mir dort Futter holen.“ Da ſagte Herr Quack-Quack: „O, meine gute Madame Huſch-Huſch, das laſſen Sie nur ſein, denn ich wollte auch dorthin, da begegnete mir aber Frau Biele-Biele, und Biele-Biele hatte Herrn Kikriki und Herr Kikriki hatte Madame Putt-Putt, und dieſe hatte wieder das kleine Fräulein Schipp-Schipp getroffen, und Schipp-Schipp war im Walde geweſen, dort war aber der Himmel auf ihren armen kleinen nackten Kopf gefallen, und nun gehen wir alle hin zum König und wollen ihm das melden.“

Alſo drehte auch Frau Huſch-Huſch um, da kam auf einmal Monſieur Schnatter-Schnatter angewackelt. „Ihre Dienerin, Herr Schnatter-Schnatter, wo wollen Dieſelben denn hin?“ Und Schnatter-Schnatter ſprach: „In den Wald will ich und mir was zu eſſen holen.“ Da verſetzte Frau Huſch-Huſch: „O, mein guter Herr Schnatter-Schnatter, damit iſt's nichts; ich war auf demſelben Wege, da traf ich Herrn Quack-Quack, und Herr Quack-Quack war der Madame Biele-Biele begegnet, und dieſe wieder Herrn Kikriki, und Herr Kikriki hatte wieder Frau Putt-Putt getroffen, und Frau Putt-Putt war dem Fräulein Schipp-Schipp begegnet, und dieſe war im Wald geweſen, allein da war der Himmel auf ihren armen kahlen Kopf gefallen, und nun ſind wir auf dem Wege zum König und wollen ihm das erzählen!“

So drehte alſo auch Monſieur Schnatter-Schnatter um und

ſtieß auf Herrn Kauter-Kauter. „Guten Tag, Kauter-Kauter, wohin willſt Du denn?“ Und Kauter-Kauter antwortete: „Ich gehe in den Wald und ſuche mir dort was zu eſſen.“ Da ſagte aber Monſieur Schnatter-Schnatter: „O, lieber Kauter-Kauter, drehe nur wieder um, denn ich war auch ſchon dorthin auf dem Wege, allein da kam Frau Huſch-Huſch gewatſchelt, und die hatte Herrn Quack-Quack geſprochen, und Herr Quack-Quack war der Madame Biele-Biele begegnet, und dieſe hatte Herrn Kikriki getroffen, der hatte Frau Putt-Putt geſehen, und da war Fräulein Schipp-Schipp ſchon im Walde geweſen und der war der Himmel auf ihren armen kahlen Kopf gefallen, und nun ſind wir alle auf dem Wege zum König und wollen es ihm erzählen!“

Alſo drehte Kauter-Kauter auch um, und ſo ging er denn mit Schnatter-Schnatter, Huſch-Huſch, Quack-Quack, Biele-Biele, Kikriki, Putt-Putt und Schipp-Schipp weiter. Und als ſie nun ſo zuſammen dahinſchlenderten, da kam Herr Fuchs-Fuchs. Und Fuchs-Fuchs ſagte: „Ei, wo ſoll es denn hingehen, meine hübſchen Damen?“ Und da antworteten ſie: „Fräulein Schipp-Schipp iſt im Walde geweſen, da iſt der Himmel auf ihr armes kahles Köpfchen gefallen, und nun gehen wir hin zum König und wollen es ihm erzählen.“

Da ſprach Meiſter Fuchs-Fuchs: „I da kommt mit mir, ich will Euch den Weg zeigen!“ Aber Fuchs-Fuchs führte ſie in ſein Fuchsloch und da fraßen er und ſeine Herrn Söhne das arme Fräulein Schipp-Schipp, Frau Putt-Putt, Meiſter Kikriki, Frau Biele-Biele, Meiſter Quack-Quack, Madame Huſch-Huſch, Monſieur Schnatter-Schnatter und Herrn Kauter-Kauter, und die ſahen niemals den König und konnten ihm nicht erzählen, daß der Himmel eingefallen ſei.

J. L. Th. Gräße.

Anmerkungen.

Zu Nr. 1. Erzählt nach J. Orchard Halliwell, Popular Rhymes and Nursery Tales. London 1849 in 8. p. 95 sq. und The Child's Own book. London s. d. VIIth ed. in 12. p. 302 sq. Die älteste Form dieses Märchens ist in Versen (Tom Thumbe, his Life and death. London, J. Weight 1630 in 8.), es giebt aber auch eine Prosaumarbeitung mit Zusätzen von Richard Johnson (The History of Tom Thumbe, the Little for his small stature surnamed King Arthurs dwarfe etc. London, Th. Langley 1621 in 12.), die oft gedruckt ist. Ueber die historischen Beziehungen s. Thomas Redivivus or a compleat History of the Life and marvellous Actions of Tom Thumb. In three tomes interspersed with that ingenious Comment of Dr. Wagstaff. London 1729 in Fol. und Quarterly Review Vol. XXI. p. 100.

Zu Nr. 2. Aus dem „Juletræt" von 1851. Diese Bearbeitung stand schon in Kühne's Europa 1857, Nr. 3.

Zu Nr. 3. Erzählt nach Halliwell a. a. O. p. 82 sq. Ich habe mir erlaubt den Namen des Helden dieses Märchens, Tom Hickathrift, mit „Dummbusel" wiederzugeben, weil letzterer mir dem Inhalte angemessener schien. Auch hier liegt eine historische Person, „Hickefrickus" genannt, zu Grunde, wie Halliwell a. a. O. p. 81 aus einer Stelle einer alten Beschreibung der Grafschaft Norfolk (Icenia, Descriptio Norfolciæ p. 138) gezeigt hat. S. a. Beloe, Anecd. of Liter. Vol. VI p. 436.

Zu Nr. 4. Aus dem „Illustrieret Kalender. Christiania 1853 in 8." p. 31.

Zu Nr. 5. Aus dem „Juletræt" von 1850 p. 54 sq.

Zu Nr. 6. Aus der zweiten Ausgabe der „Norske Folkeeventyr." Nr. 59. p. 356 sq. „Bonde Veirsky."

Zu Nr. 7. Aus M. A. Castrén, Nordiska Resor och Forskningar. Vol. IV, (welcher unter dem Specialtitel: Ethnologiska Föreläsningar öfver Altaiska Folken samt Samojediska och Tatariska Sagor. Helsingfors 1857 in 8. erschienen ist) p. 239 sq.

Zu Nr. 8. Aus der zweiten Ausgabe der „Norske Folkeeve." Nr. 60 p. 365 sq. „Det blaae Baand."

Zu Nr. 9. Aus Castrén a. a. O. p. 180 sq.

Zu Nr. 10. Aus „J. A. Friis, Lappiske Spragprøver. Christiania 1856 in 8. p. 6 sq. „Ræven og Bjørnen."

Zu Nr. 11. Aus „P. Chr. Asbjørnſen, Norske Huldreeventyr og Folkeſagn I. Sammling. Chriſtiania 1845 in 8.“ p. 188 sq. „Jutulen og Johannes Bleſſom.“

Zu Nr. 12. Aus dem „Juletræt von 1850,“ S. 46 sq. „Guldſæbla“; dieſer Name der Ziege iſt unüberſetzbar.

Zu Nr. 13. Aus der zweiten Ausgabe ſeiner „Folkeeventyr.“ Nr. 55 p. 339 sq. „Lurvehætte.“ Offenbar liegt hier der alte Aberglaube von dem ſogenannten Glückshelm oder Glückshaube, Wehmutterhäublein ꝛc. zu Grunde, über welche Grimm, Mythol. p. 828 sq., der aber das Vorkommen deſſelben in Norwegen nicht kennt, zu vergleichen iſt.

Zu Nr. 14. Bearbeitet nach: Contes du Cheykh El-Mohdy. Traduits de l'Arabe d'après le manuscrit orginal p. J. J. Marcel. Paris 1833, 3 vol. in 8. Vol. II. p. 323 sq. „La bague mystérieuse ou les Voyages merveilleux de Murad-le-Bossu.“

Zu Nr. 15. Aus „Suomen Kanſan Satuja ja Tarinoita. Helſingiſſä 1852.“ I. Oſa p. 37 sq. (d. h. die Märchen und Sagen des finniſchen Volkes von Eero Salmelainen [Erich Rudbeck.] —)

Zu Nr. 16. Aus demſelben Werke: II. Oſa p. 92 sq.

Zu Nr. 17. Aus dem „Illuſtr. Kalender. Chriſtiania 1853“ p. 23 sq.

Zu Nr. 18. Aus Halliwell a. a. O. p. 39 sq., „The three heads of the well,“ wo bemerkt iſt, daß dieſes Märchen aus dem alten Volksbuche „The three Kings of Colchester“ ausgezogen iſt.

Zu Nr. 19. Aus Halliwell a. a. O. p. 53 sq. „The bull of Norroway.“ In den Anmerkungen zur zweiten Ausgabe der „Folkeeventyr“ p. 470 sq. findet man die Vergleichungen mit anderen Märchen.

Zu Nr. 20. Aus Halliwell a. a. O. p. 43 sq. „The maiden and the frog.“ Es iſt das bekannte Märchen vom eiſernen Heinrich oder Froſchkönig.

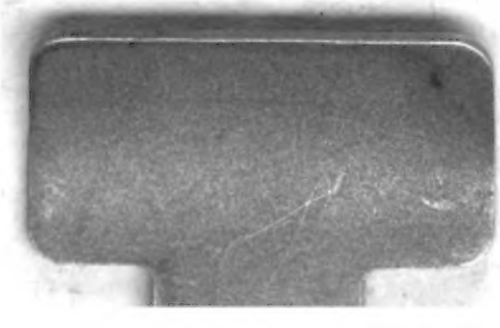
Zu Nr. 21. Aus Castrén a. a. O. p. 242 sq.

Zu Nr. 22. Aus Halliwell a. a. O. p. 29 sq. „The story of Chicken-Licken.“ In Rob. Chambers, Popular rhymes, fireside and nursery stories of Scotland p. 211 ſteht ein ähnliches Märchen „the hen and her fellow travellers.“ Man findet daſſelbe auch in Norwegen, (Folkeeventyr Nr. 42. „Hønen, ſom ſkulde til Dovrefjeld, for at ikke Alverden ſkulde forgaae“) und im Elſaß (ſ. Stöber, Elſäſſiſches Volksbüchlein. p. 97: die dummen Thiere).

Digitized by Google

Digitized by Google

C. Walter.



Digitized by Google

Digitized by Google